This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

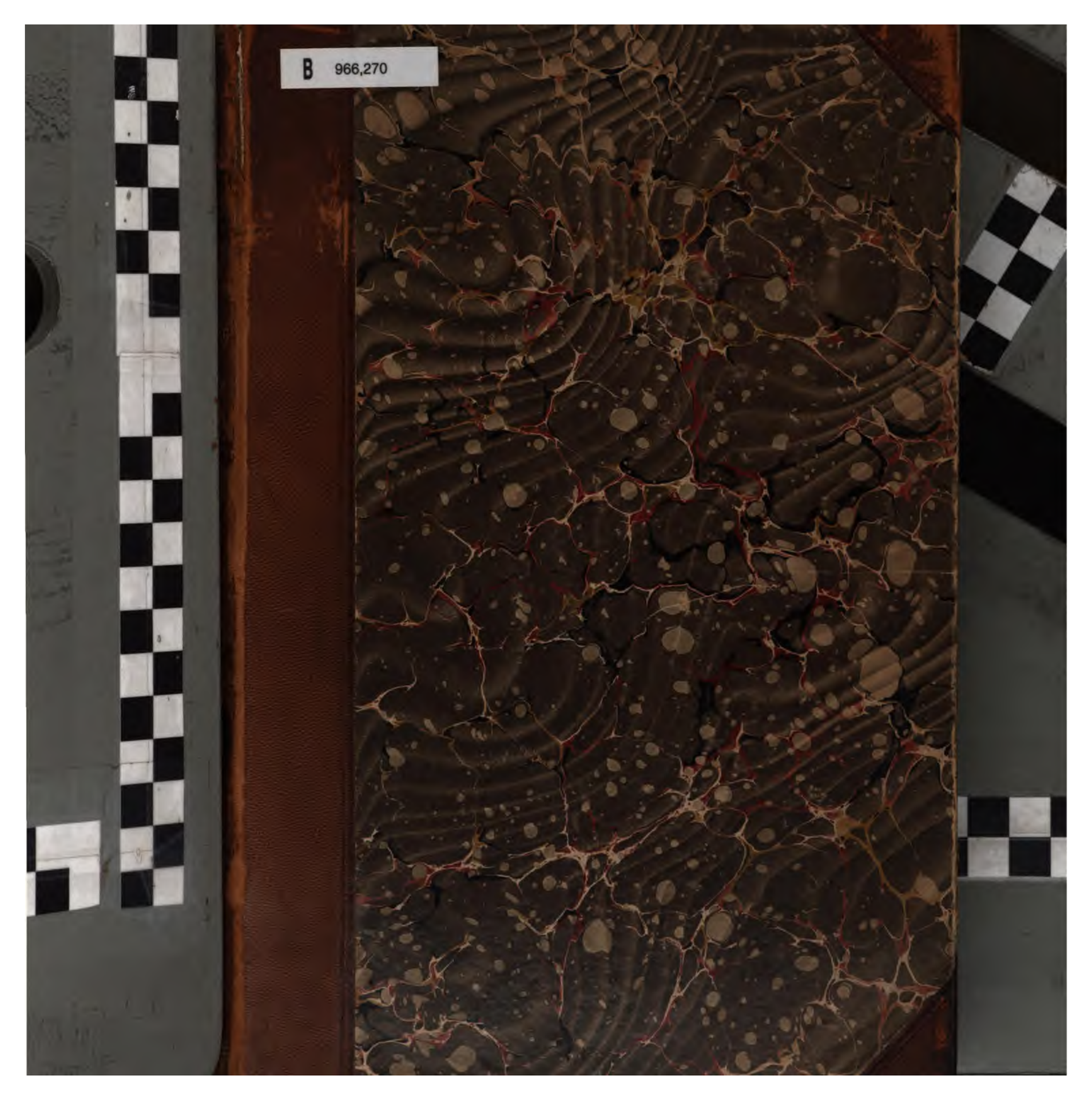
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

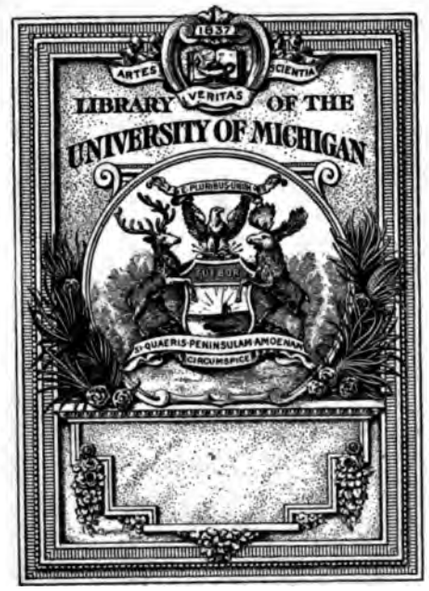
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

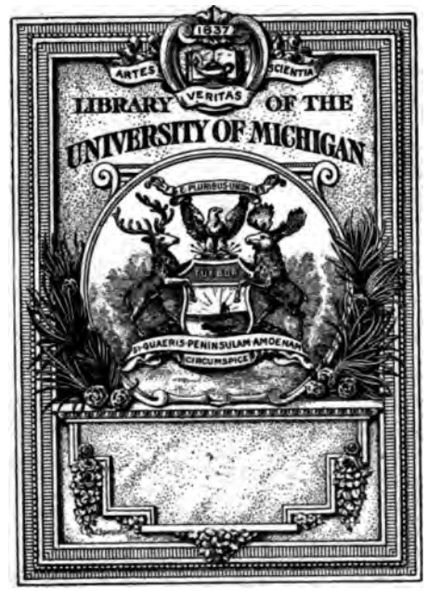
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

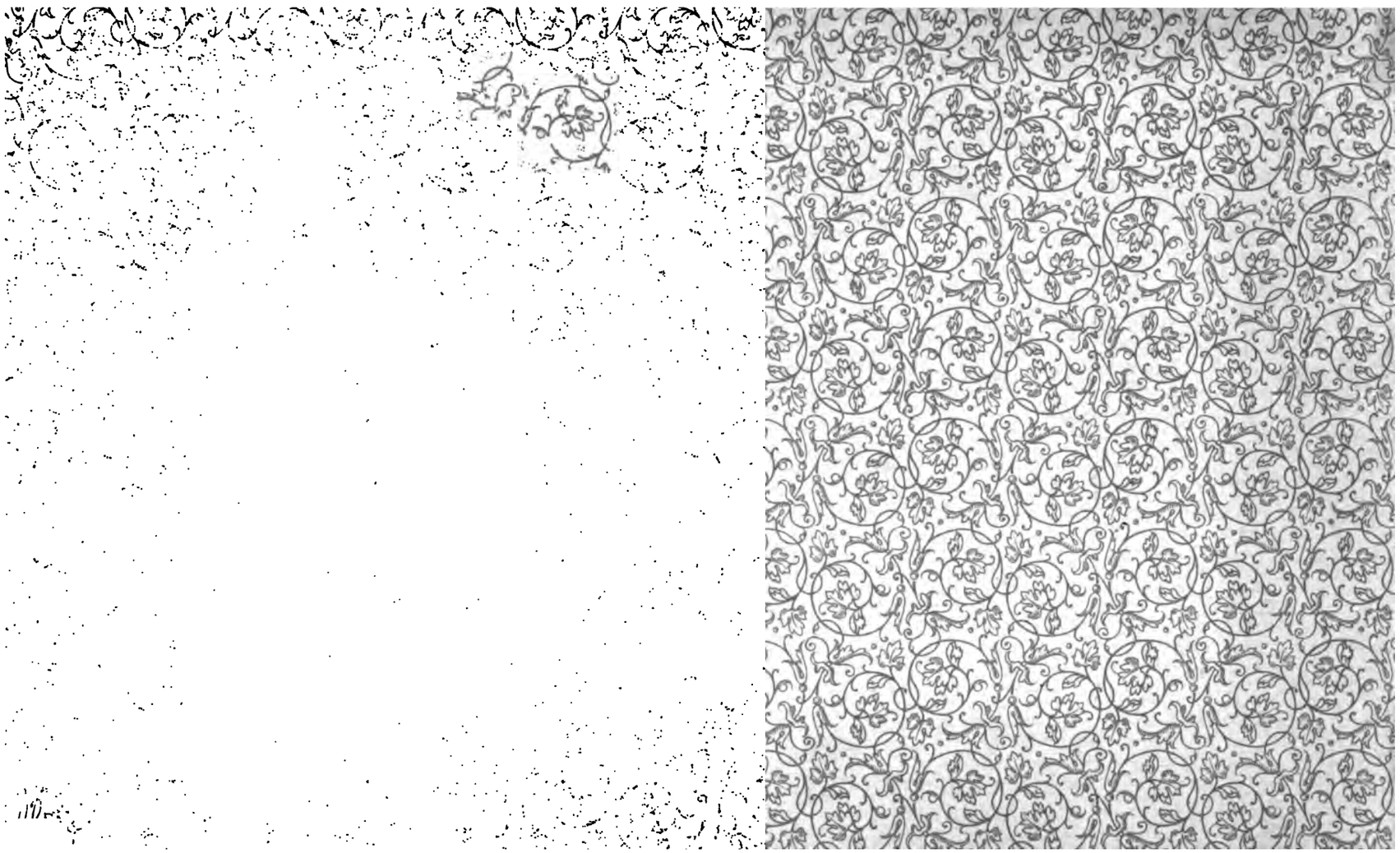
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


B 966,270


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



F86 fw

Festschrift

zu

Goethes

150. Geburtstagsfeier

16555

dargebracht

vom

Freien Deutschen Hochstift.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Gebrüder Knauer
1899.

DER WAHRHEIT SCHLEIER AUS DER HAND

Festschrift

zu

Goethes

150. Geburtstagsfeier

16555

dargebracht

vom

Freien Deutschen Hochstift.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Gebrüder Knauer
1899.

Alle Rechte vorbehalten.

Festgruß

zur hundertfünfzigsten Wiederkehr

von Goethes Geburtstag.

Zum hundertfünfzigsten Geburtstage Goethes bringt das Freie Deutsche Hochstift den Verehrern Goethes, den Freunden und Förderern seiner Werke einen festlichen Gruß. Unsere Stiftung, die Hüterin des Geburtshauses des großen Mannes, die Pflegerin der Erinnerungen an ihn, die Fördrerin der an die Werke Goethes sich anschließenden Wissenschaften, weiß sich in diesen Aufgaben mit allen denen einig, die gleiche Ziele verfolgen und wendet sich darum an diese vertrauensvoll mit der Einladung, mit ihr die Hauptfeier des hohen Tages in der Geburtsstadt Goethes selbst zu begehen. In welchem Sinne Frankfurt diesen Tag feiert, mag in deutlicherer Sprache, als es das Wort für sich allein vermöchte, das schöne Bild darthun, das Meister Moritz von Schwind einst bei der Enthüllung des von Schwanthaler geschaffenen Goethestandbildes erfunden hat. Mit dem dem Meisterkünstler eigenen ahnungsvollen Blick

hat die klar gestaltende Kraft Schwinds die besondere Veranlassung und die allgiltige Bedeutung Goethes in großen vielbedeutenden Zügen zu erfassen und darzustellen gewußt: die schönheitsdurchtränkten Gestalten locken zu immer neuem Nachdenken und Nachfühlen all des Einzelnen, das des Künstlers Geist und Herz „zur allgemeinen Weihe" rief, wo es nun „in herrlichen Akkorden schlägt". Der Geist aber, der aus ihnen spricht, ist der Geist, der auf dem Boden der antiken Kultur sich aufbauenden modernen humanen Kultur, die immer reicher und mächtiger in alle Richtungen des geistigen und des materiellen Lebens eingreift und sie immer tiefer und fruchtbarer durchdringt. Um so sicherer dürfen wir sein, daß alle Träger dieser Kultur sich in der Feier des großen Genius einig fühlen und gerne das Geburtsfest in der Geburtsstadt mitfeiern werden, mögen sie, wie wir es wünschen, recht zahlreich persönlich erscheinen, mögen sie aus der Ferne geistig teilnehmen und nur herzlich hergedenken. Ihnen allen gilt der Gruß, den die Geburtsstadt Goethes durch unsere Stiftung ihnen hierdurch froh und festlich zusendet.

Frankfurt am Main im August 1899.

Das Freie Deutsche Hochstift.

Die Geburt Goethes.

Transparent von Moritz von Schwind.
Gemälde von Otto Donner-von Richter.

Mit dem Worte Goethes: „Am 28sten August 1749, mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Konstellation war glücklich: die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an“ war dem Künstler der Weg gewiesen, den er betreten mußte: wie er ihn ging, blieb sein eigenes Werk. Wie Goethe selbst, vereinigt auch er die zwei Welten, die überirdisch waltende, das Schicksal des Einzelmenschen in ihre Obhut nehmende Welt mit der irdischen Welt der Thatsächlichkeit: ihre reichen Beziehungen erhalten ihren Ausdruck in bedeutungsvollen Trägern weitgreifender Anregungen. So wirken die beiden Kreise zusammen, um Schicksal und Anteil in ihrem Walten zu gunsten des glücklichen Neugeborenen aufzuweisen.

Im Querschnitte des Geburtshauses ruht in der Wiege das beglückte Kind, das solch hohem Geschick entgegensieht: von dem Rechte des Künstlers Gebrauch machend, hat ihm Schwind einen reiferen, sinnenden Ausdruck gegeben, als ob es, wie das von der Sixtinischen Madonna getragene Kind, bereits etwas von dem ahnte, was ihm in dieser Welt bevorsteht. Das bedeutungsvolle Goethische Wappen der drei Leyern im Giebelfeld ist für es gleichsam lebendig geworden. Die Muse des dramatischen und die Muse des epischen Gesanges lehnen ruhig an dem Haus an, während über ihm die begeistert aufschauende und schon die Saiten rührende Muse des lyrischen Gesanges hervor-

ſchwebt. Um die drei Muſen und das von ihnen behütete Haus mit ihrem Schützling ſpannt ſich der Tierkreis, in dem die „Jungfrau“, das Geſtirn des Auguſtmonats, kulminiert. Von rechts her (vom Beſchauer aus) ſchwebt Venus, in anmutiger Wendung ſich herüberbeugend, und ſtreut Roſen auf den künftigen Liebling der Frauen, und der unter ihren Armen neugierig herabſchauende Amor hält ihm den Bogen hin, von dem er dereinſt ſo manchen treffſicheren Pfeil verſenden ſollte. Und was den blöden irdiſchen Augen in heller Nacht wohl als Mondhof erſcheint, zeigt ſich hier in ſeiner Wirklichkeit: Tauben begleiten die Göttin, „wunderflugs beſondrer Art“. Ein Amoretto hilft Roſen ſtreuen, ein anderer, an die Mutter ſich haltend, ſchaut neugierig und zugleich begünſtigend herab. Über der Venus ſchwebt der Stern, deſſen vergeiſtigtes Leben hier Geſtalt geworden iſt. Aber nicht ernſt und gewichtig ſoll die Macht der Göttin wirken: neckiſch kommt hinter ihr der Scherz, der Jokus, hervor und hebt ſchalkhaft lächelnd die Narrenpritſche, und Fortuna, die ihr Füllhorn bereit hält, die leichtbewegliche, muß darauf verzichten, den „Liebling der Götter“ wieder zu verlaſſen: ſie merkt es nicht, wie ein Putto ihr das Rad ſtiehlt. Über der ganzen Gruppe ſchweben aber die drei Grazien: was ſich auch hier für ein Leben entfalte, die Anmut ſoll es immer und überall erfüllen. Und von links her naht ſich Jupiter, deſſen Stern mit dem der Venus, bei der Geburtsſtunde, freundlich geblickt hatte. Segnend erhebt er die Hand über den jungen Sprößling, dem er den zweiten Weg für ſein Wirken eröffnet: er hält ihm die Diana von Epheſus hin, die unermüdliche, ſtets neue Geſtalten ſchaffende Verkörperung der die Welt erfüllenden und die Elemente zu immer neuen Vereinigungen lockenden Lebenskraft. Ernſt ſchaut auf ſie Pallas Athene, die erhabene Göttin der Weisheit, der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis, herab. Aber ſie vermöchte doch nicht zu dem von den Menſchen nur zu ahnenden Zuſammenhang der Dinge durchzudringen, wenn nicht das Schoskind Jupiters, ſeine „ewig bewegliche, immer neue, ſeltſame Tochter“, die Phantaſie, ſich dazu geſellte und ſich nicht anſchickte, das ſtarre Symbol der ſchöpferiſchen Natur mit lebendigen Blumengewinden zu ſchmücken: erſt wenn ſich das ſtrenge Wiſſen mit der nachſchaffenden

Kraft eines durch das Gewirre aller Einzelheiten hindurch ſicher den unbewußten Pfad wandelnden Erfaſſens des Ganzen vereint, vermag ſie den tieferen Zuſammenhang der Dinge zu erforſchen und zu ſchauen, wie „Himmelskräfte auf- und niederſteigen", wie ſie „harmoniſch all' das All durchklingen". Dies Erkennen aber baut ſich auf dem Erfaſſen der von der Lebenskraft erfüllten Elemente auf: ſo umſchweben Jupiter Amoretten, von denen einer den Regenbogen, das Symbol der Luft, der zweite die Garbe, das Symbol der Erde, der dritte den Delphin, das Symbol des Waſſers, hält: der vierte aber ſtiehlt dem Himmel das Feuer, den Blitzſtrahl, den der Vogel Jupiters in den Klauen hält. Genäſchig wendet dieſer ſich eben nach Ganymed um, der die Schale für Jupiter füllt und ſie dem gierig nach ihr langenden Adler entzieht: da merkt dieſer nicht, wie der Blitz von dem Amoretto erfaßt wird. Über allem aber, das Weſen gerade dieſes Dichters und Forſchers in ein Wort, das er ſelbſt geſprochen hat, zuſammenfaſſend, erſcheint, aus dem Wolkennebel ſich hebend, die Wahrheit, die Flamme der alles durchdringenden Erkenntnis auf dem Haupte, und hält über ſich den Schleier, der dem Neugeborenen das Ziel ſeines Lebens offenbart: „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit".

Unten neben dem Hauſe ſitzt links die Hüterin, Frankofurtia, die ſich auf ihren Wappenſchild ſtützt. Auf dem Schoße hält ſie das Modell des in der Stadtallee, dem nunmehrigen Goetheplatz, errichteten Denkmales. Zu ihr tritt der weiße Hirſch aus dem Hirſchgraben her, auf deſſen aufgefülltem Boden das Geburtshaus ſteht. Dahinter erſcheint der „Römer" mit dem Kaiſerſaal, darüber die Iſenburger Warte, die Vertreterin von Sachſenhauſen. Neugierig treten Kinder, die Nachkommen der Goethezeit in Frankfurt, zum Denkmal heran, um es zu beſchauen, während andere zu Füßen der Stadtgöttin ſitzen und mit dem Studium der Werke des Gefeierten beſchäftigt ſind. Auf der rechten Seite ruht der Flußgott Moenus, der Main, zu deſſen Füßen Bacchus liegt: aus ſeinem Füllhorn quillen die Trauben, die damals weit mehr als jetzt in und um Frankfurt angebaut wurden. Zum Flußgott eilt ein Kind herbei, um die von dem Moenus begrüßte

Flotte zu sehen. Lustig flattern die Wimpel in der Luft und erzählen, wie aus Deutschland — Österreich, Preußen, Bayern, Sachsen u. a. — und aus dem Ausland — Frankreich, England, Amerika, Italien (Savoyen) — die Verehrer des großen Mannes herbeiströmen, um ihm und seinem Genius zu huldigen.

So hat die Gunst des göttlichen Geschickes ihr Ziel erreicht, erreicht im Vereine mit der Gunst der irdischen Verhältnisse, in die das beglückte Kind hineingeboren worden ist und deren Anteil an der Entfaltung seiner Kräfte nicht gering war.

Das von Schwind geschaffene Transparent, das 1844 das ganze Hofthor des Pfuhlhofes, des auf dem Roßmarkt mündenden Hinterhauses des „Weidenbusches", des heutigen Hotels Union auf dem Steinweg, einnahm, ist verloren gegangen; es war m 6,46 auf 1,74 groß. Schwind hat eine kleine Originalradierung davon in dem Werke „Das Goethedenkmal in Frankfurt a. M.", das bei der Enthüllung des Denkmals 1844 erschien, mitgeteilt. Im Besitze des Freiherrn von Bethmann befindet sich eine Aquarellskizze zu dem Transparent; sie war ebenso wie ein zweiter, im Besitze der Witwe des Künstlers, Frau Luise Schwind, befindlicher Entwurf, eine Sepiazeichnung, die einige Abweichungen aufweist, auf der Schwindausstellung des Freien Deutschen Hochstiftes im Mai 1887 zur Anschauung gebracht (Katalog Nr. 137, 48, 173). Im Jahre 1898 hat das Freie Deutsche Hochstift den glücklichen Umstand, daß ein trefflicher Schüler Schwinds, der an der Herstellung des Transparentes mitgearbeitet hatte, noch in voller künstlerischer Kraft wirkte, dazu benutzt, für das Goethemuseum das Bild wieder lebendig werden zu lassen. Professor Otto Donner von Richter hat auf Grund der vorhandenen Skizzen, mit Hilfe seiner Erinnerung und der genauen Kenntnis von Schwinds Gefühls- und Arbeitsweise, nach den eingehendsten Vorarbeiten und Versuchen das Bild in leichtübersehbarer Größe (1,55 × 1,07) neu geschaffen. Um den Charakter des Transparentbildes zu wahren, hat der Künstler den lichten Grundton beibehalten. Trotzdem er Ölfarben verwendete, so ist der keusche Hauch der Farbe, der dem Charakter der Schwindischen Malerei eigen ist, in glücklichster Weise ebenso bewahrt, wie die edle

Linie, der reine Adel der Formſchönheit zu vollem Ausdruck gelangt iſt. Von dieſem Werk iſt unſer Blatt eine Nachbildung. In der orthochromatiſchen Photographie iſt die „Jungfrau“ im Tierkreis, die mit dieſem in der gleichen Farbe gehalten iſt, nicht deutlich erſchienen. Sonſt giebt der Photographiedruck eine getreue Vorſtellung des Bildes, deſſen Farbenſchönheit jedoch nur vor dem Originale vollſtändig empfunden werden kann.

Inhalt:

Seite

Festgruß. III

Die Geburt Goethes. VII

Goethes Beziehungen zu Wilhelm von Diede. Mit sechs ungedruckten Briefen Goethes. Von Prof. Dr. V. Valentin 1

Die Familien Goethe und Bethmann. Von Dr. Heinrich Pallmann, München 49

Der junge Goethe und das Frankfurter Theater. Von E. Mentzel 105

Zwei Bilder aus Goethes Jugendzeit. Von Alexander Freiherrn von Bernus auf Stift Neuburg 179

Zum Erdgeist in Goethes „Faust". Von Dr. Robert Hering 187

Friedrich Georg Goethe, des Dichters Großvater. Von Dr. K. Jung 209

Goethe und seine Vaterstadt. Von Dr. O. Heuer . . . 251

Verzeichnis der Abbildungen.

(Nachahmungen der Abbildungen sind nicht gestattet. Herausgeber und Verleger.)

Lichtdruck-Tafeln.

(Hergestellt in der Großh. Hess. Hofkunstanstalt Kühl & Co. in Frankfurt a. M.)

Die Geburt Goethes. Gemälde von O. Donner-von Richter nach der Skizze von M. v. Schwind. (Titelbild.)

Entwurf zu dem Denkmal für Diedes Schwester Sophie; Vase mit dem Sinnbild der brüderlichen Liebe. Originalzeichnung von Nothnagel. (Zu S. 14.)

Geometrischer Plan des Schlosses Ziegenberg und seiner Umgebung von Trabert. (Zu S. 21.)

Sandsteinmonument „Das dreifach gefesselte Glück". Erfindung von Goethe, Zeichnung von Oeser, Ausführung von Klauer. (Zu S. 25.)

Das Grabmal der Frau von Diede. (Zu S. 40.)

I. Gesamtansicht des Grabes an der Außenwand der Augustiner-Eremitanerkirche in Padua. Entwurf von Selva.

II. Vorderansicht der Vase mit dem Porträt der Frau von Diede. Marmorrelief von Canova.

Gesamtansicht von Schloß Ziegenberg. (Zu S. 44.)

Rauchs Modell zu dem Frankfurter Goethedenkmale. (Zu S. 81 f.)

Johann Daniel von Olenschlager. (Zu S. 150.)

Theaterzettel der Aufführung von „Erwin und Elmire" in Frankfurt am 13. September 1775. (Zu S. 176.)

Erstes Blumenstück von J. Juncker.
Zweites Blumenstück von J. Juncker. } (Zu S. 184.)

Aus Thyms Vorschriften für Johann Wolfgang Goethe. (Zu S. 258.)

Entwurf zu Haman und Esther. Von Seekatz. } Zu S. 273.)
Entwurf zu Salomons Urteil. Von Seekatz. }

Jugendbildnis Goethes. (Zu S. 277.)

Dekoration von Fuentes zur Oper Palmyra. Gouachegemälde von U. Radl. (Zu S. 281.)

Das Frankfurter Goethemuseum. (Zu S. 298.)

Goethe. Büste im Goethemuseum zu Frankfurt von Karl Rumpf. (Zu S. 298.)

Johann Caspar Goethe. } Büsten im Goethemuseum zu Frankfurt
Katharina Elisabeth Goethe. } von Karl Rumpf. (Zu S. 298.)

Kopfleisten und Schlußstücke.

Seite

Goethes Geburtshaus V
Goethes Familienwappen XI

Nach Originalzeichnungen von E. Büchner:

Schloß Ziegenberg 3
Schlußvignette nach einem Dessus des portes von Kraus in der Bibliothek (s. S. 43) des Freiherrn von Diede auf Schloß Ziegenberg 47
Entwurf des Frankfurter Goethe-Denkmals von 1820 51
Villa Bethmann um 1815 104
Das Theater im Junghofe zu Goethes Jugendzeit 107
Goethes Puppentheater 178
Stift Neuburg 181
Motiv aus dem ersten Junckerbilde 186
Zum Erdgeist 189
Ebenso 208
Gasthaus zum Weidenhof 211
Eingangsthüre des Goethischen Gartens 249
Frankfurt von Osten 253
Frankfurter Adler 300

Goethes

Beziehungen zu Wilhelm von Diede.

Mit sechs ungedruckten Briefen Goethes.

Von

Veit Valentin.

Es iſt nicht ganz häufig, daß neuaufgefundene Briefe Goethes ſich auch zu einer in ſich abgeſchloſſenen Gruppe abrunden und in Verbindung mit ſonſtigen, ſich an ſie anknüpfenden Nachrichten zu einem ſelbſtändigen Bilde ſich geſtalten. Kommt dazu, daß ſie außer dem ſachlich Neuen, das ſie bringen, auch noch einige beſondere Seiten in Goethes Leben und Wirken, die zwar im Großen ſchon bekannt ſind, doch weiterhin neu beleuchten und manches allgemein Gekannte mit einzelnen beſtimmten Beiſpielen belegen, ſo darf ein ſolcher Fund und eine ſolche Darlegung vielleicht auf freundliches Willkommen rechnen, zumal wenn ſich zum Schluß eine Beziehung zu Goethes künſtleriſchem Schaffen herausſtellen ſollte.

In der Wetterau, ungefähr zwei Stunden weit von Nauheim weſtwärts, liegt das Schloß Ziegenberg, das ſich in den ſiebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts im Beſitze des Reichsfreiherrn Wilhelm Diede zum Fürſtenſtein befand. Wilhelm Chriſtoph von Diede, der letzte männliche Sproſſe ſeines Geſchlechts, wurde am 31. Januar 1732 zu Eiſenach geboren. Er ſtudierte in Göttingen und in Marburg.

Bereits 1748 verlor er seinen Vater, der angefangen hatte, die verfallene Burg Ziegenberg wiederaufzubauen: der Sohn führte später die Absicht des Vaters durch. Zunächst begab sich der junge Freiherr nach Vollendung der Universitätsstudien nach Wetzlar und ging dann auf Reisen, die ihn nach Italien, Frankreich und England führten. Im Jahre 1755 trat er am Hofe zu Kassel als Kammerjunker ein. Da ihm jedoch der Dienst durchaus nicht zusagte, so gab er diese Stellung 1758 auf und trat in dänische Dienste. Hier fand er die gewünschte Beförderung: von 1763—1766 war Diede als Gesandter des Königs von Dänemark in Berlin am Hofe Friedrichs des Großen und von 1767—1777 in der gleichen Stellung am englischen Hof in London. Im Jahre 1772 verheiratete er sich mit Margareta Constantia Louise, Gräfin von Callenberg, aus Muskau. Von seiner hohen Stellung in London abberufen und von der dänischen Regierung einstweilen zur Disposition gestellt, kehrte er nach Deutschland zurück. Er machte mancherlei Anstrengungen, neue Dienste zu erhalten. Indessen hatte dies Bestreben für ihn zunächst keinen weiteren Erfolg, als daß er seiner tiefeingewurzelten Reiselust nachzugeben immer neue Veranlassung fand. Als 1776 seine 68 „Kisten und Coffres" aus England in Ziegenberg angelangt waren, entschloß er sich, mehr sich selbst zu widmen, und dazu bot ihm gerade der Aufenthalt in Ziegenberg, so häufig er auch unterbrochen wurde, die beste Gelegenheit. Aber auch der vielfache Ortswechsel hinderte den rührigen und sorgfältigen Mann nicht, die peinlichste Ordnung in seinen Schriftlichkeiten zu erhalten. Diesem Umstand ist die Auffindung der Goethebriefe zu verdanken. Als vor zwei Jahren das Schloß mitsamt seinem Inventar, so weit es noch vorhanden war, speziell mit Bibliothek und Archiv, in die Hand von Herrn und Frau Kommerzienrat Passavant-Gontard in Frankfurt überging, fand sich nicht nur ein ausführliches Tagebuch Diedes, sondern auch eine Fülle von Rechnungen und Belegen über die von Diede ausgeführten baulichen und sonstigen Veränderungen von Ziegenberg. In einer Mappe waren die Pläne für einen bestimmten Teil des Parkes enthalten: als Belege hatte Diede die sechs von Goethe herrührenden, auf die Veränderungen bezüglichen Briefe beigelegt. Diese geschäftliche Ordnung hat die Erhaltung der Briefe veranlaßt: die sonstige Korrespondenz Diedes, die sicherlich eine sehr

ausgebreitete war, ist nicht mehr erhalten, wenigstens nicht mehr in Ziegenberg. Das freundliche Entgegenkommen der jetzigen Besitzer, die beide, ebenso wie der glückliche Finder der Briefe, der älteste Sohn, unermüdlich in Nachforschung und Beihilfe waren, hat die Veröffentlichung der Briefe in dieser Festschrift in dankenswertester Weise gestattet.

Diede steht mit seiner ganzen Zeit unter dem beherrschenden Einfluß jener von Rousseau ausgegangenen Richtung, die die Natur zu ihrem Rechte gelangen lassen will und deshalb auch der doch nicht zu entbehrenden Kunst den Weg zur Natur zurückzunehmen heißt. So wird die natürliche Landschaft zu einem planvoll angelegten Parke, der den Schein freiwaltender Natur erstrebt und doch die ordnende Hand, die der sonst rasch verwildernden Natur die notwendigen und heilsamen Zügel anlegt, wohlthuend herausfühlen läßt. Widerstrebende Formen mußten beseitigt werden, damit sich alles absichtsvoll und doch wie absichtslos zusammenfügen könnte. Störende Höhen und Felsen wurden abgetragen, störende Flächen wurden durch Anhöhen belebt, Bäume ausgerodet und neue Pflanzungen angelegt, die so gewonnenen Räume mit Häuschen oder Monumenten geschmückt, während das rastlose, selbstherrische Walten der Natur in künstlichen Ruinen zum Ausdruck kommen sollte.

So hatte Diede im Frühjahr 1776 die schon im Vorjahr begonnene Anpflanzung des hinteren Bosquets nach der Weimar Wiese zu „fleißig betrieben und den Anfang zu dem am Schloßberg angelegten Bosquet gemacht, zu welchem Ende der häßliche und äußerst wilde Berg, sonderlich an dem Orte, wo vormals die Kapelle gestanden, ausgefüllt und gleich gemacht" wurde. Im Herbste dieses Jahres „verfügte sich ein hanauischer Offizier, namens Herr von Lett, welchen der General Huth empfohlen hatte, nach Ziegenberg, um den Schloßberg und die nahe gelegene Gegend aufzunehmen, der dann die noch vorrätigen Zeichnungen verfertigt, nach welchen in der Folge der Verschönerungsplan gemacht worden".

In demselben Jahre 1776, am 21. April, trat Goethe den Besitz seines Gartenhäuschens in Weimar an. Alsbald entfaltete er „eine rege Thätigkeit, die keinem Stück Erde den altgewöhnten Platz gönnte. Neue Wege wurden angelegt, die heute noch sichtbaren Terrassen ge-

bildet, zahllose Bäume und Sträucher gepflanzt, Ruheplätze und Monumente geschaffen". (H. Burckhardt, Die Entstehung des Weimarischen Parkes 1778—1828: Festschrift „Zum 24. Juni 1898", dritter Beitrag: dieser ist auch als besondere Schrift erschienen.)

So betreten in derselben Zeit die beiden Männer denselben Weg, der sie schließlich zusammenführen sollte. Die dabei sich aussprechende sachliche Neigung zu der besonderen Thätigkeit ist so stark, daß selbst eine zunächst vorhandene persönliche Abneigung schließlich überwunden werden konnte. Dieser merkwürdige Prozeß läßt sich an der Hand der schriftlich aufgezeichneten Erinnerungen Diedes und der Briefe Goethes an ihn Schritt für Schritt verfolgen.

Im Herbst 1776 unternimmt Diede in Erbschaftsangelegenheiten eine Reise nach Sachsen und besucht dabei die sächsischen Höfe „mit dem gesamten Gefolge". Er tritt dabei mit dem vollen Anspruch auf, den er auf Grund seiner gesellschaftlichen Stellung und seines Ranges zu erheben sich für berechtigt hält. Er verkehrt mit den fürstlichen Herrschaften und dem an sie sich anschließenden Adel, während er sich mit nichtadligen Kreisen nur selten und ausnahmsweise berührt. Durch seinen Verkehr lernt er manches kennen, was für Fernerstehende entweder verborgen blieb oder sich doch nicht mit gleicher Deutlichkeit offenbarte. Er ist aber auch, soweit er sich auf Berichte von anderen verläßt, der Gefahr ausgesetzt, die in diesen Kreisen herrschenden Vorurteile aufzunehmen: hierdurch werden seine Anschauungen, auch wo sie den Thatsachen nicht gerecht werden können, für die Stimmung dieser Kreise symptomatisch.

Es ist bekannt, wie über die ersten Regierungsjahre Carl Augusts mancherlei absprechende Urteile sich verbreiteten. Da läßt uns die Schilderung Diedes, der am 27. November 1776 in Weimar eintraf, in die thatsächlichen Verhältnisse und die damalige Auffassung in den intimeren Kreisen seines Standes tiefere Blicke thun. Er besucht den Hof, da, wie er sagt, „ich das Interesse hatte, den Herzog in denen mir vormals gezeigten gnädigen Gesinnungen zu unterhalten. Wir verweilten demnach daselbst verschiedene Tage, obgleich die eingeführte steifere Lebensart und der damalige Zustand des Hofes weniger Annehmlichkeit als in Gotha gewährten. Der Herzog erzeigte mir und meiner Frau nach seiner Art viel Gewogenheit. Dieser junge

Herr befand sich um diese Zeit in einer besonderen Lage. Auf eine erduldete strenge Erziehung und dabei angenommenen schicklichen Anstand war seit dem Antritt seiner Regierung ein Zeitpunkt erfolget, da er sich dem Genuß einer unumschränkten Freiheit und jugendlichen, zum Teil wilden Ergetzungen ergeben hatte. Der Ruf hatte ihn jedoch schwärzer gemacht als wir ihn gefunden. Wir bemerkten keine böse oder ungerechte Handlungen, keinen Hauptfehler des Charakters und daneben Aufmerksamkeit und edle Offenherzigkeit. Er liebte das Hofleben nicht und erschien mithin nur selten öffentlich. Er lebte mit einigen Freunden, worunter der berühmte Goethe der vornehmste war, auf Studentenmanier. Seine Kleidung war seltsam. Mit der Herzogin war er über den Fuß gespannt. Diese behandelte ihn mit übertriebener Kaltsinnigkeit, und sie stand ebensowenig mit der verwitweten Herzogin, welcher dermalen der Herzog großes Zutrauen bezeigte, in gutem Vernehmen. Der Graf Görtz, der ehemalige Hofmeister des Herzogs, war in Ungnaden, wiewohl er am Hof erschien. Diese Verfassung machte den Hof unangenehm, ob wir gleich als Fremde nicht nötig hatten, an derselben Teil zu nehmen. Wir wurden von allen Parteien leidlich behandelt — nur die regierende Herzogin bezeigte sich diesmal nicht freundlich genug gegen meine Frau. Herr Goethe, ob er gleich eine Hauptrolle spielte, ließ sich wenig sehen. Sonst war um diese Zeit ein leidliches Schauspiel, und es wurden meiner Frau zu Ehren Konzerte angestellt. Wir gerieten diesmal in genaue Bekanntschaft mit dem Kammerherrn von Seckendorf, ein sehr angenehmer Mann von tiefer Einsicht und festem Charakter, dessen Freundschaft uns nachher sehr wert wurde. Er war zugleich ein trefflicher Compositeur".

Diese erste Begegnung Diedes und Goethes ist offenbar ohne jede persönliche Annäherung verlaufen. Diede war auf seine hohe Stellung sehr eifersüchtig, so daß seine Empfindlichkeit schon durch ein nach seiner Meinung minder freundliches Entgegenkommen der regierenden Herzogin seiner Frau gegenüber sehr unangenehm berührt wurde. Und doch kann es nicht so schlimm gewesen sein, da seiner Frau zu Ehren Konzerte veranstaltet wurden, so daß der Hof im ganzen ihm freundlich genug entgegenkam. Es werden jedoch kaum offizielle Konzerte gewesen sein: aus den Weimarer Fourierbüchern erwähnt

Burckhardt (Goethe-Jahrbuch Bd. VI S. 151) in der Zeit vom 27. November bis zur Abreise Diedes am 1. Dezember nur „am 28. November Comödie". Der bürgerliche Doktor aber, der Günstling des Herzogs, der so manchem adligen Herrn am Hof ein Dorn im Auge war, konnte ihm, dem das ganze Gebahren des Herzogs wenig zusagte, in keiner Weise imponieren, so daß er etwa den Wunsch hätte haben können, sich ihm zu nähern. Goethe aber, der diese Art adliger Zurückhaltung schon gründlich hatte kennen lernen, war viel zu stolz, als daß er, der Freund des Herzogs und der Mensch, der er war, auch nur einen Schritt gethan hätte, um die von der anderen Seite stark betonte Schranke des Standesunterschiedes im aller geringsten überschreiten zu wollen. Er läßt sich daher „wenig sehen". Dabei ignoriert Diede vollständig, daß Goethe laut Dekret vom 11. Juni 1776 bereits mit dem Titel eines Geheimen Legationsrates in das Ministerium eingetreten war. Offenbar betrachtete Diede im Sinne der Gegner Goethes, zu denen damals wie noch späterhin auch Seckendorf gehörte und mit dem sich Diede gerade damals besonders befreundete, Goethe nur als den unberechtigten Eindringling, während das Amt nur als nicht passender Deckmantel aufgefaßt wurde, unter dem er sich an dem Herzog festklammerte: sachlich erschien er der Gegenpartei nur als einer der besonderen Freunde des Herzogs, mit denen dieser sich in die Dieden höchst seltsam vorkommende Werthertracht steckte und Studentenstreiche ausführte.

Diese Stimmung hat auch noch im folgenden Jahre fortgedauert. Im Frühjahr 1777 macht Diede eine Reise nach Muskau, der Heimat seiner Frau. Auf der Heimfahrt besucht er wieder die Höfe zu Gotha und Weimar. Hier trifft er am 18. April ein: „Am Hofe wiederfuhr uns gnädige und freundschaftliche Begegnung. Der Herzog fuhr in seinem vorigen Bezeugen, sowie in den einmal ergriffenen Manieren fort und die Herzogin that sie in gnädigen Begegnungen gegen meine Frau hervor. Wir machten dieses mal die angenehme Bekanntschaft des berühmten und würdigen Geistlichen Dr. Herdern, dasigen Superintendenten". Von Goethe ist bei dieser Anwesenheit Diedes in Weimar mit keiner Silbe die Rede. Herder wandte sich gerade damals mehr und mehr unmutig von Goethe ab, dessen Voranfliegen in geistiger und amtlicher Hinsicht ihn aufs peinlichste berührte. So

hatte Diede hier die neue Bekanntschaft wieder bei der gegnerischen Seite gewonnen, die sicherlich nichts zu einer Annäherung Diedes und Goethes beitrug. Auch Goethes Tagebuch erwähnt nichts von Diede.

Erst das Jahr 1779 brachte eine gewisse engere Beziehung, indem die gleichartigen Interessen der beiden Männer am Parkbau die Vermittlung boten. In diesem Jahre verweilt Diede vom 1.—5. August in Weimar, woselbst, wie er erzählt, „die Erscheinung meiner Nièce der Herzogin, deren Freundin und Reisegefährtin sie gewesen war, Freude erregte. Wir fanden diese Fürstin sehr niedergeschlagen und mit ihrer Lage unzufrieden. Die Jahreszeit erlaubte Landpartien zu machen, welche recht angenehm wurden. Eine ging nach Eckersdorf, dem Landsitz der verwitweten Herzogin, welches einige Ähnlichkeit mit Ziegenberg hat. Eine andere auf das Landgut des Prinzen Constantin nach Ditfurt, auf welchem ein recht artiges Fest veranstaltet wurde, da im Freien abends gespeist und ein Teil des Gartens erleuchtet wurde. Unter anderm wurde ein entfernter Teil, allwo ein Monument zum Andenken des seligen Grafen von Putbus errichtet war, in matter und schwacher Erleuchtung erhalten, welches eine rührende Wirkung erregte.“ Eine geeignetere Örtlichkeit konnte es freilich nicht geben, um die von kunstvoll gestalteter Natürlichkeit der Parklandschaft begeisterten Männer einander näher zu bringen und die sonstigen sie trennenden Verhältnisse überbrücken zu helfen. Demgemäß lautet nun auch Diedes Urteil ganz anders: „Wir hatten diesmal Gelegenheit näher mit Herrn Goethe umzugehen, welcher nun anfing, sich mit Geschäften abzugeben, die ihn nachher ins Ministerium gebracht und ihm die Lust gegeben haben, sich in den Adelstand erheben zu lassen, dessen angenehmer und unterrichtender Unterhalt sowie die des gelehrten Wielands und des würdigen Superintendenten Herder und die Gesellschaft unsers Freundes, des Kammerherrn von Seckendorf, unterhielten vorzüglich das Vergnügen des Aufenthaltes an diesem kleinen Hofe. Der Herzog that das Seinige durch seinen ungezwungenen Umgang und durch seine Bemühungen, uns seine neuen Anlagen von Pflanzungen mit Vorteil zu zeigen.“

Diese Freude des Herzogs stammt von dem durch Goethes Beschreibung berühmt gewordenen „Louisenfest“ am 9. Juli 1778 her: es ist dauernd merkwürdig geblieben, weil „von dieser Epoche sich die

sämtlichen Anlagen auf dem linken Ufer der Ilm, wie sie auch heißen mögen, datieren". Den Grund dafür giebt Goethe so an: „Die Neigung der damaligen Zeit zum Leben, Verweilen und Genießen in freier Luft ist bekannt und wie die sich daraus entwickelnde Leidenschaft eine Gegend zu verschönern und als eine Folge von ästhetischen Bildern darzustellen, durch den Park des Herzogs von Dessau angeregt, sich nach und nach zu verbreiten angefangen habe." Goethe war in Begleitung des Herzogs erst im Mai 1778 in Wörlitz gewesen. Am 14. Mai schreibt er an Frau von Stein die begeisterte Schilderung: „Hier ists ietzt unendlich schön. Mich hats gestern Abend wie wir durch die Seen Canäle und Wäldgen schlichen, sehr gerührt, wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich zu schaffen. Es ist wenn man so durchzieht wie ein Mährgen das einem vorgetragen wird und hat ganz den Charakter der Elisischen Felder in der sachtesten Manigfaltigkeit fliest eins in das andre, keine Höhe zieht das Aug und das Verlangen auf einen einzigen Punkt, man streicht herum ohne zu fragen wo man ausgegangen ist und hinkommt. Das Buschwerk ist in seiner schönsten Jugend, und das ganze hat die reinste Lieblichkeit". Es ist nur natürlich, daß der Herzog, in Erinnerung an das sich an diesen Aufenthalt bald anschließende Louisenfest Goethen als dessen Veranstalter und als den Förderer der mit jenem Fest anhebenden Verschönerungen im „Stern" und im „welschen Garten" gerade nach der landschaftlichen Seite hin gerühmt hat: so ergab sich der gemeinsame Punkt des Interesses Diedes und Goethes leicht und naturgemäß. Nun erfährt Diede an sich den „angenehmen und unterrichtenden Unterhalt" Goethes, ja er erfährt jetzt endlich, daß Goethe „nun anfing, sich mit Geschäften abzugeben, die ihn nachher ins Ministerium brachten" — daß Goethe schon darin war, scheint ihm immer noch nicht klar geworden zu sein, — ja, er schätzt diese Geschäfte schon so sehr, daß er in den allerdings erst einige Jahre später, aber auf Grund seiner Notizen niedergeschriebenen Erinnerungen nicht mißbilligt, daß sie „ihm die Lust gegeben haben, sich in den Adelsstand erheben zu lassen", wodurch er Goethen sich schon jetzt um vieles näher gerückt fühlt.

Die persönlichen Beziehungen Diedes und Goethes erneuerten sich noch vor Abschluß des Jahres 1779. Am 27. Dezember gehen

Diedes nach Frankfurt, „dahin der Herzog von Weimar mit seinem Vertrauten Goethe gekommen“: beide waren eben auf der Rückkehr von der Reise in die Schweiz. Sie besuchten Diedes sodann in Dieburg, wohin diese am 28. Dezember gegangen waren, „dahin sie auch nebst mehrer Gesellschaft kamen und woselbst wir eine Woche sehr vergnügt zubrachten“. Der Aufenthalt des Herzogs und Goethes in Dieburg hat indessen nur kurz gedauert: am 1. Januar 1780 schreibt Goethe an Frau von Stein von Darmstadt aus: „Das schöne Jahr haben wir in Dieburg mit kleinen Spielen angefangen, wo Diedens, der Stadthalter, seine Schwägerin, Graf Nesselrodt zusammen waren“: Dieburg liegt bei Darmstadt.

Die erhebende Stimmung, die man in diesen Parken gewann, wie Goethe sie in seinem Brief an Frau von Stein aus Wörlitz herrlich schildert und wie sie bei Diede eine „rührende Wirkung“ in Tiefurt erregte, suchte und fand einen besonderen Ausdruck in der Errichtung von Denkmälern. So haben denn auch Goethe und Diede den Gedanken, solche „Monumente“ zu errichten, freilich jeder in seiner Weise, und diese Weisen sind sehr verschieden. Wie Goethe darüber denkt, spricht er in einem Brief an Lavater, Ende November 1779 (W. A. N. 870: Bd. IV, S. 141 ff.), in sehr entschiedenen Worten aus. Die Bedeutung der Schweizer Reise soll in ihrer nachhaltigen Wirkung auf den Herzog durch ein Monument festgehalten werden: „Du weisst wie wichtig in vielem Betracht diese Reise dem Herzog gewesen ist, und wie gewiss eine neue Epoche seines und unsers Lebens sich daran anfängt. Wenn wir nach Hause kommen lebt er wieder in seinen Gärten und Gebüschen fort, dorthin an einen schönen Platz mögt ich ihm ein Monument dieser glücklich vollbrachten Reise sezen, das ihm in guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung wäre. Es sind auch Nebenabsichten dabei. Überall spielt man ietzt mit Monumenten und Urnen deren leere Hülsen und Bäuche ihm immer fatal gewesen sind. In den kleinen Anlagen die er gemacht hat, steht noch gar nichts dergleichen, dieses wär das erste und wahrhaftig wahre denn wir haben unterweegs mancherlei Anlas gehabt, dem guten Glück einen Stein der Dankbarkeit zu widmen und das ex voto ist keine Phrase“. Goethe möchte nun dies von ihm geplante Denkmal nicht von dem in Weimar befindlichen Bildhauer gemacht haben, „der sich täglich durch das

Studium der Natur und der Antike bessert, dem es aber an Imagination fehlt und der, wenn man ihm so was überläßt, wie andre seines gleichen in den neuen Decorations Gusto verfällt“: er wird wohl damit den Fürstlich Sächsischen Hofbildhauer Klauer gemeint haben. Goethe möchte daher lieber einen Entwurf von Füesslı haben, sei es nach den Ideen, die er selbst vorschlägt, sei es nach der eigenen Idee des Künstlers, und dazu soll Lavater der Mittelsmann werden. Nach Goethes Plan sollte ein vierseitiger mit einem Dach abgeschlossener Stein auf drei Seiten Figuren zeigen, die Fortuna, den Genius und den Terminus: die vierte Seite sollte die Inschrift tragen: Fortunae | Duci reduci | natisque | Genio | et | Termino | ex Voto |. Dennoch sollte der Künstler durchaus freie Hand haben, wenn er nur den „Gedanken und Entzweck“ bewahrte.

Diede war in ganz anderer Lage. Bei seinem Park handelt es sich um sein persönliches Eigentum, zu dessen Verschönerung er Hand anlegte, jedoch so, daß er mit kluger Schonung seiner Mittel nur ganz allmählich vorging. Was dagegen die künstlerische Gestaltung betrifft, so stand er vollständig unter der Herrschaft des neueren „Decorations Gusto“, so lange er sich selbst überlassen blieb: erst unter dem Einflusse Goethes erhebt er sich zu höherer Anschauung. Zunächst beginnt er damit, daß er „mancherlei Einrichtungen traf, welche nunmehr [Frühjahr 1777] den Bau des Hauses und die vorhabende Verschönerung der Ziegenberger Spaziergänge erforderte“. Es wurde dies alles während des Jahres fleißig gefördert. Im nächsten Jahre, 1778, schritt er zur Ausschmückung eines Platzes mitten im Walde vor, zu dem außer den Hauptwegen ein Pfad angelegt wurde, der „natürlich schlängelnd durch junges Holz und fernerhin durch hohen Wald“ zog. Der Platz „zeichnete sich durch natürlich ländliche Schönheit und gewisses feierliches Ansehen aus, welches ihm die herumstehenden schönen hohen Bäume gaben“. Er wurde etwas erweitert und mit hölzernen, aus Klötzen gehauenen Sitzen versehen. Hier fand im Sommer die Feier des Geburtsfestes der Schwester Diedes statt; dabei wurde der Platz ihr feierlich geweiht und hieß von nun an der „Sophienplatz“. Ferner wurde in der Nähe des Schlosses nach dem Thale zu ein Sommerhäuschen errichtet: „dieses diente bei der Feierlichkeit des 28. Juli zum Abendessen, indeß gegenüber

im Thal am Weiher eine kleine erleuchtete Ehrenscheibe, mit brennendem Namen meiner Schwester, sich zeigte". Später (1783) wurde dies „allzuluftige" Sommerhäuschen durch ein festes Gebäude ersetzt. Von da aus sah man nach dem jenseits des Thales aufsteigenden Hügel, an dem sich der Kirchwald hinzieht. Am Fuße dieses Hügels oberhalb des Weihers wurden 1779 einige Güter angekauft: hier wurde ein Winterbosquet, d. h. ein Tannenwäldchen, angelegt.

Bei seinem Schwager in Muskau hatte Diede ein Monument gesehen, auf dem statt der Inschrift eine Silhouette angebracht war. So beschloß er 1780, in Erinnerung daran sowie an den stimmungsvollen Eindruck, den er in Tiefurt erhalten hatte, einen Altar mit dem Profile seiner Frau zu errichten, „auf welchem Flammen und Rauchwerk anzubringen seien". In nächster Nähe des Sophienplatzes war eine große Eiche, neben welcher rechts und links in geringer Entfernung zwei andere Eichen sich befanden: zu dem mittleren Baume wurde vom Sophienplatz ein Weg geführt, von dem sich nach den beiden anderen Bäumen zwei kleinere Wege abzweigten. So stand die mittlere der drei Eichen der Eiche auf dem Sophienplatz gerade gegenüber, vor welcher das Sophiendenkmal zu stehen kam. Zu diesem Denkmal wurde „ein viereckendes Postament gewählt um auf dasselbe eine Vase zu setzen." Der Frankfurter Maler und Tapetenfabrikant Nothnagel, der auch sonst für die innere Ausstattung von Ziegenberg vielfach thätig war, wurde um Rat angegangen. Es ist derselbe Nothnagel, der mit Goethes Eltern in Beziehung stand: von ihm waren die Tapeten für das große Zimmer im ersten Stock des Goethehauses bezogen worden; er war des jungen Goethe Lehrer in der Ölmalerei. Auf der von dem Hochstifte veranstalteten Goetheausstellung 1895 war sein Bild sowie Handschriftliches von ihm zu sehen (vgl. den vom Akademischen Gesamtausschuß des Freien Deutschen Hochstiftes herausgegebenen Katalog: „Goethe in seinen Beziehungen zu Frankfurt" Frankfurt a. M. Gebrüder Knauer 1895: N. 293—295). Nothnagel übernahm es, die Vase in Frankfurt aus Blech anfertigen zu lassen. „Das Sinnbild auf derselben kostete einige Mühe zu finden, da der Ausdruck brüderlicher Freundschaft und Eintracht sich in den hinterbliebenen Altertümern wenig antreffen läßt. Dieses Monument konnte jedoch diesesmal nicht fertig geschafft werden,

sondern wurde nur in Mahlerey angedeutet." Im folgenden Jahre wurde das Postament aus Bausteinen aufgemauert und die Blechvase aufgesetzt. Die Vase ist verloren: ein zusammengequetschtes Stück Blech, das beim Aufräumen in einer Remise gefunden worden ist, scheint das letzte Überbleibsel der „leeren Hülse" des aus so vergänglichem Materiale hergestellten „Monumentes" gewesen zu sein. Erst 1786 wurde das gemauerte Postament durch ein aus Stein gehauenes Postament ersetzt, das vom Weißbinder angestrichen wurde: auch von diesem Postament ist nichts mehr erhalten.

Aus der Schilderung Diedes ist leider nicht zu ersehen, welches Sinnbild „die brüderliche Freundschaft und Eintracht" dargestellt hat. Nun sind aber noch eine Anzahl Entwürfe vorhanden, von denen die größere Zahl wegen der darauf angegebenen Silhouette mit Sicherheit zu dem für Diedes Frau geplanten Denkmal gehören: drei dagegen sind offenbar Entwürfe für das Denkmal der Schwester Sophie. Auf zweien ist die Hauptsache die Profilierung des Postamentes, während die Vase nur in schematischen Umrissen angedeutet ist. Der dritte Entwurf zeigt jedoch die Vase selbst in ausgeführter Zeichnung, wie sie auf einem Phantasieuntersatz steht: es ist ausdrücklich dazu mit Bleistift bemerkt: „Das Piedestal wird 4 Fuß hoch", während die Höhe der Vase ohne Untersatz und Henkel mit „3 Fuß hoch" bezeichnet wird. Da die Vase früher angefertigt worden ist, als das steinerne Postament, so erklärt sich dies leicht. Da aber auf dem Postamententwurfe die skizzierten Umrisse der Vase mit dem sorgfältig gezeichneten Entwurf der Vase übereinstimmen, so darf man wohl diesen Entwurf als den wirklich ausgeführten betrachten. Hier ist, wie die Abbildung zeigt, auf der Schauseite eine an eine Säule gelehnte, diese umfassende Frauengestalt zu sehen. Die Säule selbst ist mit einer Guirlande umschlungen. Es ist die brüderliche Liebe, die die Säule stützend umklammert — eine allegorische Darstellung, die ohne den durch die Verhältnisse gegebenen Zusammenhang kaum zu enträtseln wäre, die aber in diesem Zusammenhang ihr volles Verständnis findet. Die Ausführung auf der Vase wird wohl Malerei gewesen sein: da die von Nothnagel besorgte Vase 24 Gulden gekostet hat, so ist an eine plastische Ausführung nicht zu denken. Ist dieser Zusammenhang richtig, so gewinnt die Zeichnung des ausgeführten Entwurfes noch das be-

„Die brüderliche Liebe."
Von Nothnagel.

sondere Interesse, daß sie sich als eine von Nothnagel selbst ausgeführte Originalzeichnung ergiebt.

Diese Arbeiten kamen, soweit es sich nicht um das aus gehauenem Steine hergestellte Postament handelt, im Jahre 1781 zur Ausführung. Es war nur noch eine den Zweck und die Bedeutung des Monumentes kennzeichnende Inschrift hinzuzufügen. Nach dem letzten Zusammentreffen Diedes mit Goethe in Frankfurt und nach dessen Aufenthalt in Dieburg vom 31. Dezember 1779 auf 1. Januar 1780 waren zwischen beiden Männern so freundliche Beziehungen nach der bestimmten Richtung gemeinschaftlicher Interessen entstanden, daß Diede glaubte, gerade in einer solchen Park- und Monumentangelegenheit sich an Goethes Beihilfe wenden zu dürfen. Es geschah dies wohl Ende 1780 oder Anfang 1781. Goethe muß eine Inschrift vorgeschlagen haben, die Diede im wesentlichen billigte: doch scheinen einige Zweifel übrig geblieben zu sein. So erklärt sich Goethes erster erhaltener Brief an Diede vom 6. März 1781. Der Brief ist diktiert: nur der letzte Absatz mit Datum und Unterschrift ist eigenhändig. Dieser I. Brief lautet:

Ew. Excellenz sind so gütig die vorgeschlagene Inschrift zu billigen, erlauben Sie, daß ich über den letzten Zweifel auch noch meine Gedanken eröfne.

Mir hatte der Name, da ich ihn in die Inschrift sezte, nichts auffallendes oder anstößiges. Man kennt unter demselbigen den Stifter, und er wird ihm gewöhnlich vom Publico und von Freunden beigelegt. Er ist an sich wohlklingend und macht mit dem vorhergehenden Vornahmen eine proportionierliche Zeile.

Der Zusatz: zum Fürstenstein ist bei einer so kurzen Inschrift, wie Ew. Exzellenz selbst bemerken, zu lang. Die Abbreviatur: z. F. läßt für einen Dritten ein Räzel, und leitet das Nachdenken an einen unrechten Ort.

Den Geschlechtsnamen Sophien unterzusezen, wollt' ich auch nicht raten, weil, wenn er unten steht, er die beiden Vornamen besser zusammenbindet. Deswegen komme ich, aus schon oben angeführten Ursachen zu dem ersten wieder zurück. Es sind noch

einige kleine Nuancen in der Sache, die aber, auseinander zu sondern, schriftlich zu weitläufig werden würden. Ich will darüber mit Herrn Seckendorf sprechen, der alsdenn, wenn er das Glück hat Ihnen aufzuwarten ausführlich sein kann. Mir wird es schwerlich so wohl werden von der freundlichen Einladung zu genießen. Die Tage, die ich vor mir sehe, scheinen mir wenig Ruhe und Erholung zu versprechen. Behalten Sie mir bei Sich und der Frau Gemalin die gütigen Gesinnungen bis auf Zeiten, die für mich vorteilhafter sind.

Und verzeihen mir, daß ich diesen Brief nicht eigenhändig geschrieben. Um öffters mit dem was mir obliegt, bey ungleichen Zuständen des Geistes und Körpers fertig zu werden, muß ich zum diktieren meine Zuflucht nehmen.

Ew. Exzellenz

Weimar den 6. März 81.

ganz gehorsamster Goethe.

Am 29. März 1781 war Diede in Gotha: hier traf ihn Herr von Seckendorf und hat ihm jedenfalls Goethes Aufträge ausgerichtet. Auf einem vorhergehenden Maskenball hatte Diede auch Gelegenheit gehabt, mit dem Herzog Carl August zu verkehren: er war aber sehr wenig mit ihm zufrieden. Diede hatte an den Herzog ein Gesuch gerichtet, und der Herzog erwähnte es mit keinem Wort. Seckendorf „versprach mit Herrn Goethe darüber zu handeln", und kurz darauf schreibt Diede: „Ich erhielt hoffnungsvolle Nachrichten und die Reise nach Weimar wurde beschlossen". Hier hatte also Goethe mit freundlicher Bereitwilligkeit zur Förderung der Interessen Diedes eingegriffen. Zu einer wirklich engeren Beziehung scheint es aber auch damals noch nicht gekommen zu sein.

Diede trifft am 4. April 1781 in Weimar ein und bleibt dort bis zum 12. April. Er hat Gelegenheit, ältere Beziehungen zu erneuern und mancherlei Beobachtungen über die augenblickliche Lage zu machen. Er erzählt: „In Weimar trafen wir unsern Freund Seckendorf nunmehr verheiratet an, und machten die Bekanntschaft seiner hübschen jungen Frau gebornen von Kalb. Das Wiedersehen des Goethe,

Herder, Wieland, des Oberhofmeisters von Stein und seiner Frau gab uns Vergnügen. Wir fanden hier den älteren Grafen von Werthern mit seiner Frau häuslich niedergelassen, und ich fand eine alte Bekanntin in der Person der verwitweten Gräfin von Bernstorf wieder, die sich nun bei Gelegenheit der Heirat ihrer Nièce mit dem Herrn von Schart, einem Sohn des Hofmarschalls, hier niedergelassen hatte. Sie hatte den gelehrten Herrn Bode zur Gesellschaft mit sich. Alles dieses macht das hiesige Leben ganz angenehm; nur war ich mit dem Herzog nicht zufrieden, der sich immerhin kalt bezeigte; ich war dabei mit Unwillen abzugehen, als der Umstand durch Vermittlung meiner Frau gehoben wurde. Auch einiges Verdrüßliche anderer Art mischte sich mit ein. Der Herzog und die Herzogin waren auf kaltsinnigem Fuß miteinander, wiewohl in besserem Vernehmen als ehemals. Die Herzogin erschien ernsthaft, zurückhaltend und zu einer gewissen Melancholie geneigt. Zwischen ihr und der verwittibten Herzogin war einiger Zwist. Der Graf von Werthern spielte den preußischen Staatsminister, den Oncle, und verbreitete dadurch Zwang über unsre Lage, so wie er sich überhaupt in der Gesellschaft gefürchtet zu werden bemühte. Insonderheit aber ging mir nahe zu sehen, daß der Herzog unsern Freund Seckendorf nicht genug schätzte noch ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Auch dieser lebte also unzufrieden. Er war ein Mann von Einsicht und Talenten, sonderlich in der Poesie und Musik, der die große Welt kannte und anderweitiges Glück dem Herzog und seinem Dienst aufgeopfert hatte. Der Herzog hatte ihm seiner Meinung nach nicht Wort gehalten, vielmehr ihn im Gehalt eingeschränkt. Er beschäftigte sich wenig mit ihm, und machte keinen Gebrauch von seinem Diensteifer. Dabei war der Herr von Seckendorf zu stolz um sich dem Liebling Herrn Goethe gänzlich zu unterwerfen. So war auch Herder mit Herrn Goethe nicht mehr auf völlig freundschaftlichem Fuß. Dem allen ohnerachtet aber und im ganzen genommen war ein Fremder hier auf angenehmen Fuße, und die Freiheit der Lebensart ersetzte das Mangelhafte des Übrigen."

Trotz dieser im ganzen nicht angenehmen und durch die gegnerische Seite stark beeinflußten Stimmung für Goethe hat der Verkehr zwischen ihm und Diede doch äußerlich einen freundlichen Fortgang genommen. Am 12. April schreibt Goethe an Frau von Stein: „Heut früh will ich spazierend

allerley aussinnen. Dann zu Diedens gehen und dich um Mittagbrod bitten." Natürlich ist gerade die Inschriftfrage genau durchgesprochen worden. So ist Goethe imstande, am 22. April Dieden einen entscheidenden Brief nachzuschicken. Er ist ganz eigenhändig geschrieben. Dieser II. Brief lautet:

Ort und Denkmal
wiedmet
Sophien
Wilhelms von Diede
Bruderliebe.
1781

Ew. Exzellenz erhalten später als recht, das Resultat von meinen Variationen der Inschrift die Sie wünschten. So viel ich ihrer gemacht habe, schienen sie mir besser ie einfacher sie wurden. Gewiß würde nähere Bekanntschaft der Personen, des Ortes, der Umstände etwas anzüglicheres erwecken. Ich konnte keine Betrachtung haben als, da die Sache selbst spricht, daß die Inschrift nur ein vernehmlicher Laut zu seyn braucht. Sollten Sie diese Worte dem geliebten Denkmal eingraben lassen, so würde ich mit vielem Vergnügen auch einiges Andenken von mir an einer Stätte wissen, die Ihnen werth ist. Vielleicht giebt Ihnen auch diese Idee von mir Anlaß zu einer bessern, wie denn möglich ist daß mir etwas vorzüglichers einfällt wenn es zu spät ist. Ich empfehle mich auf das beste, und bitte auch der Frau Gemahlin meine Hochachtung zu bezeugen.

Ew. Exzellenz

Weimar
d. 22 April 81.

gehorsamster Dr [Diener]
Goethe

In der Zeit dieses brieflichen und persönlichen Verkehres 1781 befand sich Goethe körperlich und geistig sehr wenig wohl: die Briefe dieser Zeit geben reichlich Auskunft darüber. Dazu häuften sich die äußeren Geschäfte, während die künstlerischen Bestrebungen doch auch zu ihrem Rechte kommen wollten. Mitte Februar schreibt Goethe an Lavater (Br. N. 1128, Bd. V S. 55): „Ich lade fast zu viel auf

mich, und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch der drein versetzt ist, sich ganz widmen, und ich mögte doch so viel anders auch nicht fallen lassen." Die Tagebücher verstummen vom 17. Januar an: erst am 1. August schreibt Goethe wieder ein: „Es thut mir leid, daß ich bis her versäumt habe aufzuschreiben. Dies halbe Jahr war mir sehr merkwürdig, von heute an will ich wieder fortfahren." Auch der unerwartete Tod Lessings hatte ihn tief erschüttert. Aber schon im Juni beginnt sich manches zu klären: so stellten sich wieder bessere Beziehungen zu Herder ein. Goethe schreibt am 1. Juni an Frau von Stein: „Herder war gar gut, wenn er öffter so wäre man mögte sich nichts bessers wünschen", und am 21. September berichtet er an Knebel: „Mit Herdern bin ich in ein Verhältnis gerückt, das mir für die Zukunft alles Gute verspricht. Schone ihn! man schont sich selbst wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher kommen können." Am 14. Nov. (Br. N. 1340) kann er einen abschließenden Rückblick auf die trübe Zeit des ablaufenden Jahres werfen. Er schreibt an Merck: „Ich befinde mich zu Eintritt des Winters recht wohl, und kann dir mit Vergnügen sagen, daß diejenigen geist- und leiblichen Beschwerden, die mich vorigen Sommer mogten angefallen haben, so gut als gänzlich vorbeygezogen sind." Hieraus ergiebt sich ein freilich sehr verschiedenes Bild Goethes von dem, wie es sich Diede auf Grund der Mitteilungen von Gegnern Goethes von dem „Liebling Herrn Goethe" machen mochte. Indessen hinderte dies nicht, daß sich Diede aufs neue an Goethe um seine Beihilfe wandte, und Goethe verweigerte trotz aller Geschäfte und sonstiger Interessen nicht, seine Hilfe bereitwillig zu leihen.

Es handelte sich um ein drittes Monument, das bestimmt war, das Denkmal für die Schwester und für die Frau in Beziehung zu setzen. Dies letztere war inzwischen aufgestellt worden: dem ursprünglichen Plan entsprechend stellte es einen Altar mit der Silhouette der Frau dar. Es sind noch mehrere Entwürfe dazu vorhanden. Der interessanteste zeigt einen runden Altar, der über einem gleich einer Pfeilerbasis gegliederten vierseitigen niedrigen Untersatz sich mit rasch eintretender starker Verjüngung erhebt und oben mit einem dem Anlauf ähnlich gegliederten Aufsatz endigt: auf ihm sollte die Flamme ent-

zündet werden. Guirlanden hängen nach den vier Seiten zu herab, und vornen befindet sich in der Mitte der Platz für das Medaillon, oben und neben mit Guirlanden geschmückt. Die von dem unbekannten französischen Künstler beigefügte Beschreibung verlangt für den »Autel rond fait en bois ou pierre de la hauteur de Cinq pieds ½«: »Tout l'autel doit etre revetu de trés bon mastic ou mortier de l'Epaisseur de ½ pouce et pendant qu'il est frais on doit y apliquer des petits Cailloux noir brillants et bien choisis. Ces cailloux seront egaux, enfoncés de la moitié de leur Epaisseur, et serrés les uns a Coté des autres jusqu'au bord du medaillon ou sera la silhouete«. Ebenso sollen die Guirlanden »par de petits Cailloux verd ou bien par du Glas Schlack« gebildet werden. Für die Rückseite war eine dem Medaillon räumlich entsprechende Inschrifttafel beabsichtigt. Der Erfinder des Entwurfes schlägt vor: Offert | à la Beauté | aux talents | et aux Vertus les plus | Rares | 1779. Das Prinzip der Ausschmückung ist der Geschmack, wie ihn der Apotheker in „Hermann und Dorothea" entwickelt, wenn er sich des „farbig schimmernden Lichtes schön geordneter Muscheln" in seinem „herrlichen Grotten-Werk" freut und wenn der „Kenner selbst den Bleiglanz und die Korallen" mit geblendetem Auge schaut. Der zur Ausführung gekommene Altar war auch rund, aber wohl ohne Verjüngung und sicherlich ohne den Rocailleschmuck. Erhalten ist von ihm nichts. Nun sollte zwischen dieses und das Sophiendenkmal ein drittes kommen. Diede hatte an Goethe durch seinen Freund Seckendorf einen Situationsplan geschickt, damit Goethe diesmal mit genauer Kenntnis der Örtlichkeit urteilen könnte. Es verstrich längere Zeit, bis Goethe am 18. Februar 1782 antwortete. Dieser III. Brief ist diktiert, nur die Unterschrift ist eigenhändig. Er lautet:

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochgeehrtester Herr Geheimer Rath!

Euer Excellenz haben mir durch Herrn von Seckendorf im vorigen Jahre einen Riß mit einigen Anfragen zugeschickt, und und ich muß um Verzeihung bitten, daß ich so viel Zeit verstreichen lassen, ohne die verlangten Gedanken zu überschreiben. Indessen bin ich nicht so ganz nachlässig gewesen, als es scheinen

mögte, ich habe ſowohl über Platz als Anlage ſelbſt als über die anzubringenden Monumente und Inſchriften nachgedacht und habe meinen alten Freund und Lehrer, Oeser, als ich neulich in Leipzig war, um Rath gefragt. Es gehet auf das Frühjahr zu, und die Hoffnung dieſer angenehmen Zeit, wo man ſich gerne in Wäldern nnd Büſchen etwas zu ſchaffen macht, bringt auch dieſe Sache bey mir wieder in Bewegung.

Ich war eben im Begriff, einen kleinen Riß zu verfertigen, als ich für nöthig hielt, bey Euer Excellenz anzufragen, ob Sie nicht ſeit der Zeit Ihre Geſinnungen vielleicht verändert oder ſchon etwas beſtellt und ſonſt eingerichtet hätten.

Die mir überſendete Zeichnung, woran ich noch ein Blatt angeheftet habe, lege ich hier bey, und bitte um Nachricht wie das terrain um den Platz, den ich mit H. bezeichne, beſchaffen ſey, weil, wie ich vorausſagen kann, mein Vorſchlag dahin gehen wird, den Eingang vom Schloſſe her durch den Weg J. zu machen und in H. ein Monument zu ſetzen, das ſogleich in die Augen falle, und die beyden anderen in A. und C. verbinde und erläutere.

Sobald ich Antwort von Euer Excellenz erhalte, wobey ich mir den Riß zugleich wieder ausbitte, will ich ſogleich Riſſe, Zeichnungen und Modelle überſchicken, und durch Ausführlichkeit das bisherige Verſäumniß wieder gut zu machen ſuchen.

Der Frau Gemahlin empfehle ich mich aufs beſte und unterzeichne mich mit der vollkommenſten Hochachtung

Weimar
den 18. Febr.
1782.

Euer Excellenz
gehorſamſter Diener
Goethe.

Der hier erwähnte Riß mit den von Goethe eingezeichneten Buchſtaben hat ſich nicht erhalten. Es läßt ſich jedoch die Lage auf dem abgebildeten größeren Plane vollſtändig klar überſchauen. Das Sophiendenkmal war an der hier mit n bezeichneten Stelle, öſtlich von dem mit k bezeichneten Sophienplatz und an dieſen noch anſtoßend: in der unkolorierten Abbildung iſt der Buchſtabe n mit dem nördlich

von dem Denkmal gezeichneten Baum verschmolzen. Gegenüber, am Ende des Weges zu der mittleren der drei Eichen, war das mit m bezeichnete Denkmal der Frau Diede. Das neue Denkmal muß seine Aufstellung auf der dem südlich zuführenden Wege gegenübergelegenen Seite des runden Platzes, des eigentlichen Sophienplatzes, gefunden haben, so daß es dem Herankommenden zuerst in die Augen fiel und ihm, sobald er auf der Mitte des Platzes angekommen war, von wo auch die beiden anderen Monumente gesehen wurden, diese verband und erläuterte.

Ende September 1781 war Goethe in Leipzig gewesen: seinen nahen Verkehr mit Oeser dort bekundet der Brief Goethes an Oeser vom 1. Oktober 1781 (Br. N. 1321). Goethe dankt Oeser für die „viele Liebe und Freundschaft", die er ihm bei seinem Aufenthalt in Leipzig bezeugt habe: „Da mir meine Stunden so knapp zugemessen waren, wie viel bin ich Ihnen nicht schuldig, daß Sie mir den größten Theil davon so angenehm und nützlich haben verbringen machen." Daß Goethe mit Oeser gerade auch über künstlerische Pläne gesprochen hat, beweist die Bemerkung über die „abzuschickende Statue", für die er ihn an Rat Bertuch verweist. Hier ist nun jedenfalls auch der Plan zu dem neuen Monument behandelt worden. Die Idee ist von Goethe ausgegangen, Oeser hat dann die künstlerische Durchführung übernommen. Zu endgiltigem Abschluß kann jedoch der Plan erst gekommen sein, als Goethe und Diede wieder persönlich zusammentrafen. Im März 1782 sind Diedes wieder in Gotha. Diede berichtet: „Der eben vorseiende Landtag brachte mehrere Freunde dahin, den Geheimen Rat von Wangenheim, den Oberstallmeister von Stein und den Obermarschall von Witzleben aus Weimar, den Herrn Goethe" — dieser freilich erst am Schlusse und, wie es für Diede natürlich ist, nach dem hohen Adel erwähnt. Der Winter 81/82 muß nun für Goethe ein recht merkwürdiger dadurch gewesen sein, daß sich endlich manche Schwierigkeit in seiner Stellung am Hofe durch freundlicheres Entgegenkommen bisheriger Gegner zu heben anfing. Sein kluges, selbstbewußtes und, wo es verdient wurde, doch auch entgegenkommendes Auftreten hat dazu sicher nicht am wenigsten beigetragen. In den Tagebüchern (I, S. 132 f) findet sich vom Ende November 1781 die Bemerkung: „Aufklärung und entwickelung mancher Dinge. Dicke

Haut mehrerer Personen durchbrochen." So ist es ihm nun im März 1782 auch mit Diedes gegangen. Am 30. März schreibt er von Gotha an Frau von Stein: „Vor der Diede habe ich eine Abneigung, die ich nicht überwinden kann, ich weis nicht warum, es kann sich legen, genug ietzt wenn sie da ist kann ich den Mund nicht aufthun, es sey denn von gleichgiltigen Sachen. Der Mensch ist eine wunderliche Zusammensetzung" (Br. 1443). Aber schon am nächsten Tag meldet er der Freundin: „Wenn sich unsre Begriffe zu berichtigen anfangen, dann gehts mit Macht. Zu Diedens hat sich auch das richtige Verhältnis gefunden und so hoff' ich solls immer fort gehen." Freilich trat damals auch die Adelung Goethes ein, deren Notwendigkeit unter den obwaltenden Verhältnissen ganz besonders von Anna Amalia erkannt worden war (Br. an Frau von Stein N. 1343 vom 18. November 1781): die kluge Frau, die schon so viel zur Befestigung der Stellung Goethes beigetragen hatte, erkannte mit klarem Blick, daß zum Ausgleich mancher, aus dem Verkehre von Adeligen mit dem bürgerlichen Minister sich ergebender Schwierigkeiten dieser neue Glanz unbedingt erforderlich sei. Er hat sicherlich auch auf das Verhältnis Diedes zu Goethe sein ausgleichendes Licht geworfen.

Im April 1782, vom 19.—29., sind Diedes wieder in Weimar. Das Bild des Hofes erschien Dieden jetzt freundlicher. Er erzählt: „Der Herzog begegnete mir diesmal und im Gefolge der vorjährigen Auseinandersetzung sehr wohl. Auch der nunmehrige Geheime Rath Goethe thaute gegen uns auf und beschäftigte sich viel mit uns. Wir genossen abermal die Freude, unsern Freund Seckendorf und Herder wieder zu sehen. Mit ersterem hielten wir kleine Abendmahlzeiten im Wirthshause, wenn nichts am Hofe zu thun war, welches oft der Fall war, indem sich der Herzog eingeschränkt hatte und den Hof gerne nach dem Spiele schloß, wenn sich Fremde einfanden, denen an Hofmahlzeiten nichts gelegen war. Der Herzog kam selbst einige Male zu diesen kleinen schlechten Mahlzeiten und bezeugte sich auf das freundschaftlichste. Die Herzogin war immerhin kalt und unglücklich, jedoch gutherzig und höflich. Der älteste Graf von Werthern ging bald nach unserer Ankunft nach seinen Gütern ab. Die Herzogin Mutter fuhr in Wohlwollensbezeugungen gegen uns fort. Bei ihr war der gelehrte Wieland öfters anzutreffen. Der Herzog ließ seinen Kopf von dem

dortigen geschickten Bildhauer . . . . . modellieren, welcher auch diesmal meiner Frauen Profil verfertigte. Da mir der Geheime Rath Goethe diesesmal mehr Offenherzigkeit und Gehör als ehedessen gönnte, so nutzte ich die Gelegenheit um mich mit ihm über landwirtschaftliche Sachen und über meine Ziegenberger Anlagen zu besprechen. Er fand Vergnügen an meinen Beschreibungen des Ortes, und ich zog ihn über die fernere Verschönerung des Sophienplatzes zu Rathe, auf welchem ich ein drittes Denkmal zur Vereinbarung der beiden vorhandenen zu setzen willens war. Er ging in die Sache willig ein, teilte mir seine Gedanken mit und erbot sich den Stein unter seiner Aufsicht bearbeiten zu lassen. Ich schickte ihm nochmals die Zeichnung vom Platze mit denen vorhabenden Veränderungen, und er ward mir bei der Ausführung der Sache nützlich." Diedes waren dann vom 3.—14. Mai wieder in Gotha: hier wurde Frau Diede sehr krank, so daß Goethe sie dort nicht sehen konnte: am 9. Mai schreibt er an Frau von Stein: „Die Diede ist auch von der allgemeinen Seuche angesteckt, die ganze Stadt voll Klagens und Schnupfens." Auch Diede berichtet nichts von einer Begegnung mit Goethe: sie war zur Förderung der Denkmalsangelegenheit auch nicht mehr nötig — diese war schon in Weimar abgeschlossen worden. Diede selbst erzählt hierüber: „Demnächst hatte ich den Gedanken gefaßt, noch ein Stück des Waldes zu dem Platz zu ziehen und ein drittes Monument zu setzen, dessen Sinn die beiden anderen zu einem Ganzen vereinigen könnte. Diesen teilte ich bei meiner Anwesenheit in Weimar meinen dortigen Freunden, unter andern dem einsichtsvollen Herrn Goethe mit, welcher in die Sache mit Theilnehmung einging, die Form des neuen Monumentes bestimmte und dessen artige Inschriften angab, wie solches seine beigelegten interessanten Schreiben bezeugen. Ich übergab ihm Zeichnung des Platzes und der nahen Waldgegend, und es ward beschlossen, den Pfad des Einganges von dem schönen Wege her zu verlegen, welches einen der schönsten Gänge des Waldes hervorbrachte, und solchen in die Mitte des Mittelganges zu führen, da dann das neue Monument gerade gegenüber zu stellen wäre, dergestalt daß solches beim Eintritt zuerst in die Augen fiele, jedoch die anderen beiden zugleich mitgesehen würden. Nachdem alles dergestalt beschlossen war, meldete ich solches mit Zurücksendung des Planes nach Ziegenberg, woselbst die Nach-

„Das dreifach gefesſelte Glück.“
Idee von Goethe, Zeichnung von Oeſer, Ausführung von Klauer.

richt am 27. Mai eintraf, worauf sogleich die vorgeschriebenen Änderungen vorgenommen, der Grundstein zu dem Fundament angeschafft und solches gelegt wurden. Das Monument wurde in Weimar unter der Aufsicht des Herrn Goethe verfertiget."

Es ist dadurch besonders merkwürdig, daß Goethes Gedanke durch Oeser die bildnerische Gestalt gewann, die der Durchführung des Denkmals zu Grunde gelegt wurde. Der ausführende Künstler ist der herzoglich sächsische Hofbildhauer Martin Gottlieb Klauer: da dieser für das Monument Rth. 32.12 gr. ansetzt, so läßt dieser Preis deutlich erkennen, daß er nur die ausführende Arbeit und das Material berechnet hat. Auch das Profil der Frau Diede ist von Klauer gearbeitet worden: auf der Rechnung wird „die Medaille der Frau Geheimde Räthin Excellenz" mit Rth. 10, „4 Ausgüsse davon à 16 gr." mit Rth. 2.16 berechnet, ferner für „eine Rose und Platte zu einem Medaillon" Rth. 1.—. Klauer hatte also das Profil der Frau Diede modelliert, die Platte und den Schmuck für das Medaillon hergestellt: auf dieses selbst kann aber das Profil nur in Zeichnung eingegraben worden sein: diese wurde mit Schwarz ausgefüllt, so daß sich der Eindruck der Silhouette ergab. Der von Diede ausgelassene Name des Künstlers ist diesem Zusammenhange gemäß Klauer.

Das verbindende Monument selbst ist noch erhalten; es war in späterer Zeit in einen Schafstall gebracht und von da wieder entfernt und achtlos in einen Rain gelegt worden. Hier war die obere Hälfte des Postamentes allmählich in die Erde gesunken, wovon die Spur in der Abbildung rechts oben sich zeigt. Der obere Teil, der Tragstein mit der Kugel, lag gesondert daneben. Jetzt ist es, da der Sophienplatz längst wieder zu Wald geworden ist, nach sorgfältiger Zusammenfügung schön am Eingang in den Park aufgestellt: man sieht es, sobald man die vom Schlosse zum Park führende Brücke überschreitet. Es besteht aus einem dreiseitigen Postament, das von einer einfachen Basis, mit leichtem Anlauf sich verjüngend, aufsteigt und von einem profilierten Tragstein abgeschlossen wird. In schlangenartigen Windungen liegt darauf ein Wolkengebilde, wie es bei wehendem Winde in sich verschlingenden Wolkenzügen der künstlerischen Tradition gemäß sich gestalten könnte. Von ihm wird, durch die Luft hinschwebend, eine Kugel getragen, die Kugel der Fortuna, an der

oberen Rundung mit zwei kleinen Flügeln verſehen, mit deren Hilfe ſie vorwärts ſtrebt. Da legen ſich drei Roſenguirlanden über die Kugel und hängen nach den drei Ecken des Tragſteines herab: das Glück iſt gefeſſelt und zwar dreifach durch die Liebe der drei Perſonen, der Schweſter, der Gattin, des Gatten zueinander. Dem entſprechend lautet die auf die drei Seiten verteilte Inſchrift, ſo daß ſie auf der Vorderſeite beginnt — dieſe ergiebt ſich aus der Art der Anbringung der Flügel —:

Dem dreifach gefeſſelten Glücke
Widmet dankbar der Gatte
Widmet der Bruder den Stein

Bis auf den gebundenen Knoten, der die Guirlanden oben zuſammenhielt und einige Stücke der Flügel iſt das Denkmal noch gut erhalten. Von der Farbe freilich, von der es einſt bedeckt war, iſt nichts mehr zu ſehen.

Aber auch der der Frau Diede gewidmete Altar ſollte eine Inſchrift erhalten. Da ſie nicht an dem Altar angebracht werden konnte, ſollte ſie auf einer Tafel über dem Altar, die an der dahinter befindlichen Eiche befeſtigt würde, eingegraben werden. Das Nähere darüber giebt der IV. Brief Goethes, vom 15. Juli 1782: er iſt ganz eigenhändig geſchrieben. Er lautet:

Hochwohlgebohrner

Hochzuehrender Herr,

Heute früh iſt das Monument abgegangen, ich wünſche und hoffe daß es glücklich und zur rechten Zeit ankommen werde. Der Bildhauer hat ſein möglichſtes gethan, und biß zur Stunde da es aufgepackt worden daran gearbeitet. Acht oder vierzehn Tage länger hätten es freylich beſſer ausarbeiten laſſen. Indeſſen wenn es an ſeinen Ort kommt, wird es doch ſeinen Effekt thun, beſonders wenn es gut angeſtrichen wird. Laſſen ihm Ew. Exzellenz nun indeſſen eine weisgraue Farbe geben, wie die Buchſtaben abzuſchattieren ſind, ſchicke ich ein Muſter mit der fahrenden.

Wie das Monument aufzustellen, wird wohl kein Zweifel seyn.

Dem dreifachen ꝛc. ꝛc.

kommt vorne hin, alsdenn giebt sich das obere von selbst. Nur daß es die rechte Höhe erhält, weil es sich alsdenn erst dem Auge gefällig zeigt.

Eine Innschrift an den Baum wo das runde Altärgen steht hab ich mir auch so gut es werden wollte ausgedacht, ich füge sie hierbey, weil vielleicht Ew. Exzellenz sie auf eine Tafel nur einsweilen schreiben lassen, biß die eingegrabene kommt, welche wenn Sie befehlen gleich angefangen werden kann. Ein Fuhrmann überbringt sie leicht.

Was die gute Natur weislich nur vielen vertheilet
Gab sie mit reichlicher Hand alles der einzigen ihr,
Und die so herrlich begabte, die von so vielen begehrte
Gab ein liebend Geschick günstig dem Glücklichen mir.

Dabey erbitte ich mir die Erlaubnis noch vielleicht ein und das andre Wort verändern zu dürfen.

Ich eile zum Ende, empfehle mich der Frau Gemahlinn aufs beste, und bitte wenn ich sonst dienstlich sein kann, mich nicht vorbey zu gehn.

Ew. Exzellenz

Weimar
d. 15. Jul 82.

gehorsamster
Goethe

Goethe hat die Inschrift in der That wenigstens für den Druck etwas geändert. Hier lautet sie (zuerst gedruckt in der achtbändigen Ausgabe 1787—90 B. 8, S. 222, in der W. A. Bd. II. S. 126: dazu Lesarten S. 326) mit hinzugefügter Überschrift:

Erkanntes Glück.

Was bedächtlich Natur sonst unter viele vertheilet,
Gab sie mit reichlicher Hand alles der Einzigen, ihr.
Und die so herrlich Begabte, von vielen so innig Verehrte,
Gab ein liebend Geschick freundlich dem Glücklichen, mir.

Das Denkmal bestand von Anfang an aus zwei Stücken: es heißt in der Rechnung des Fuhrmanns: „vor 2 Stück Stein nach Ziegenberg zu fahren u. s. w.“ Es kam im Juli richtig an: „In diesem Monat erhielt ich von Weimar das obgedachte verfertigte Monument mit eigens übersandter Fuhre, welches auch sogleich an dem bestimmten Platz mit großer Bemühung aufgestellt wurde, dadurch denn der Sophienplatz seine Vollkommenheit erreichte.“ Diede mag in seinem Dankbrief von diesen beiden Stücken etwas undeutlich gesprochen haben, so daß es Goethe so verstand, als ob es sich um ein beim Transport abgesprungenes Stück handelte: thatsächlich wird ein solches Abspringen von Diede nicht erwähnt. Er sagt vielmehr, wie es der Sache entsprach: „Es kam in zwei Stücken bei meiner Anwesenheit aus Weimar an und wurde sogleich auf den ihm bestimmten Platz gefahren.“ Dabei wurde der Platz und der Wald „unbarmherzig verfahren und vertreten“, „jedoch tröstete man sich mit dem guten Erfolg“. Hiernach scheint der erste Absatz des folgenden Briefes Goethes an Diede auf einem Mißverständnis zu beruhen. Dieser V. Brief, datiert vom 8. August 1782, ist ganz eigenhändig. Er lautet:

Hochwohlgebohrner

Hochgeehrtester Herr,

Ew. Exzellenz Zufriedenheit mit dem übersandten Monumente beruhigt mich recht sehr, wie auch dessen glückliche Ankunft, das ausgesprungene Stück habe ich hier auf dem Platze nicht bemerkt.

Mögte ich doch so glücklich seyn den nunmehr so ausgezierten Raum selbst zu betreten! Indessen nehme ich es als eine gute Vorbedeutung an daß Sie mir erlauben wollen mein Gedächtnis daselbst aufzustellen und meinen Nahmen in so gute Gesellschaft einzuschreiben.

Die Platte würde daher in weniger Zeit nach Ew. Exzellenz Verlangen fertig werden können, wenn mich nicht einige Bedenklichkeiten auf andre Gedanken gebracht hätten. Wie soll man sie an den Baum befestigen? und wie wird sie sich zum Übrigen ausnehmen? Wenn es mir daher erlaubt wäre auch noch an

dieſen Ort ein Monument zu ſtiften, das Inſchrift, Bild und meinen unwürdigen Nahmen zuſammen enthielte, ſo würde mir es zu groſem Vergnügen gereichen. Die Idee habe ich ſchon, ich würde mir aber die Erlaubnis ausbitten ein Geheimnis davon machen zu dürfen es ſollte eine Winter Arbeit und mit dem Frühjahr ſollte es aufgeſtellt ſeyn.

Wegen einer ſcheinbaren oder würklichen Erhöhung des ſchon ſtehenden dreyſeitigen Monuments wird ſich noch eins und das andere überlegen laſſen, ich bitte Ew. Exzellenz nur einige Zeit in Geduld zu ſtehen biß ich Raum finde auch darüber etwas beſtimmteres zu ſagen.

Sie haben einen unerwarteten Beſuch von Lavatern gehabt, faſt wäre ich in Verſuchung gerathen die Frau Gemahlin mit einem Briefe anzugehen und mir nun ihre Gedanken über dieſes Phänomenon zu erbitten.

Empfehlen mich Ew. Exzellenz ihr auf das beſte und behalten mich in gnädigem Andenken.

Ew. Exzellenz

Weimar
d. 8. Aug. 82.

gehorſamſter Dr
Goethe.

Diedes waren am 1. Juli 1782 noch in Ziegenberg, dann gehen ſie nach Wilhelmsbad, von wo ſie am 14. Juli nach Ziegenberg zurückkehren. An dieſem Tage kehrt Lavater bei ihnen zum Beſuch ein und verweilt bis zum 17. Juli. Goethe war damals durch Lavaters „Pilatus“ in ſehr entſchiedene Stimmung gegen deſſen religiöſe Richtung getreten, während er am Menſchen noch immer feſt halten wollte. Am 29. Juli hatte er an Lavater ſelbſt den berühmten Brief (N. 1538: auch in den folgenden Briefen wird der Gegenſtand weiter behandelt) geſchrieben, in dem er dieſe Trennung ſcharf und entſchieden vollzieht. „Da ich zwar kein Widerkriſt, kein Unkriſt, aber doch ein dezidierter Nichtkriſt binn, ſo haben mir dein Pilatus und ſo weiter widrige Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und ſeine Kinder ſtellſt. Deinen Pilatus hab ich ſo gar zu parodieren angefangen, ich habe dich aber zu lieb als daß

mich's länger als eine Stunde hätte amüsieren sollen. Drum laß mich deine Menschen Stimme hören damit wir von der Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht." Um Lavater für solche Mitteilung seiner „Menschen Stimme" „einen Faden" zu geben, bittet er „um Worte" über eine Reihe von Persönlichkeiten, die Lavater alle eben erst gesehen hatte. Darunter ist auch Frau von Diede, die jedoch weder, wie in den „Lesarten" der W. A. zu dieser Stelle bemerkt wird, aus Gotha stammt noch damals in Darmstadt zum Besuch war: Diedes waren 1782 nur am 6. November in Darmstadt. Ob Lavater, der die Personenschilderung thatsächlich gab (Goethes Briefe N. 1586), auf die Frage nach Frau Diede oder Diedes auf die Frage nach Lavater geanwortet haben, ist nicht zu erweisen. Wir dagegen können aus Diedes Bericht über Lavaters Auftreten und Eindruck Näheres erfahren. Diede erzählt: „Hier [Ziegenberg] hatten wir den Besuch des berühmten Lavaters, den wir schon in Wilhelmsbad kennen lernen. Er begab sich von hier nach Lich zu einer seiner Freundinnen, der Gräfin von Solms, kam zu uns zurück und ging in Begleitung meiner Schwester, meiner Frau und des Herrn von Schrautenbach wieder ab, den 17. Julius, um seine Rückreise nach der Schweiz anzutreten. Er gefiel sich bei uns, so wie er uns durch sein angenehmes Betragen und wegen der in allen seinen Reden hervorleuchtenden Güte seines Herzens für sich einnahm. Er ließ sich für die kurze Zeit seiner Anwesenheit in viele Gespräche über eine Menge Materien ein und befriedigte uns dabei über die Maßen. Bei der Abreise ließ er einige schmeichelhafte Verse in seinem Zimmer zurück. Er hatte nun eine Person (meine Frau) kennen lernen, deren Bild er vorhin in seinem Werk mit eingerückt und beurteilt hatte, und es schien, er habe sie seiner Achtung und Freundschaft würdig befunden." Dieses Bild bei Lavater zu identifizieren, ist noch nicht gelungen: die Reproduktionen geringwertiger Vorlagen lassen mancherlei Vermutungen zu, aber keine von so treffender Kraft, daß eine als hinreichend sicher angenommen werden könnte.

Im Laufe des Jahres 1782 war Diede von Kopenhagen aus pensioniert worden. Er war jetzt frei, eine größere Reise zu unternehmen, ohne eine amtliche Unterbrechung befürchten zu müssen. Er entschließt sich, mit seiner Frau nach Italien zu gehen. Die Reise

dauerte vom 3. November 1782 bis zum 26. August 1784. Er machte Goethe Mitteilung von seinem Plan und erbot sich, wie wir aus dem folgenden VI. Briefe Goethes an Diede vom 12. Oktober 1782 sehen, etwaige Aufträge zu besorgen. Goethe, dessen amtliche Belastung immer stärker wuchs und dessen Sehnsucht nach dem „gelobten Lande" zu ziehen in dem selben Maße zunahm, giebt dieser Sehnsucht ergreifenden Ausdruck: in ihm klingt aus der ersten Bearbeitung der Iphigenie ihr Verlangen, übers Meer hinüber zu können, verschärft und zu einem greifbaren Bild ausgewachsen nach, bis er sich endlich zu der edlen Form abklärt, wie er in der Umarbeitung Iphigeniens in Italien erscheint. Der ganz eigenhändige Brief lautet:

Hochwohlgebohrener

insonders Hochgeehrtester Herr.

Ew. Exzellenz preise ich glücklich, daß Sie einen solchen Entschluß haben fassen können und wünsche daß Sie mit Gesundheit und Fröhlichkeit das gelobte Land durchziehen mögen.

Mir geht es bey solchen Abschieden wie einem der an dem Ufer des Meeres in einem Turm gefangen, die weisen Segel sich aus dem Hafen entfernen sähe.

Ich lege einen kleinen Aufsatz bey, der zwar von keiner Bedeutung ist doch aber vielleicht von einigem Nutzen seyn kann.

H. v. Villoison der sich noch bey uns aufhält kann wohl auch einiges beytragen, ich habe ihn drum ersucht und werde seinen Aufsatz Ew. Exzellenz nachsenden.

Wie sehr wünschte ich mir Muße meine eignen Gedanken zu sammeln, wie viel mehr noch Ihnen an irgend einem Plaze begegnen zu können.

Mit Aufträgen wage ich nicht Ew. Exzellenz zu beschweren und danke auf das beste für das verbindliche Anerbieten.

Das kleine für den Ziegenberger Park bestimmte Monument ist in der Arbeit, ich sage nichts davon bis Sie es bey Ihrer Rückkehr selbst finden. Sobald es fertig wünschte ich es abzuschicken haben Sie die Güte mir jemand zu nennen an den ich es addressieren kann, der es beym Abpacken wohl in Acht nehmen

lieſe und wohl verwahrte. Es ſoll mir die größte Freude ſeyn wenn es Ihren und der Frau Gemahlinn Beyfall erhält.

Über deſſen Aufſtellung u. ſ. w. künftig.

Laſſen Sie mich hoffen daß Sie mir Ihre Gewogenheit auch in fernen Landen erhalten, und bey einer glücklichen Rückkunft ſie wieder unverſehrt mitbringen werden. Empfehlen Sie mich der Fr. Gemahlinn beſtens und gedenken mein bey großen Gegenſtänden der Natur und Kunſt.

Darf ich mir ſchmeicheln auch manchmal aus der Ferne ein Wort von Ihnen zu hören.

Ew. Excellenz

Weimar
d. 12. Oktober 82.

ganz gehorſamſter
Goethe.

Jean Baptiſte Gaſpard d'Auſſe de Villoiſon (1750—1805), der berühmte Helleniſt, hatte in Italien ſich beſonders mit Venedig vertraut gemacht. Er hielt ſich ſeit dem 7. Mai in Weimar auf und ſtudierte mit beſonderem Eifer die Schätze der herzoglichen Bibliothek. Im Jahre 1783 gab er als Frucht dieſes Studiums in einem Quartband heraus: »Epistolae Vinarienses in quibus multa graecorum scriptorum loca emendantur ope librorum ducalis bibliothecae«. Der erſte Brief iſt ad Serenissimam Principem Annam Amaliam, der zweite an Wieland, der dritte an Karl Auguſt (»Celsissimo atque serenissimo principi Carolo Augusto S. D. P. Joh. Baptista Caspar d'Ausse de Villoison«) gerichtet. Er war ſicherlich zu Auskünften über Italien ſehr geeignet: ob Goethes Abſicht in Erfüllung gegangen iſt, wiſſen wir nicht. Welches der „kleine Aufſatz" war, den Goethe beilegte und der doch wohl von ihm ſelbſt herrührte, hat ſich noch nicht feſtſtellen laſſen. Daß aber Diede ſein offenes Auge für die Bildkunſt, ſpeziell für die Malerei, auch in Italien zu praktiſchen Zwecken zu benutzen wußte, erſehen wir aus der Thatſache, daß er einen tüchtigen jungen Maler dort für ſich in Thätigkeit ſetzte. Am 9. April ſchreibt er in Rom: „Um dieſe Zeit machte ich die genaue Bekanntſchaft des jungen hannoverſchen Malers in Landſchaft Herrn Dies, mit dem ich Abrede nahm, fünf Gemälde für meinen Saal in Ziegenberg unter

der Aufsicht des Herrn Reifenstein und Hackert zu verfertigen." Diese Bilder befinden sich jetzt noch an Ort und Stelle: sie bilden die Wandfüllungen des Saales, der oben die von Krause en basrelief gemalten antiken Darstellungen zeigt. Dieser A. C. signierte Dies, nach Musculus Albert Christoph, Landschaftsmaler aus Hannover, ist wohl derselbe, von dem Goethe am 22. Juli 1787 in der Italienischen Reise schreibt: „Jetzt habe ich etwas vor, daran ich viel lerne, ich habe eine Landschaft erfunden und gezeichnet, die ein geschickter Künstler, Dies, in meiner Gegenwart koloriert; dadurch gewöhnt sich Auge und Geist immer mehr an Farbe und Harmonie." Moritz erwähnt ihn in einem Brief an Goethe vom 9. August 1788: „Dies hat ein sehr schönes Bild vollendet, das den Wasserfall von Tivoli, auf eine ganz eigene Art, verschönert darstellt": auch unter den fünf Ziegenberger Bildern ist dieser Wasserfall. (Schriften der Goethe-Gesellschaft V, S. 50.) Der Herausgeber, Otto Harnack, giebt S. 230 die Lebenszeit von Dies an 1755—1797. Aber Caroline von Humboldt rühmt noch in einem nur bruchstückweise erhaltenen Brief an Goethe (Goethe-Jahrbuch XVI Bd. 1895, S. 51), der anfangs 1810 geschrieben ist, den Hannoveraner Dies „als einen der besten Landschaftsmaler". Diede dagegen macht zu seiner Erzählung die Bemerkung: „Dieser verdienstvolle Künstler, der es weit gebracht haben würde, ist jung gestorben." Thatsächlich starb Dies 1822 in Wien, wohin er 1797 ging.

Ob die Hoffnung Goethes, von Diede Nachricht aus Italien zu erhalten, in Erfüllung ging, wissen wir nicht. Jedenfalls aber ist ein freundlicher Verkehr zwischen Goethe und Diedes weiter erhalten geblieben. Goethe selbst erzählt in der „Italienischen Reise", er habe Herrn und Frau von Diede in Rom bei dem Senator Principe Rezzonico getroffen. Dieser hatte „aus Deutschland zurückkehrend" Goethe schon früher aufgesucht. Er hatte mit Diedes „eine innige Freundschaft errichtet". Der Graf brachte „angelegentliche Grüße von diesen werten Gönnern und Freunden", Goethe aber „lehnte, wie herkömmlich, ein näheres Verhältnis ab, sollte aber doch endlich unausweichlich in diesen Kreis gezogen werden". Diedes machten „einen Gegenbesuch", und da Frau von Diede, „wegen des Flügelspiels berühmt, in einem Konzert auf der kapitolinischen Wohnung des Senators sich hören zu lassen willig war", so konnte Goethe die Einladung, zumal auch sein

Freund Kayser spielen sollte, nicht ausschlagen. Goethe schildert das Konzert, besonders den Beifall, den die „treffliche, längst gekannte verehrte Dame", und von den Deutschen gerade im Zusammenhang mit dem herrlichen Blick auf das Campo Vaccino bis nach dem Kolisseum hin, fand, in begeisterten Worten (Februar 1788, Bericht). Leider ist diese Begegnung, die mit Recht um ihrer Schönheit willen wiederholt hervorgehoben worden ist, nur Dichtung: Diedes waren im ganzen Februar 1788 in Ziegenberg, wie es im Tagebuch ausführlich erzählt wird, ja Diedes sind während der Jahre 1786—1788 überhaupt nicht in Italien gewesen, wo sie sich erst 1782—1784 lange aufgehalten hatten. Dagegen haben sie im August und September 1787 in Paris den Senator Rezzonico getroffen, wo sie sich nach vorausgegangener „Kaltsinnigkeit" mit ihm wieder „aussöhnten". Von da stammen die Grüße Diedes an Goethe. Wie Goethe in seiner sehr späten Redaktion dieses letzten Teiles der „Italienischen Reise" dazu gekommen ist, zwei gesonderte Ereignisse, ein Konzert beim Prinz Rezzonico in Rom und ein besonders hervorragendes Klavierspiel durch die musikalisch hochbegabte Frau von Diede an anderem Ort und zu anderer Zeit, hier zusammenzufügen, wäre interessant zu ergründen: vermutlich hat ihn die Erinnerung an die Grüße Diedes durch den Prinzen und die Erinnerung an ein bei diesem erlebtes Konzert auf diese unwillkürliche Zusammenfügung gebracht. Wie nahe Goethe dem Prinzen stand, zeigt die Thatsache, daß der Prinz unter denen ist, die von Goethe mit der ersten Ausgabe seiner Werke bedacht worden sind (Schriften der Goethegesellschaft II, S. 443).

Aber das Jahr 1788 brachte doch ein Wiedersehen der beiden Männer, das uns durch Diedes Erzählung recht wichtig ist: Diede war in Weimar Zeuge von der Heimkehr Goethes aus Italien. Goethe war am 18. Juni, abends 10 Uhr in Weimar angekommen. Am 19. Juni schreibt Diede: „Nun war der Mann da, der aller Augen und Gedanken auf sich zog, insonderheit war er von denen, die seinem Beispiel zu folgen gedachten, sehnlich erwartet worden. Aber auch jedermann nahm an seiner Rückkunft Anteil. Der Fragen war kein Ende — er zog sich aus dieser Beschwerlichkeit mit dem ihm gewöhnlichen Verstand; er zeigte sich mehr als gewöhnlich gesprächig, wie er denn wirklich Ermunterung und Zufriedenheit zurückgebracht

hatte, und verweilte bei Kleinigkeiten, um Hauptpunkten, über die er sich nicht auslassen wollte, auszuweichen. Für uns war es ein wahrer Genuß, manches Gesehene mit ihm zu wiederholen und darüber seinen immer sonderbaren Gesichtspunkt und seine Meinung zu vernehmen. Er zeigte uns diesmal Zuneigung und Vertrauen. Der Herzog, dessen Zutrauen in Geschäfte vor gedachter Reise abgenommen zu haben geschienen hatte, behandelte ihn dermalen überaus freundlich und unterredete sich ohne Unterlaß mit ihm." Jetzt hat sich Diedes Urteil nicht nur zu unbedingter Anerkennung gesteigert: es ist auch sehr zutreffend und charakteristisch für den durch Italien anders gewordenen Dichter — freilich kann er zum Schluß die dem mißwollenden Hofkreis entstammende Bemerkung nicht unterlassen, von deren Unzuverlässigkeit er keine Ahnung hat, die aber für unsre Kenntnis der Stimmung am Hofe Goethe gegenüber selbst noch in dieser Zeit wertvoll ist.

Von einer weiteren Begegnung erfahren wir durch einen von Ludwig Geiger im Goethe-Jahrbuch (XIV, 1893, S. 27 und 105) herausgegebenen und erläuterten Briefe von Marianne von Eybenberg, die am „22. 7bre 1793" von Berlin aus an Goethe schreibt: „Wie ich nach Ihrer Abreise noch in Carlsbad gelebt, mus ich Ihnen noch sagen, die Diedens habe ich viel gesehen und mus ihr die Gerechtigkeit, besonders gegen Ihm, wiederfahren lassen, daß sie sehr gescheit und aimable war, ohne Sucht gefallen zu wollen, ich hätte ihr gern gesagt, wie sehr sie sich dadurch geschadet."

Diede war inzwischen wieder amtlich reaktiviert worden und hatte in Regensburg, wo er sich vorher schon des Winters einige Monate aufhielt, 1793 den dänischen Gesandtschaftsposten erhalten. Eine besondere Wendung für seine Monumentfreude hatte die französische Revolution im Gefolge. Ihren Ausbruch hatte er 1789 in Paris selbst miterlebt. Während er dann in Regensburg weilte, hatten die Franzosen in Ziegenberg durch schwere Einquartierung und mutwillige Zerstörung schlimm gehaust. Als Diede 1800 nach Ziegenberg zurückkam, fand er seine Anlagen arg zerstört und verwüstet. Wie weh ihm das gethan hat, läßt sich aus dem Brief entnehmen, in dem er Goethe den Tod seiner Frau anzeigt: diese war ihm auf einer Reise in Italien 1803 in Bassano gestorben: er mußte sie auf fremdem Boden bestatten.

Es geschah dies in Padua, worüber Diedes Brief an Goethe nähere Auskunft giebt. Er befindet sich im Besitze des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar: seine Mitteilung hier erfolgt mit gütiger Erlaubnis des Direktors des Archivs, Herrn Geheimen Hofrat Professor Dr. Bernhard Suphan. Der Brief lautet in genauer Wiedergabe:

„Ew. Hochwohlgeb. haben ehedem eine der ausgezeichnetesten und liebenswürdigsten Personen, deren Vorzüge Sie mit dem gewöhnlichen tiefdringenden Blick bey erster Bekanntschaft durchschaut, und die auch Sie verehren gelernt — in Wenigen Zeilen herrlich geschildert. Vielleicht sind sie Ihnen selbst entfallen — ich lege sie daher bey. (Beilage I.) Diese ausgezeichnete Frau, die Meinige, Mir Geschenkte, ach Mir nur Geliehene, die mein Einziges höchstes Glück ausmachte hat jenes schöne, früh entworfene Bild gerechtfertiget. Jeder Tag that zu der Annäherung hinzu. — Ein hartes Geschick hat sie mir geraubt — in fremdem Land — und mir bleibt nichts in meinem tiefen Kummer als ihr theures Andenken zu ehren. In Padua waren die frommen, wahrhaft Ehrwürdigen, tolerant denkenden Väter Augustiner-Eremitaner so theilnehmend die geliebte Hülle wohlwollend im Umfang ihres Klosters, an einsamen Ort, im Gärtgen ihrer Sacristey aufzunehmen. Dort ruht sie — am Fuß einer hohen Cypreße, beschattet von einer Rebe und einem herrlichen Feigenbaum, umgeben von neu gepflanzten Thränen-Weiden. Ein schönes Denkmal wird von uns ihr dort unter Anleitung des Senators Prinzen Rezzonico errichtet, ihrer und des Kunstreichen Landes soll und wird es würdig werden. Vielleicht interessirt Ew. Hochwohlgeb. deßen Idee — ich lege einen Grundriß bey; die Ausführung muß freilich dortigen Künstler überlaßen bleiben. Den Hauptplan hat ein Kunstverständiger Freund des Senators, Selva aus Venedig Baumeister der fenice, entworfen. Er wird jedoch in einigen Theilen abgeändert. Die Vase — am Fuß der Cipreße — ist vom Großen Canova anders angegeben und Er bearbeitet deren Vorderen Theil, die Büste in Profil von 2. Génien mit umgestürzten Fackeln gehalten, die sich weinend darüber die Hand reichen. Auf deren 4-eckigten Fuß-Gestell wünschen wir einige Teutsche Worte anzubringen. Gegenüber an der Mauer kommt auf weißen Marmor eine Lateinische Inschrift in Gutem Lapidarischen Styl deßen Abfassung dem hierin vorzüglich Geübten Abbate

Morcelli aufgetragen worden. Ich habe ihm zu dem Ende mit den Haupt Eigenschaften der Verewigten bekannt gemacht, dabey aber sehr zu wünschen bezeigt daß Ihre schöne und characteristische bezeichnende idée der Vereinigung in Einer Person, so vieler sonst unter Vielen Zerstreuten Gaben benutzt werden mögen — deren Ende wird werden:

. . . lugentes posuerunt — amici ornaverunt

Denn die Candelabres die den Platz umgeben und deßen Umrisse bestimmen haben auf dringendes Ansuchen Einigen Freunden überlaßen bleiben müßen unter denen sich allerley Stände und Glaubensgenoßen versammlen — der Curfürst Erzkanzler und die Landgräfin von Darmstadt sind unter der Zahl. Ich bitte um Verzeihung mich so ausführlich über diesen Gegenstand zu erklären über den ich wünschte Ew. Hochwohlgeb. Gedanken zu kennen und zu erfahren ob sie den Plan billigen.

Dann aber komme ich auch um noch mehr Rath einzuholen. Auch in meinem armen Ziegenberg möchte ich mich an einem kleinen Denkmal erfreuen. In jener Gegend aber sind wir nicht reich an Artisten. Es darf nichts zu Ausgesuchtes gewählt, [noch] weniger jenes nachgeahmt werden. Es ist daselbst ein runder Platz mit hohen Fichten umgeben, in der Mitte eine höhere Lerchentanne. Der könnte schicklich seyn und hier wäre kurze, bündige, der Seligen würdige Inschrift, sei es auf Vase, Pyramide oder dergl. erwünscht. Dürfte ich von der nehmlichen Meister Hand die das schöne Leben bezeichnete das Gegenstück oder wenigstens Anleitung dazu erbitten? Wie dankbar würde ich seyn!

Es folgt aber noch weitere Zudringlichkeit — an einem Altärgen welches lang meinen Sophienplatz zierte (für den Sie sich vormals interesirten) für welches die beikommenden lieblichen Verse bestimmt waren war die sehr ähnliche Silhouette der Heiligen auf Kupfer gezeichnet. Diese haben unter andern Verwüstungen die verhaßten Franken, des wenigen Metalles wegen, entwendet. Ich dachte an deren Platz zu setzen wie beiliegt (Beilage II), im Fall ich keine Gelegenheit finde jene Silhouette zu ersetzen — aber das medaillon ist klein vielleicht das Vorgelegte noch zu lang — vielleicht das Ganze tadelhaft.

Ein drittes Monument bestimmt die beyden andern zu verbinden, und unter Ew. Hochwohlgeb. Anleitung bestimmt und ausgeführt steht

auf dem Platz. Es ist eine Glückskugel mit Kränzen umgeben, auf deren 3seitigen Fußgestell die Innschrift lautet:

Dem dreyfach Gefeßelten Glyke
Widmet dankbar der Gatte
Widmet der Bruder den Stein.

Auch an diesem haben die Ungezogenen Flügel und Kränze beschädigt — ich hoffe sie herstellen zu können — Allein leider paßt die Innschrift nicht mehr, die doch ewig beizubehalten ist — ich hatte vor auf die Kugel selbst etwas, dem beigehenden (Beilage III) Ähnliches zu schreiben — wäre es unschicklich? und zu matt und lang ist es gewiß.

Wollten Ew. Hochwohlgeb. mich einer Anleitung zum Beßeren würdigen, so würden Sie mich unendlich verbinden. Verewigt muß die Einzige werden — wie könnte es beßer als durch Sie geschehen? Ich beharre mit vorzüglicher Hochachtung und Verehrung

Ew. Hochwohlgeb.

Regensburg den 20ten May

ganz gehorsamster Diener

W. C. Diede zum Fürstenstein.

[Beilage I]

Was die gute Natur weislich nur Vielen vertheilet
Gab sie mit reichlicher Hand Alles der Einzigen Ihr
Und die so herrlich Begabte, und die von so vielen Begehrte
Gab ein liebend Geschick günstig dem Glücklichen Mir.

[Beilage II]

Das holde Bild Louisens
Raubte von dem Altar
Der ihn entweihende Feind
Aber unauslöschlich — Steht es in den Herzen
Des tiefgebeugten Gatten
Der trauernden Töchter.

[Beilage III]

Das Schickſal löste die Feſſeln
Doch band ſie wieder
Zu ewigem Andenken
In den neuen Bund aufnehmend
Die zärtlich liebenden Töchter.

Für die Erhaltung der Grabſtätte hat Diede 1000 Lire ausgeſetzt. Die Zinſen werden ihrem Zwecke gemäß ſorgfältig verwendet, ſo daß ſich das Grab noch in vortrefflichem Zuſtand befindet. Herr Dr. Arthur Pfungſt war ſo freundlich, es während einer Reiſe in Italien auf meinen Wunſch perſönlich aufzuſuchen. Er ſchrieb mir darüber: „Das Grab macht einen merkwürdigen Eindruck. Es erinnerte mich etwas an Platens Grab in Syrakus, doch mehr durch die Stimmung, die auf beiden liegt, als durch die Anordnung. Es wird von einer ſehr ſchönen Zypreſſe überſchattet. Es iſt von Ketten eingefaßt, welche ſich in ſechs Säulchen von weißem Marmor einhaken: dieſe tragen fackelartig lodernde Flammen. Das Denkmal iſt ſehr gut erhalten, da die Kirche ſowie eine Mauer dem Winde wehren. Das Bild der Frau iſt im Profil edel gehalten und die zwei Genien, welche nach entgegengeſetzter Richtung ſehen, ſind in beſtem Zuſtand. Die lateiniſche Inſchrift lautet:

Ludovicae Urs. Const. Quae Et Margarita
Callenbergiae Comiti Cl. F.
Domo Muscavia Lusat.
Uxori
Guil. Christoph. Diede ad Fürstenstein Hassiae
Ord. Equestr. S. R. J. Equitis
Forma Ingenio Dignitate
Aequales Suas Supergressae
Cui Testimonium A Viro Maximum
Constantiae Diligentiae Integritatis
Tributum est
Ab Amicis Omnibus Comitatis Modestiae
Suaviloquentiae

Grabmal der Frau von Diede.
Geſamtanſicht. Entwurf von Selva.

Vix. An. LI
Mater Familias Frugi Munifica
Apta Studiis Et Bonis Artibus
Musicae Scientissima
Decessit Peregre Bassani
An. MDCCCIII
Funus Eius Et Tumulum
Maritus Filiae Duae Amicorum Chorus
Lacrimis Opibusque Suis
Honestavere

Darunter befindet sich das Allianzwappen, um das eine Schlange, das Symbol der Ewigkeit, ihren Kreis zieht, und rechts und links Thränenkrüge." Die beifolgenden Nachbildungen zeigen die Gesamtheit des Grabes und auf der Vase das Porträt der Verewigten, so wie der heutige Zustand ist.

Unter dem Chorus amicorum befindet sich Goethe nicht. Auf Diedes Wunsch nach einer deutschen Inschrift für ein neues Denkmal in Ziegenberg geht Goethe überhaupt gar nicht ein, so daß er, bei aller Kraft des Ausdruckes der Teilnahme, in bezug auf die Denkmals- und Inschriftswünsche Diedes sich ablehnend verhält. Auch ist in der lateinischen Inschrift der Gedanke Goethes, den er in der Inschrift über dem Altar auf dem Sophienplatz ausgesprochen hatte, daß die Vereinigung von Gaben, die sonst über so viele zerstreut sind, hier in einer Persönlichkeit verbunden erscheine, keineswegs zum Ausdruck gekommen: sie weicht auch von dem Wortlaut ab, wie ihn Diede sich wohl gedacht hatte — die Schlußworte, wie sie im Brief angegeben sind, finden sich auf dem Steine nicht. Auch die auf dem Postamente, das in der Ausführung nicht „viereckigt", sondern rund geworden ist, angebrachte Inschrift giebt den Gedanken Goethes nicht wieder, wenn sie auch an ihn anklingt: gerade dadurch läßt sie sich als eine Nachahmung erkennen. Sie ist in lateinischer Schreibschrift ausgeführt und lautet: „Seelig die reinen Herzens sind, sie werden Gott schauen. M. 5 V. 8. Herrlich vollendet | schaut sie nun ihn, nach dem sie sich sehnte | Einzig | durch Vorzüge des Körpers und Geistes | mit hohem Glauben und thätiger Liebe gepaart. | Unauslöschlich bleibt ihr Angedenken |

Grabmal der Frau von Diede.
Geſamtanſicht. Entwurf von Selva.

Grabmal der Frau von Diede.
Vaſe mit Porträt der Frau von Diede von Canova.

dem treuen Herzen | des gebeugten Gatten W. C. Diede, der trauernden Töchter J. Charlotte Louise, des trauernden Freundes Gr. Sternberg." Das Denkmal bietet künstlerisches Interesse durch seine Schöpfer, den Baumeister Selva und den Bildhauer Canova: es giebt uns zugleich die Züge der Verstorbenen, deren vornehmen, aber doch auch selbstbewußten Charakter das Relief sehr wohl erkennen läßt. In dem Grundmotive jedoch bleibt es innerhalb des Gedankenkreises stehen, den Goethe als „Dekorationsgusto" bezeichnet hat und über den sich Diede ohne fremden entschiedenen Willen nicht erheben konnte. Auch wenn das für Ziegenberg geplante, jedoch nicht zur Ausführung gekommene Denkmal, von dem in Diedes Brief die Rede ist, verwirklicht worden wäre, so hätte es sich über Vase oder Pyramide bezw. Obelisk nicht erhoben.

Die Antwort Goethes auf Diedes Brief (im Tagebuch ist am 20. Juli 1804 seine Beschäftigung mit dem Gegenstand durch die Worte „v. Diede Monument" ausgedrückt) ist im Konzept erhalten, das sich im Goethe- und Schiller-Archiv befindet. Es ist in der Weimarer Ausgabe der Briefe Goethes abgedruckt (Nr. 4950), woraus der Brief zur abschließenden Zusammenfassung des ganzen Verkehres hierher gesetzt wird. Er lautet:

„Wenn die fürtrefflichen Personen, mit denen man das Glück hat zu gleicher Zeit zu leben, gleichsam wie Sterne an unserm Horizonte stehen, zu denen man oft den Blick hinwendet und sich auch in der Entfernung an ihnen ergötzt und erquickt, so ist es ein schmerzlicher Übergang, wenn sie sich von unserm sinnlichen Horizonte verlieren und sie das Gefühl in der idealen Hemisphäre unseres Daseyns aufsuchen muß. Mit solchen Empfindungen feyre ich auch das Andencken Ihrer unvergeßlichen Gemahlin und dancke, daß Sie mir die Anstalten den Raum um Ihr Grab zu sichern und zu verschönern in Abbildung mittheilen wollen.

Was hingegen ein etwa ferner zu errichtendes Monument betrifft; so erlauben Ew. Exzellenz, daß ich einen kleinen Aufsatz beylege, den ich in einer ähnlichen Angelegenheit vor kurzem einem Freund zusandte. Er ist ganz aus meiner Überzeugung, vielleicht etwas zu lebhaft geschrieben.

Wäre es möglich, daß Ew. pp durch den fürtrefflichen Canova nach vorhandenen Bildern eine Büste der Verewigten könnten fertigen

lassen, so würde dadurch ein unschätzbares Geschenk für die Mitlebenden, so wie für die Nachwelt entstehen. Wäre dieß nicht zu erreichen, so würde ich zu jedem anderen plastischen Andenken, welches, nicht groß, aber fürtrefflich gearbeitet, die Zierde eines Zimmers ausmachen könnte, ohnmaaßgeblich rathen, wozu uns die Alten so vortreffliche Muster hinterlassen haben.

Der ich, mit ehrfurchtsvollem Danke Ew. Exzellenz vertrauliches gnädiges Andenken verehrend, mich unwandelbar unterzeichne.

Weimar am 19. Jul. 1804."

Zu dem „kleinen Aufsatz" bemerkt der Herausgeber, Albert Leitzmann: „Hier muß eine ähnliche Auseinandersetzung wie 11,3 [in dem Brief Nr. 4808 an Ferdinand von Lamezan vom 12. Januar 1804] gemeint sein, die jedoch nicht erhalten scheint."

Es scheint, daß damit die unmittelbaren Beziehungen der beiden Männer ihren Abschluß erreicht haben. Diede starb bald darauf, am 1. Dezember 1807: er ist auf seinem Gute Madelungen beigesetzt worden. Von seinen drei Töchtern haben ihn zwei überlebt. Die älteste vermählte sich mit dem Grafen Christian Carl zu Rantzau, die jüngere, Louise, mit dem Freiherrn Georg Carl Heinrich Wilhelm Löw zu Steinfurt, einem Sohne der von Diede so sehr geliebten Schwester Sophie. Diese Louise von Löw ist es, die Goethe in Wiesbaden 1814 und mit ihrer Tochter 1828 zu Dornburg aufsuchte. Am 3. Oktober 1829 kam der Freiherr Karl Friedrich Ludwig von und zu Steinfurt zu Goethe nach Weimar, worüber Friedrich Otto im Goethe-Jahrbuch XVII, S. 62 ff. berichtet. So dauern die persönlichen Beziehungen Diedes mit Goethe auch in seiner Familie fort und endigen, wenigstens so weit es sich um persönliche Berührungen handelt, erst kurz vor dem Tode des Dichters. Damit schließt zugleich jener merkwürdige Prozeß, der von der ersten mißwollenden und geringschätzigen Berührung an allmählich zu höchster Achtung und Verehrung bei Diede selbst, zu glühender Begeisterung für Goethe bei Diedes Kindern und Enkeln geführt hat.

In Ziegenberg ist Goethe selbst, wie es scheint, nur ganz vorübergehend gewesen. Am 5. Dezember 1784 (Br. Nr. 2025) schreibt er an Frau von Stein über die Aufforderung des damals in Frankfurt weilenden Herzogs zu ihm zu kommen: „Das Wetter, die Jahrszeit,

mein Befinden und die bösen Erinnerungen von 79 Homburg, Darmstadt, Hanau, Ziegenberg machen mir Reisen in den Gliedern." Es war auf dem Wege von der Schweizerreise zurück, nachdem er sich mit Diede in Frankfurt und Dieburg getroffen hatte, vermutlich zwischen dem 10. und 13. Januar 1780, welche Tage wohl noch zu der 79er Reise gezählt werden konnten, wenn es nur auf allgemeine Orientierung ankam. Dagegen finden sich in Ziegenberg noch Spuren seiner Bethätigung und auch wohl des Aufenthalts seiner und des Herzogs. Noch heute befindet sich im Speisesaal auf dem von jener Zeit erhaltenen Büffett als Krönung eine in Blech getriebene große Vase: Goethe hat sie durch den Maler Kraus bei dem Hofkupferschmied Pflug in Jena herstellen lassen. Die noch vorhandene Rechnung erzählt uns, daß sie Rthl. 11 gekostet hat und mit dem Glückskugelmonument zusammen nach Ziegenberg im Jahre 1782 gebracht wurde. Derselbe Kraus hat für die Bibliothek Diedes und für das Wohnzimmer je ein Dessus des Portes en basrelief gemahlt: auch diese kamen damals mit der großen Sendung nach Ziegenberg: sie sind heute noch unversehrt an Ort und Stelle. Mit der Anwesenheit des Herzogs hat jedoch der Name „die Weimarwiese" nichts zu thun: er kommt schon weit früher vor. Die Eiche auf ihr stammt als Befreiungsbaum aus 1814. Der Herzog ist auch ohne Goethe dort gewesen. Von den Tagen 1.—3. Januar 1785 erzählt Diede: „Kaum waren wir in Staden ruhig eingerichtet, so wurden wir wieder durch den Herzog von Weimar, der sich geraume Zeit in der Gegend aufgehalten, nach Ziegenberg zurückgerufen. Meine Niece Henriette begleitete uns dahin. Der Herzog kam über Homburg im Schlitten angefahren, mit welchem er unterwegs umgeworfen wurde — er ist ohne alles Gefolge. Es war uns unangenehm, ihm Ziegenberg so unvollkommen zu zeigen, allein unsere Einsamkeit kam ihm vielleicht zu statten. Er überließ sich seinem Hang zum Privatleben und wechselseitigen freimütigen Unterredungen und brachte in solchem einige Tage recht vergnügt zu, nach deren Verlauf wir wieder nach Stade zurückkehrten." Andrerseits wissen wir bestimmt, daß Goethe die Pläne des Schlosses und des Parkes besessen, daß Diede mit ihm über dieses sein Lieblingsthema wiederholt und ausführlich gesprochen, daß Goethe an Diedes Beschreibungen des Ortes Vergnügen gefunden hat: Goethe

hat seine Ratschläge selbst bis auf die Wegeführung im Parkwald gegeben. Bei seinem treuen Gedächtnis, bei seiner wunderbaren Vorstellungsfähigkeit und seiner Neigung, dichterisch zu Schilderndes irgendwie an Erschautes oder wirklich Vorhandenes, das in ihm fortlebte, anzuknüpfen, hätte es nichts Überraschendes, wenn in seinen Dichtungen Ziegenberg mit seiner Umgebung erschiene. Dabei wäre freilich von vornherein festzuhalten, daß Goethe bei solchen Verwendungen niemals sklavisch zu Werke gegangen ist: die Wirklichkeit ist ihm stets nur der Keim geblieben, den er je nach den besonderen Umständen, unter denen er ihn lebendig werden und zu seinem Zwecke heranwachsen ließ, durchaus so ausgestaltete, wie er ihm zu seinem Gebrauche paßte. Es kann sich also von vornherein nicht um einen Nachweis handeln, der feststellte, daß eine bestimmte wirkliche Örtlichkeit und eine bestimmte dichterisch geschilderte Örtlichkeit sich so deckten, daß eins im anderen restlos aufginge: es würde dies im scharfen Gegensatz zu Goethes dichterischer Schaffungsweise stehen. Es kann sich vielmehr nur darum handeln, ob für eine bestimmte dichterische Gestaltung ein Keim nachzuweisen ist, der mit der ausgeführten dichterischen Schöpfung so weit übereinstimmt, daß eine Verwertung der bestimmten Wirklichkeit als Keimes für die dichterische Gestaltung möglich oder gar wahrscheinlich ist.

Unter dieser Voraussetzung einer teilweisen Benutzung der Wirklichkeit und einer dem Zwecke der Dichtung entsprechenden freien Umgestaltung läßt sich Ziegenberg als das Urbild des Schauplatzes in den „Wahlverwandtschaften" heranziehen. Auf hohem Berge, zu dem man über mehrere Terrassen aufsteigt, thront das Schloß. „Der Schloßberg verläuft sich in einen vorspringenden Winkel herunter, das Dorf ist ziemlich regelmäßig im Halbzirkel gegenüber gebaut." Der Bach, die Forbach, fließt durch das Dorf, so daß er zwischen dem Schloßberg samt einem Teile des Dorfes und dem anderen Dorfteile zwischen durch fließt (W. A. S. 71). Südlich vom Schloßberg liegt der Garten (d), wo die Baumschule Ottos zu denken wäre. Von da gelangt man weiter nach Süden über eine Brücke zu der jenseitigen Anhöhe, dem Kirchwald: hier wären die vom Garten aus „drüben" gelegenen neuen Anlagen, hier die „dem Schlosse gegenüber" von Charlotte an der Felswand gebaute Mooshütte. „Man hat einen vortrefflichen Anblick: unten

Schloß Ziegenberg. (Gesamtansicht.)

das Dorf, ein wenig rechter Hand die Kirche, über deren Turmspitze man fast hinwegsieht; gegenüber das Schloß und die Gärten." (S. 3). „Dann öffnet sich rechts das Thal und man sieht über die reichen Baumwiesen in eine heitere Ferne" (S. 4): es wäre der Blick, der der Usa, in die die Forbach mündet, nach Osten zu folgte. Als Dichtung wäre die Kirche mit dem Kirchhof hinzugetreten: das Dorf hat keine eigene Kirche; dagegen lag östlich vom Schloß etwas tiefer eine gotische Kapelle („nach deutscher Art und Kunst" S. 208), von der jetzt nur noch wenige Reste erhalten sind. Nach der Dichtung „gelangte man [von der Mooshütte aus] über Felsen durch Busch und Gesträuch zur letzten Höhe, die zwar keine Fläche, doch fortlaufenden fruchtbaren Rücken bildete. Dorf und Schloß hinterwärts waren nicht mehr zu sehen" (S. 30): das stimmt zu der Anhöhe des Kirchwaldes. Wenn es aber weiter heißt: „In der Tiefe erblickte man ausgebreitete Teiche; drüben bewachsene Hügel, an denen sie sich hinzogen; endlich steile Felsen, welche senkrecht den letzten Wasserspiegel entschieden begrenzten . . . dort in der Schlucht, wo ein starker Bach den Teichen zufiel, lag eine Mühle halb versteckt u. s. w.", so stimmt das hier nicht mehr, wohl aber findet sich alles, sobald man vom Schloß aus nach Norden niedergestiegen, die Höhe westlich der Weimar Wiese überschritten hat und an „die weiße Bank" (S) gelangt ist. Nordwestlich breiten sich die Seen aus, die in Verbindung mit der Forbach stehen, und die Mühle lag nicht weit ab von da. Heute sind die Seen ausgetrocknet, um Land zu gewinnen: aber noch lassen sich die Böschungen deutlich verfolgen, da nur an einzelnen Stellen die die Teiche scheidenden Dämme, dem Feldbau zu gunsten, abgetragen sind. Die tiefer liegenden Äcker heißen heute noch „der See". Der Dichter hätte somit das nach Nord und Süd Getrennte auf eine einzige Seite verlegt, um so seiner Szenerie die Einheitlichkeit zu geben, wie sie die nach einer Seite vordrängende Handlung verlangte: hier, im Nordwesten des Schlosses, sind die großen Alleen und der große alte Schloßgarten, aber „man besuchte sie kaum und hatte Liebhaberei und Aufwand gegen eine andere Seite hin ins Freie und Weite gerichtet" (S. 294), eine Beobachtung, die der „Gehilfe" machte, als er eines Tages diese verlassenen alten Räume besuchte.

Giebt man diese Veränderung zu, so bietet allerdings Ziegenberg mit Umgebung ein lehrreiches Bild des Schauplatzes, auf den Goethe

seine Dichtung verlegt: diese selbst hat mit ihrem inneren Leben und auch dem äußeren Schicksal der sie tragenden Menschen mit Ziegenberg nichts zu thun. Vielleicht ließe sich zwar hie und da ein einzelnes Motiv wiederfinden, wie die Verwendung eines Offiziers zur Ausmessung der Gegend und zur Herstellung einer „topographischen Karte, auf welcher das Gut mit seinen Umgebungen, nach einem ziemlich großen Maßstabe, charakteristisch und faßlich durch Federstriche und Farben dargestellt war" (S. 41): solche Ausmessungen hatte Diede durch einen hanauischen Offizier machen lassen (oben S. 5). Solche Karten, jedoch von anderen gemacht, sind noch vorhanden — Diede hatte derartiges an Goethe geschickt. Aber nötig waren gerade diese bestimmten Anregungen für Goethe nicht: er konnte sie auch anderwärts finden. Überhaupt wird, auch wenn man Goethes Anlehnung an Ziegenberg für die Gewinnung seines Schauplatzes zugiebt, für das Verständnis der Dichtung selbst nach ihrer wichtigsten Seite hin, der ästhetischen, nichts gewonnen. Wohl aber hätte sich ein neues Beispiel für den charakteristischen Zug des dichterischen Schaffens bei Goethe gefunden, daß er, der so anschaulich schildert, auch hier wieder unmittelbar von der Anschauung ausgegangen wäre, daß er aber dabei sich das Recht gewahrt hätte, auch das Angeschaute, das Wirkliche, was jetzt so gern als „Wahrheit" bei dem Dichter bezeichnet wird, umzuschaffen und in die Gesamtgestaltung seiner Dichtung nur als bildsames Element aufzunehmen. Man darf vielleicht noch weiter gehen und diese Umgestaltung als eine mit klarem Bewußtsein beabsichtigte betrachten: der Dichter wollte gar nicht, daß man sein Urbild erkännte und über der geringwertigen Freude, in der Dichtung das „Wirkliche" zu finden, die dichterische Wahrheit, die erste und einzige, die er erstrebte, geringschätzig beiseite setzte oder überhaupt nicht beachtete. Dringen wir dennoch gegen den Willen des Dichters bis zur Ergründung des „Wirklichen" vor, an das er seine Dichtung nach dieser oder jener einzelnen Seite hin anknüpfte, so ergiebt sich für uns doch auch ein Gewinn: es läßt sich in Einzelheiten der dichterische Prozeß verfolgen, wie es mit solcher Deutlichkeit nicht häufig der Fall ist, und ergiebt somit eine Förderung in der Erkenntnis des dichterischen Schaffens bei diesem besonderen Dichter. Für die, freilich im Verhältnis zu der großen Zahl der Leser, wohl immer nur wenigen, die in solchem Falle, wie hier,

die „Wirklichkeit“ kennen lernen, ergiebt sich zugleich eine Deutlichkeit der Anschauung, die die vom Dichter gegebene in willkommener Weise ergänzt. Wie ein Gang auf den Sachsenhäuser Mühlberg für den Osterspaziergang, ein Besuch Wetzlars für den „Werther“ zu solchem Ergebnis führt, so kann, allerdings mit einem weit geringeren Grade von Sicherheit des Thatbestandes, durch einen Besuch Ziegenbergs und seiner Umgebung für die „Wahlverwandtschaften“ etwas Ähnliches erreicht werden. Dieser Erfolg ginge aber auch dann nicht verloren, wenn ein sachlicher Zusammenhang zwischen Wirklichkeit und Dichtung nicht vorhanden wäre: das alsdann zufällige Übereinstimmen würde dennoch einen Gewinn für den nach Anknüpfung eines dichterisch geschilderten Schauplatzes an eine entsprechende Wirklichkeit Strebenden ergeben. So läßt sich sagen, daß vielleicht ein realer, mindestens aber ein idealer Zusammenhang zwischen dem Schauplatz der „Wahlverwandtschaften“ und Ziegenberg besteht, wodurch denn Goethes Beziehungen zu Diede einen krönenden und ihre Berührungen im Leben verklärenden Abschluß erhalten.

Die
Familien Goethe und Bethmann.

Von

Dr. Heinrich Pallmann,

München.

Zu denjenigen Familien Frankfurts, die mit Goethes Eltern und mit dem Dichter selbst in vielfachem und zum Teil in freundschaftlichem Verkehr standen, gehört auch die Familie Bethmann. Es ist dies zwar aus verschiedenen Äußerungen des Dichters und seiner Mutter hinlänglich bekannt, aber nichtsdestoweniger dürfte eine eingehendere Schilderung dieser Beziehungen mit manchen bisher noch nicht allgemein bekannten Einzelheiten auch für weitere Kreise von einigem Werte sein.[1])

Die aus Goslar am Harz stammende Familie Bethmann war in Frankfurt zur Zeit der Geburt Goethes durch die Brüder Johann Philipp und Simon Moritz vertreten, die am 2. Januar 1748 das heute noch bestehende Bankhaus „Gebrüder Bethmann" begründet hatten. Außerdem lebten damals noch dort deren Mutter, die Witwe des 1725 zu Berg Nassau verstorbenen Amtmanns Simon Moritz Bethmann und deren Töchter Elisabeth Adelgunde Barbara und Maria Eva, von denen die letztere mit dem Frankfurter Stadtarchivar Dr. Clauer verheiratet gewesen war. Es sind dies jene zwei Frauen, deren Be-

[1]) Wenn diese Schilderung, größtenteils dem Wortlaute nach, einem vor kurzem ausgegebenen umfangreichen Buche: „Simon Moritz von Bethmann und seine Vorfahren" entnommen ist, so wird dies der Sache keinen Abbruch thun, da dieses, von dem Freiherrn Simon Moritz von Bethmann der Familie und deren Freunden gewidmete Buch nur in 60 Exemplaren gedruckt wurde und nur als Geschenk hinausgegeben wird.

gräbnisplatz auf dem St. Peterskirchhof, rechts vom Eingang an der Schäfergasse, im Jahre 1849 mit dem einer Frau Anna Maria Clauer, geb. Textor, verwechselt wurde, und so zu der jahrelang in Geltung gewesenen unrichtigen Bezeichnung der Lage des Grabes der Frau Rat Goethe Anlaß gab.[2])

Die Beziehungen der Familien Goethe und Bethmann treten uns zum erstenmale im Jahre 1750 entgegen. Am 11. April, acht Tage vor ihrem Tode, hatte die Witwe des am 25. Dezember 1735 verstorbenen Archivars Dr. jur. David Clauer in ihrem Testamente, dessen Zeugen der Stadtschultheiß Johann Wolfgang Textor und Hermann Jakob Goethe, der Stiefbruder des Rates Dr. jur. Johann Kaspar Goethe, waren, diesen letzteren als Vormund ihres einzigen Sohnes, der damals in Göttingen studierte, eingesetzt. Wenige Monate darauf finden wir den Rat Goethe auch als Teilungs-Beistand bei dem Nachlasse der am 12. Juli 1750 verstorbenen Elisabeth Adelgunde Barbara Bethmann, der vorhin erwähnten Schwester der Witwe Clauer. Der junge Johann David Clauer (geb. am 10. April 1732), „ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, der aber durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war", wie Goethe in Dichtung und Wahrheit sagt, wird wohl nur schwachsinnig gewesen sein, sonst hätte er nicht von Goethes Vater und von diesem selbst zum Nachschreiben von Diktaten verwendet werden können. Kriegk bezeichnet ihn in seinem Buche über die Gebrüder Senckenberg (Seite 320) als Rechtskandidat; in den vielfachen Vermögensabrechnungen, die sich im Bethmannschen Familienarchive befinden, wie auch in seinen amtlichen Todesanzeigen, nämlich im Totenregister (er starb am 22. Juli 1796) wird er aber als Dr. jur. und im „Intelligenzblatt" wird er außerdem auch noch als Adv.(ocatus) ord.(inarius) aufgeführt. Ebenso ungenau ist die Mitteilung Kriegks, daß er wegen Umbau des Hauses des Rates Goethe hätte ausziehen müssen. Es mag dies wohl vor-

[2]) Vergl. Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes. Jahrgang 1881/82, Lieferung 8, Seite 382, wo der Name nach dem Verzeichnisse der Friedhofskommission irrtümlicherweise Pettmann, in Verwechselung mit einer anderen Frankfurter Familie dieses Namens, geschrieben ist. Ein Blick auf den noch an seinem Platze befindlichen Grabstein hätte die richtige Schreibweise gezeigt und damit auch den jahrelang bestehenden Irrtum aufgeklärt.

übergehend gewesen sein, denn er wohnte bis kurz vor dem Tode des Rats in dessen Hause. Durch diese Vormundschaft kam der Vater Goethes in vielfache Berührung mit der Familie Bethmann, so daß sich ein freundschaftlicher Verkehr zwischen den Bewohnern beider, räumlich nicht weit von einander entfernter Häuser entwickelte.

Aus den Briefen der Frau Rat Goethe an ihren Sohn[3]) erfahren wir, daß eine Elisabeth Bethmann Spielgenossin und Jugendfreundin ihrer Kinder war und schon in ihrem Hause aus- und einging, als der junge Wolfgang seine Puppenspiele aufführte, über die er uns in Dichtung und Wahrheit und in Wilhelm Meisters Lehrjahren eine so anschauliche Schilderung gibt.[4]) Diese Elisabeth Bethmann war die Tochter des in Bordeaux lebenden Johann Jakob Bethmann, des Bruders der Begründer des Bankhauses Gebrüder Bethmann, der oben genannten Johann Philipp und Simon Moritz Bethmann. Katharina Elisabeth, geboren den 12. Januar 1733 zu Bordeaux, verbrachte ihre Jugend zum Teil bei ihrem Oheim Simon Moritz in Frankfurt und kam dadurch auch in das Haus des Rates Goethe und in Verkehr mit dessen um einige Jahre älteren Kindern. Trotz dieser Jugendfreundschaft äußert sich aber der junge Goethe in Briefen an seine Schwester wenig liebenswürdig über Elisabeth Bethmann,[5]) als sie sich während seiner Studienzeit mit ihrer Tante, der aus Leipzig stammenden Gemahlin von Simon Moritz, einige Monate in dieser Stadt aufhielt.[6]) Vielleicht sind diese Äußerungen auf etwas gekränkte Eitelkeit zurückzuführen, da er seiner Schwester schreibt, Fräulein Beth-

---

[3]) Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August von Goethe. (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 4.) Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft 1889. Seite 71.

[4]) Goethe's Werke. Berlin, Hempel, Teil 20, Seite 11 u. ff., 44—5. — Teil 17, Seite 28 u. ff.

[5]) Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. IV, (Briefe) Bd. 1. Seite 55 u. 73—74.

[6]) Nach Familienbriefen im Bethmannschen Archive waren beide von Anfang April bis zum 2. August 1766 bei dem Bruder der Frau Bethmann, dem Kaufmann und Senator Balthasar Friedrich Rummel. Am 18. April schrieb dieser an seinen Schwager Simon Moritz Bethmann: „Meine Schwester und la petite Nièce befinden sich Gottlob recht wohl, dem Ansehen nach gefällt es beyden ganz gut, u. ich, meine Frau, unsere Anverwandten u. unsere sonstigen guten Freunde

mann sei in Concerten und in Apels Garten, wo er sie begrüßt habe, umgeben gewesen von Grafen, Baronen, Edelleuten und Doctoren. In dieser Umgebung mochte der siebzehnjährige Student nicht die rechte Würdigung seiner Persönlichkeit gefunden haben. Weiteren Aufschluß dürfte ein Brief des Bruders der Frau Bethmann an seinen Schwager geben. Am 22. Februar 1775 schrieb nämlich der Handelsherr und Senator Balthasar Friedrich Rummel an Simon Moritz Bethmann:

„Was macht denn der Herr Doctor Göthe, welcher ehemals in Leipzig studirte und von Ihnen an uns recommandiret war, für eine Rolle in costy?[7]) Es scheint ein großes genie, nur aber leider! ein Freygeist zu seyn. Er hat unter mehreren rausgegebenen Büchern eines geschrieben, so die Leiden des jungen Werthers betittelt ist. Nachdem solches etliche Monathe alhier roulierte, so hat man es endlich confisciret.[8]) Eigentlich soll die Avanture des jungen Jerusalems und dessen Selbstmordt vermittelst einer Pistole darinnen geschildert seyn, denn bekanndter maßen wurde dieser bey seinem Gesandtschafts Secretariate seiner eingebildeten Meynung nach disgustiret, und er entschloß sich zu erschießen. Allein, die meisten Gelehrten von des H. Göthe seiner ehemaligen hiesigen Bekanntschafft vermuthen wahrscheinlich, daß H. Göthe seine eigene gehabte Avanture beschrieben und den Schluß des Buches mit der Historie des jungen Jerusalems gemacht und dabey sehr weislich gehandelt hat, daß er sich nicht, wie jener, um eines Mädgen oder vielmehr um einer verheyrateten Frau willen, um das Leben gebracht hat. Es sind viele irreligiöse Sentiments in diesem Buche, und schon bey seinem hiesigen Aufenthalt ließ er besondere Denkungs Arten in der Religion merken. Geben Sie mir

---

u. Bekannten beeifern sich um die Wette ihren Sejour angenehm zu machen." — Dr. Karl Heinemann in seinem Buche: „Goethes Mutter, ein Lebensbild nach den Quellen", Leipzig 1891, Seite 247 sagt, „Elisabeth sei mit ihrer Mutter, die mit der Frau Rat Goethe schon vertraut gewesen war, in Leipzig gewesen." Die Mutter von Elisabeth Bethmann, geb. Desclaux aus Bordeaux, hat Frankfurt und also auch die Frau Rat Goethe niemals gesehen.

[7]) In costy, ein aus dem italienischen in die kaufmännische Sprache herübergekommener Ausdruck für „dort" oder „am Platze".

[8]) Auf Betreiben der theologischen Fakultät in Leipzig. Siehe: Braun, Julius. Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen. Band I, Berlin 1883. Seite 81; und: Wustmann, Gustav. Aus Leipzigs Vergangenheit. Leipzig 1885. Seite 229—31.

doch bey einem müßigen Viertel Stündchen einige Nachricht von ſeiner jetzigen Verfaſſung und von dem Anſehen, ſo er dermahlen in Frankfurth behauptet, und was man von ihm in costy hält. Es ſoll die Nachricht niemanden läſtig fallen."

Leider iſt die Erwiderung auf dieſen Brief nicht vorhanden, auch kommt Rummel in ſpäteren Briefen nicht mehr auf Goethe zu ſprechen. Dieſer war, wie wir aus dieſem Briefe erſehen, von Simon Moritz Bethmann ſeinem Schwager Rummel empfohlen und von dieſem der Empfehlung entſprechend aufgenommen worden. Da aber die Familie Rummel zu den ſtreng religiöſen zählte und überdies zu den Verehrern des von Goethe verſpotteten Profeſſors Clodius[9]) gehörte, ſo fühlte der junge Freigeiſt ſich in dieſem Hauſe nicht behaglich, und er mag deshalb dort kein allzu häufiger Gaſt geweſen ſein. Als nun Frau Eliſabeth Bethmann mit ihrer Nichte bei ihrem Bruder zu Beſuch war, ſo war es ſelbſtverſtändlich, daß man nur Freunde und nähere Bekannte mit heranzog und dem jungen Landsmann, der ſich ſelten ſehen ließ, keine weitere Aufmerkſamkeit ſchenkte. Doch dem ſei wie ihm wolle, die kleine Eliſabeth Bethmann blieb die Freundin von Cornelia Goethe und wurde ſpäter, wie wir noch ſehen werden, die vertrauteſte Freundin der „Frau Rat".

Am 21. Auguſt 1769, alſo gerade zu der Zeit, als ſich Goethe nach ſeiner Studienzeit in Leipzig, von einer langwierigen Krankheit geneſen, im elterlichen Hauſe aufhielt, ward Eliſabeth Bethmann mit Peter Heinrich Metzler in Frankfurt a. M. getraut. Ihr Gemahl ein Sohn des Kaufmanns Wilhelm Peter Metzler in Bordeaux, war dort am 15. Juni 1744 geboren. Dem Wunſche ſeines Schwiegervaters Johann Jakob Bethmann folgend, nahm er nach der Trauung den Namen Bethmann an. Er trat hierauf in das Bankhaus Gebrüder Bethmann als Teilhaber ein, während Johann Jakob Bethmann, der

---

[9]) Goethe's Werke Teil 21, Seite 83. Berlin, Hempel. Am 19 Juni 1778 ſchrieb Balthaſar Friedrich Rummel an ſeinen Schwager Simon Moritz Bethmann: „Sollten Sie und der gantze Basler Hoff als auch ſonſtige dortige Freunde auf des Herrn Prof Clodius Schriften nach inliegendem Avertiſſement einige Exemplare nehmen wollen, ſo will ich auf erhaltene Ordre die Pränumeration gern beſorgen. Man verſpricht ſich von der ſchon bekandten Geſchicklichkeit und unintereſſirten Abſichten des Herrn Profeſſor Clodius ein ſchönes, lehrreiches und nützliches Werk."

ein Jahr zuvor von der Kaiserin Maria Theresia zum österreichischen Konsul der Provinz Guienne ernannt worden war, in Bordeaux verblieb.

Heinrich Düntzer in seinem Buche: „Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit." Stuttgart und Tübingen 1852. Seite 163; und Otto Jahn, „Goethes Briefe an Leipziger Freunde." 2. Auflage. Leipzig 1867. Seite 294 berichten, Cornelia Goethe habe bei der Mitteilung über die Verlobung von Simonette (!) Bethmann mit Herrn Metzler die Hoffnung ausgesprochen, daß sie durch die Hochzeit dieses Paares wieder einmal einen Ball besuchen könne, und Düntzer gab dazu folgende Anmerkung: „Die Braut hieß eigentlich Elisabeth und war das einzige Kind eines sehr reichen Mannes in Bordeaux. Als ganz junges Mädchen war sie nach dem Tode ihrer Mutter nach Frankfurt zu einer unverheirateten Tante Christiane Barbara Metzler gekommen. Der Vater gab die Heirat nur unter der Bedingung zu, daß Metzler den Namen Metzler-Bethmann annehme. Die Heirat verzögerte sich und fand erst am 11. März 1770 in Bordeaux statt." Auf eine Anfrage bei Herrn Professor Düntzer, woher er diese Mitteilung habe, erwiderte er, so viel er sich noch erinnere, habe er sie von Frau Maria Belli-Gontard (geb. 30. April 1788, gest. 1. Februar 1883) erhalten. Obgleich in den Frankfurter Kirchenbüchern nur die „Proklamation" (am 7. August 1769), aber nicht die Trauung zu finden ist, was umsomehr zu verwundern ist, weil die Braut eine Frankfurter Bürgerstochter war, Johann Jakob war nämlich mit seinen damals noch lebenden drei Kindern am 10. Juni 1758 Bürger von Frankfurt geworden, so lassen nicht nur zahlreich vorhandene Hochzeitsgedichte, sondern auch das Testament von Johann Jakob Bethmann keinen Zweifel aufkommen, daß die Hochzeit 14 Tage nach dem Aufgebot, am 21. August 1769, in Frankfurt gefeiert wurde. Ebenso unrichtig ist die Bemerkung über den frühzeitigen Tod von Elisabeth Bethmanns Mutter, diese starb erst am 8. September 1785.

Daß der junge Wolfgang Goethe im Hause Johann Philipp Bethmanns verkehrte, wissen wir aus seiner eigenen Mitteilung in „Dichtung und Wahrheit", wonach er im Bethmannschen Hause den aus Korsika vertriebenen Präsidenten Paoli im Jahre 1769 kennen gelernt hatte.[10])

[10]) Goethe's Werke, Teil 23. Berlin, Hempel. Seite 41/2.

Als sicher können wir annehmen, daß Goethe auch im Sommer 1774, als er mit Lavater und Basedow sich in Ems befand, mit dem dort zur Kur sich aufhaltenden Simon Moritz Bethmann verkehrte,[11]) da dieser strenggläubige Mann sich gewiß nicht die Gelegenheit entgehen ließ, den schwärmerisch-asketischen Züricher Pfarrer, wenn auch durch den freigeistigen Frankfurter Bekannten, kennen zu lernen.

Es vergeht dann eine Reihe von Jahren, bis wir wieder die Namen Goethe und Bethmann in Beziehungen zu einander finden.

Als Goethe endlich seinen Wunsch, der von frühester Jugend an in seiner Seele lag,[12]) erfüllen konnte, und er am 3. September 1786 heimlich von Karlsbad aus, unter dem Namen eines Kaufmanns Möller, seine Reise nach Italien antrat, da war es das Bankhaus Gebrüder Bethmann, das ihn mit einer Anweisung an einen Bankier in Rom versehen hatte. Am 4. November 1786 schrieb er von dieser Stadt aus an seine Mutter:[13]) „Inliegenden Brief schicken Sie an die Bethmänner, ohne daß diese eben erfahren, daß der Brief durch Sie gegangen ist. Die Bethmänner haben mir, ohne es selbst zu wissen, unter einem fremden Namen Kredit gemacht." Worauf die „Frau Rat" am 17. November ihm mitteilte:[14]) „Denen Bethmännern habe ihren Brief auf eine so drollige Weise in die Hände gespielt, daß sie gewiß auf mich nicht rathen."

Und als später der Sohn Goethes die Universität Heidelberg bezog, da trat wiederum das befreundete Haus Bethmann auf und vermittelte dem Studenten August von Goethe seinen Wechsel.[15])

Goethe erwähnt in seinen Mitteilungen: „Aus einer Reise in die Schweiz im Jahre 1797"[16]) noch eine andere geschäftliche Verbindung zwischen beiden Familien. Er berichtet da, daß er während seines Aufenthaltes in Frankfurt am 8. August 1797 den Herrn von

---

[11]) Ebenda, Teil 22, Seite 415/6 und Annalen für Nassauische Altertumskunde, Bd. XII, Seite 288.

[12]) Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn u. s. w. Seite 353.

[13]) Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß Herausgegeben von Julius Frese. Stuttgart 1877. Seite 100.

[14]) Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn u. s. w. Seite 354.

[15]) Goethe-Jahrbuch. Band 10. Frankfurt 1889. Seite 7.

[16]) Goethe's Werke. Berlin, Hempel, Teil 26, Seite 33—34.

Schwartzkopf[17]) besucht habe, der mit seiner jungen Frau auf einem Bethmannschen Gute wohne; dieses liege sehr angenehm, eine starke halbe Stunde von der Stadt vor dem Eschenheimer Thore auf einer sanften Anhöhe, von der man vorwärts die Stadt und den ganzen Grund, worin sie liegt, und hinterwärts den Niddagrund bis an das Gebirg übersehe. Das Gut hätte ehemals der Familie der von Riese gehört und sei wegen der Steinbrüche bekannt, die sich in dem Bezirk desselben befänden. Der ganze Hügel bestehe aus Basalt, und der Feldbau werde in einem Erdreich getrieben, das aus Verwitterung dieser Gebirgsart sich gebildet habe; es sei auf der Höhe ein wenig steinig, aber Früchte und Obstbäume gediehen vortrefflich. „Bethmanns," fügte er noch hinzu, „haben viel dazu gekauft, und meine Mutter hat ihnen ein schönes Baumstück, das unmittelbar daran stößt, abgelassen."

Dieses Gut, die jetzige Grüneburg, gehörte damals Peter Heinrich von Bethmann-Metzler, der gleichwie sein Schwiegervater Johann Jakob Bethmann am 15. Januar 1776 von dem Kaiser Joseph II. in den erblichen österreichischen Ritterstand erhoben worden war. Seine Nachkommen, die Familie de Bethmann, gehören heute zu den angesehensten Einwohnern von Bordeaux.

Das erwähnte Baumstück hatte laut einer im Bethmannschen Familienarchive befindlichen Kaufsurkunde der Rat Goethe am 22. Mai 1770 von dem Schöffen und Senator Johann Friedrich von Wiesenhütten erworben. Zur Veräußerung dieser Grundstücke hatte Goethe seiner Mutter folgende eigenhändig geschriebene und gleich-

[17]) Joachim von Schwartzkopf (Schwarzkopf), geb. den 23. März 1766 zu Steinhorst im Lauenburgischen, wurde als geheimer Kanzleisekretär in Braunschweigischen Diensten im Jahre 1792 durch das Reichsvikariat geadelt, am 2 November 1796 heiratete er die am 20. August 1774 geborene Tochter des Peter Heinrich von Bethmann-Metzler, Anna Sophie Elisabeth. Er war damals geheimer Legationsrat großbritannischer, braunschweigischer und mecklenburg-strelitzischer Ministerresident bei dem kur- und oberrheinischen Kreise und starb am 1. Juli 1806 in Straßburg i. Els., nachdem seine Frau kurze Zeit vorher, am 14. Mai 1806, gestorben war. Seine Nachkommen (in weiblicher Linie) zählen heute noch zu den angesehensten preußischen Adelsgeschlechtern. Vergl. die irrigen Angaben im Stammbuch des blühenden und ausgestorbenen Adels in Deutschland. Band 3. Regensburg 1865. Seite 363.

falls im Bethmannſchen Archive aufbewahrte Vollmacht ausgeſtellt: „Nachdem meine vielgeliebte Mutter Frau Catharina Eliſabetha Goethe geb. Textor, als Nutznießerinn des von meinem ſeel. Vater hinterlaſſnen Vermögens, für räthlich erachtet einige Baumwieſen zu verkaufen und mir die Gründe welche ſie dazu bewegen vorgelegt, ſo habe ich nicht anſtehen können in ſolchen Verkauf auch von meiner Seite einzuwilligen und meine verehrte Mutter, wie hiermit geſchieht, zu bevollmächtigen: obgedachte Baumwieſen nach ihrem Gutdünken zu verkaufen, das Geld dafür zu empfangen und ſolches nach der, ihr beywohnenden Sorgfalt wieder anzulegen; wie ich denn alles was ſie in dieſem Geſchäfte handlen wird, als von mir ſelbſt geſchehen im Voraus anerkenne. Geſchrieben im Lager bey Verdun den 10. Sept. 1792.

J. W. v. Goethe."

Im Februar 1793 verkaufte dann Frau Rat Goethe zwei Wieſen, die eine am Ginheimer Steg (4 Morgen $34^{11}/_{16}$ Ruthen groß), die andere am Asmusweg gelegen (9 Morgen 2 Viertel und $38^{3}/_{4}$ Ruthen groß) an Peter Heinrich von Bethmann-Metzler. Eine geſiegelte Kaufsurkunde iſt nicht vorhanden, vielleicht hielt man dieſe Formalität nicht für nötig, da die Verkäuferin mit der Frau des Käufers, mit Eliſabeth von Bethmann-Metzler, der ehemaligen Jugendfreundin ihrer Tochter Cornelia, aufs innigſte befreundet war. Zahlreiche Stellen in Briefen der Frau Rat an die Herzogin Anna Amalia[18]) und an ihren Sohn geben uns davon Kunde, wie wir auch aus einer im Bethmannſchen Archive liegenden Quittung über Miete der Theater-Loge Nr. 3 erſehen können, daß die Frau Rat mit der Familie Bethmann-Metzler dieſe Loge gemeinſam hatte. Dieſer freundſchaftliche Verkehr erſtreckte ſich dann auch ſpäter auf die Tochter Sophie, nachdem dieſe im November 1796 den Großbritanniſchen Reſidenten

[18]) In den Anmerkungen zu den Briefen von Goethe's Mutter an die Herzogin Anna Amalia iſt in den beiden erſchienenen Ausgaben, in der der Goethe-Geſellſchaft und in der von K. Heinemann herausgegebenen, zu dem Briefe 41 vom 7. Februar 1783 irrtümlich angegeben, daß die Frau Bethmann, der die Frau Rath die Neuigkeit von der Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich beim Abholen zum Theater mitteilte, die Frau des Bankiers Johann Philipp Bethmann geweſen ſei, nach allem zu ſchließen war dies aber Frau Eliſabeth von Bethmann-Metzler.

Joachim von Schwartzkopf geheiratet hatte, in deren Hause die Frau Rat Goethe an Lesekränzchen mit verteilten Rollen teilnahm. Wenige Wochen nach der Hochzeit schrieb sie ihrem Sohne: „Sophie Bethmann ist nun in aller Form Frau von Schwartzkopf u. s. w. Ich bin ihre ausgewählte Freundin — und die Vertraute vom ganzen Haus — Esse oft in Gesellschaft von Mama la Roche daselbst — genung ich ammusire mich so gut es gehen will.“ [19])

Goethes Mutter verkehrte aber auch im Hause von Simon Moritz von Bethmann, dem Sohne Johann Philipps und damaligen Chef des Bankhauses Gebrüder Bethmann,[20]) wie aus ihrem dort um die Jahreswende 1803/4 stattgefundenen Zusammentreffen mit Frau von Staël-Holstein zu entnehmen ist, das Bettina von Arnim in ihrem Briefwechsel mit Goethe „etwas aufgeschmückt“ folgendermaßen schildert:[21])

„Die Entervüe war bei Bethmann-Schaaf[22]), in den Zimmern des Moritz Bethmann. Die Mutter [Frau Rat Goethe] hatte sich — ob aus Ironie oder aus Übermuth, wunderbar geschmückt, aber mit deutscher Laune, nicht mit französischem Geschmack, ich muß Dir sagen, daß wenn ich die Mutter ansah, mit ihren drei Federn auf dem Kopf, die nach drei verschiedenen Seiten hinschwankten, eine rothe, eine weiße und eine blaue — die französischen Nationalfarben, welche aus einem Feld von Sonnenblumen emporstiegen, — so klopfte mir das Herz vor Lust und Erwartung; sie war mit großer Kunst ge-

---

[19]) Briefe von Goethe's Mutter an ihren Sohn u. s. w. Seite 121—122.

[20]) Teilhaber des Bankhauses war zu jener Zeit sein Schwager Hollweg, der Vater des späteren preußischen Ministers August von Bethmann-Hollweg, und dessen Schwiegersohn Andreas Grunelius. Sein Vater Johann Philipp war 1793 gestorben, sein Oheim Simon Moritz hatte bereits 1782 das Zeitliche gesegnet, und sein Vetter Peter Heinrich von Bethmann-Metzler war mit dem letzten Tage des Jahres 1799 aus dem Bankhause ausgeschieden und im April darauf gestorben. Dessen Witwe, die Freundin der Frau Rat, starb 1813.

[21]) Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn u. s. w. Seite 392 Anm. 154. — Arnim, Bettina von. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. 4. Aufl. Herausgegeben von Herman Grimm Berlin 1890. Seite 185—187.

[22]) Johann Philipp Bethmann war mit Katharina Margaretha, der Tochter des Dr. jur., Schöffen ꝛc. Anton Schaaf vermählt gewesen. Die Witwe Bethmann-Schaaf starb erst im Jahre 1822.

ſchminkt, ihre großen ſchwarzen Augen feuerten einen Kanonendonner, um ihren Hals ſchlang ſich der bekannte goldne Schmuck der Königin von Preußen,[23]) Spitzen von altherkömmlichem Anſehen und großer Pracht, ein wahrer Familienſchatz, verhüllte ihren Buſen, und ſo ſtand ſie mit weißen Glacée-Handſchuhen, in der einen Hand einen künſtlichen Fächer, mit dem ſie die Luft in Bewegung ſetzte, die andre, welche entblößt war ganz beringt mit blitzenden Steinen, dann und wann aus einer goldnen Tabatiere mit einer Miniature von Dir, wo Du mit hängenden Locken, gepudert, nachdenklich den Kopf auf die Hand ſtützeſt, eine Priſe nehmend. Die Geſellſchaft der vornehmen älteren Damen bildete einen Halbkreis in dem Schlafzimmer des Moritz Bethmann; auf purpurrothem Teppich in der Mitte ein weißes Feld, worauf ein Leopard, — ſah die Geſellſchaft ſo ſtattlich aus, daß ſie wohl imponiren konnte. An den Wänden ſtanden ſchöne lange indiſche Gewächſe, und das Zimmer war mit matten Glaskugeln erleuchtet; dem Halbkreis gegenüber ſtand das Bett auf einer zwei Stufen erhabenen Eſtrade, auch mit einem purpurnen Teppich verhüllt, an beiden Seiten Kandelaber. Ich ſagte zur Mutter: Die Frau Staël wird meinen ſie wird hier vor Gericht des Minnehofs citirt, denn dort das Bett ſieht aus wie der verhüllte Thron der Venus. Man meinte, da dürfte es manches zu verantworten geben. Endlich kam die Langerwartete durch eine Reihe von erleuchteten Zimmern, begleitet von Benjamin Conſtant, ſie war als Corinna gekleidet, ein Turban von aurora- und orangefarbner Seide, in ein eben ſolches Gewand mit einer orangen Tunika, ſehr hoch gegürtet, ſo daß ihr Herz wenig Platz hatte; ihre ſchwarzen Augenbraunen und Wimpern glänzten, ihre Lippen auch, von einem myſtiſchen Roth; die Handſchuh waren herabgeſtreift und bedeckten nur die Hand; in der ſie das bekannte Lorbeerzweiglein hielt. Da das Zimmer, worin ſie erwartet war, ſo viel tiefer liegt, ſo mußte ſie vier Treppen herabſteigen. Unglücklicher Weiſe nahm ſie das Gewand vorne in die Höhe ſtatt hinten, dies gab der Feierlichkeit ihres Empfangs einen gewaltigen Stoß, denn es ſah wirklich einen Moment mehr als komiſch aus, wie dieſe ganz im orientaliſchen Ton überſchwankende Geſtalt, auf die ſteifen Damen

---

[23]) Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn u. ſ. w. Seite 248

der Tugendverſchwornen Frankfurter Geſellſchaft losrückte. Die Mutter warf mir einige couragirte Blicke zu, da man ſie einander präſentirte. Ich hatte mich in die Ferne geſtellt um die ganze Scene zu beobachten. Ich bemerkte das Erſtaunen der Staël über den wunderbaren Putz und das Anſehen Deiner Mutter, bei der ſich ein mächtiger Stolz entwickelte. Sie breitete mit der linken Hand ihr Gewand aus, mit der rechten ſalutirte ſie mit dem Fächer ſpielend, und indem ſie das Haupt mehrmals ſehr herablaſſend neigte, ſagte ſie mit erhabener Stimme, daß man es durchs ganze Zimmer hören konnte: »Je suis la mère de Goethe:« »ah, je suis charmée« ſagte die Schriftſtellerin, und hier folgte eine feierliche Stille. Dann folgte die Präſentation ihres geiſtreichen Gefolges, welches eben auch begierig war Goethes Mutter kennen zu lernen. Die Mutter beantwortete ihre Höflichkeiten mit einem franzöſiſchen Neujahrswunſch, welchen ſie mit feierlichen Verbeugungen zwiſchen den Zähnen murmelte, — kurz, ich glaube die Audienz war vollkommen, und gab einen ſchönen Beweis von der deutſchen Grandezza. Bald winkte mich die Mutter herbei, ich mußte den Dolmetſcher zwiſchen beiden machen; da war die Rede nur von Dir, von Deiner Jugend, das Portrait auf der Tabatiere wurde betrachtet, es war gemalt in Leipzig, eh Du ſo krank warſt, aber ſchon ſehr mager, man erkennt jedoch Deine ganze jetzige Größe in jenen kindlichen Zügen und beſonders den Autor des Werther.“ —

Als Bethmann mit ſeinem Vetter Schwartzkopf im Herbſte 1804 Goethe in Weimar beſucht hatte, berichtete die Frau Rat ihrem Sohne,[24]) beide hätten die herrlichſten Nachrichten von ihm, von ſeinem Hauſe und ſeinen übrigen vortrefflichen Kunſtſachen ihr überbracht und über alles hätten ſie die gütige Aufnahme, die er ihnen erzeigt habe, nicht genug rühmen und preiſen können.

Im Frühjahre des folgenden Jahres war Goethes Sohn bei ſeiner Großmutter während der Meſſe in Frankfurt zu Beſuche. Da er nach Anweiſung ſeines Vaters deſſen alte Bekannte aufſuchen ſollte, ſo verkehrte er auch im Hauſe Bethmanns. Nachdem er nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte Frankfurt am 2. Mai verlaſſen hatte, ſchrieb ihm ſeine Großmutter am 11. Mai, ſein hier gelaſſenes Stamm-

[24]) Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn u. ſ. w. Seite 267.

buch sei jetzt in den Händen des Konsuls Bethmann[25]) — Schwartzkopf habe sich ein hübsches Denkmal darin gestiftet.[26]) Und als sie es ihm am 26. August endlich übersenden konnte, nachdem es von einer Straße in die andere hin und her marschiert sei, fügte sie die Bemerkung hinzu: „Ergötze Dich an den allerley Einfällen und Gedancken — Moritz Bethmanns seines hat mir sehr gefallen — und die Handschrift ist prächtig.“[27]) Bethmann hatte am 20. Mai 1805 die Worte Iphigeniens aus Goethes gleichnamigem Schauspiel eingetragen:

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und, still sich freuend,
Uns Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht!“

Bei Augusts von Goethe zweitem Aufenthalte in Frankfurt im April 1808, ehe er nach Heidelberg ging, um dort an der Universität seinen Studien obzuliegen, verschaffte ihm Bethmann den Zutritt zu einem Feste, das die bürgerlichen Offiziere, d h. die Offiziere des Bürgermilitärs, dem Fürsten Primas gaben.[28])

Goethe selbst hat bekanntlich nach seiner Übersiedelung nach Weimar nicht oft seine Vaterstadt aufgesucht. Das erste Mal war es im Herbste des Jahres 1779, als er mit dem Herzoge Karl August seine Eltern überraschte, wovon uns die Frau Rat in einem Briefe an die Herzogin Anna Amalie eine köstliche Schilderung giebt.[29]) Das

[25]) Bethmann war russischer Konsul, später wurde er zum Generalkonsul und zum Staatsrat ernannt.

[26]) Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn u. s. w. Seite 282.

[27]) Ebenda Seite 284.

[28]) Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn u. s. w Seite 341.

[29]) Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalie. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 1). Weimar 1885. Seite 35: „Ihro Durchlaucht unser gnädigster und Bester Fürst, stiegen (um uns recht zu überraschen) eine strecke von unserm Hauße ab, kamen also gantz ohne geräusch an die Thüre, klingelten, traten in die blaue Stube u. s. w. Nun stellen Sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubenthüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Häschelhanß ihr um den Hals fält, wie der Herzog in einiger Entfernung der Mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft halb

zweite Mal befand sich Goethe einige Wochen im Juli und August 1792 in Frankfurt, um sich von dort aus nach Frankreich zu begeben, wo er mit seinem Herzoge die „Campagne" bis Valmy mitmachte. Sein nächster Aufenthalt in Frankfurt war der vom 2. bis 25. August 1797, während welcher Zeit er, wie oben erwähnt, den Herrn von Schwartzkopf besuchte. Dann verstrichen siebzehn Jahre, bis Goethe wieder in seine Heimat kam. Im Herbste 1814 vom 16. bis 24. September und dann noch einmal vom 10. bis 19. Oktober sehen wir ihn in seiner Vaterstadt. Sein letzter und längster Aufenthalt war der vom 12. August bis 19. September 1815. Während seiner ersten Anwesenheit im Herbste 1814 war er Gast im Hause Simon Moritz von Bethmanns, der am 22. September an seinen damals in Brüssel weilenden Neffen Georg von St. George[30]) schrieb: „Goethe hat gestern bei uns gespeist und war sehr liebenswürdig." Als dann Goethe in demselben und im darauffolgenden Jahre wieder in seiner Vaterstadt verweilte, befand sich Bethmann auf Reisen. Goethe wird also an jenem 21. September 1814 die Gipsabgüsse der antiken Statuen bei Simon Moritz von Bethmann gesehen haben, worüber er sich mit folgenden Worten aussprach: „So steht schon jetzt eine Sammlung von Gipsabgüssen antiker Statuen in dem Garten des Herrn von Bethmann. Und was läßt sich nicht alles von einem Manne erwarten, dessen Neigung und Thätigkeit durch ein so großes Vermögen in lebhafter Bewegung erhalten wird!"[31])

---

greint halb lacht gar nicht weiß was sie thun soll, wie der schöne Cammerherr von Wedel auch allen antheil an der erstaunlichen Freude nimbt — Endlich der Auftrit mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben — mir war Angst er stürbe auf der stelle, noch an dem heutigen Tag, da Ihro Durchlaucht schon eine zimmliche Weile von uns weg Sind, ist er noch gar nicht bey sich, und Frau Aja gehts nicht ein Haar besser — Ihro Durchlaucht können Sich leicht vorstellen wie vergnügt und seelig wir diese 5 Tage über gewessen sind."

Dieser Brief ist am 24. September 1779 geschrieben, der Besuch fand am 18. September statt.

[30]) Georg von St. George war der Tochtermann von Simon Moritz von Bethmanns ältester Schwester, der Frau Elisabeth Hollweg, der Mutter von August Bethmann-Hollweg, dem späteren preußischen Kultusminister.

[31]) Aus „Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815." Siehe: Goethes Werke. Berlin, Hempel, o. J. Teil 26, Seite 292.

An jenem Tage wird auch die Begegnung Goethes mit Bethmanns kleiner Nichte, der Comteſſe Flavigny,[32]) der ſpäteren Madame d'Agoult, geweſen ſein, die dieſer ſo lebhaft im Gedächtniſſe blieb, daß ſie in ihren „Souvenirs" ſie mit allen ihren Einzelheiten folgendermaßen ſchildern konnte:

« Un dimanche du mois septembre,[33]) comme je m'amusais au jardin avec de petites compagnes, nous vîmes venir vers nous, par une longue allée droite, un vieillard auquel toute la famille faisait cortège, et à qui l'on paraissait rendre de grands honneurs. Nous regardions de tous nos yeux: « C'est monsieur de Goethe, Es iſt der Herr von Goethe » s'écria ma cousine Cathau; presque au même moment je m'entendais appeler. J'aurais voulu m'enfuir, mais il n'y avait plus moyen: on était déjà trop près de nous. Il fallait m'avancer vers ce cortège imposant. Comme j'approchais: « C'est ma petite nièce Flavigny » dit l'oncle Bethmann à monsieur de Goethe. — Le vieillard me sourit; il me prit par la main, me dit, tout en marchant, quelques mots que je n'entendis pas, et, s'étant assis sur un banc, il me retint à ses côtés, interdite. Peu à peu, pendant qu'il s'entretenait avec mes parents, je m'enhardis jusqu'à lever sur lui les yeux. Tout aussitôt, comme s'il l'avait senti, il me regarda. Ses deux prunelles énormes qui flamboyaient, son beau front ouvert et comme lumineux, me donnèrent une sorte d'éblouissement. Lorsqu'il prit congé de mes parents, Goethe mit sa main sur ma tête et l'y laissa, caressant mes cheveux blonds: je n'osais pas respirer. Peu s'en fallut que je ne me misse à genoux. Sentais-je donc qu'il y avait pour moi, dans cette main magnétique, une bénédiction, une promesse tutélaire? Je ne sais. Tout ce que je puis dire, c'est que plus d'une fois dans ma longue existence, je me suis inclinée en esprit sous cette main bénissante, et qu'en me relevant je me suis toujours sentie plus forte et meilleure. » —

---

[32]) Simon Moritz von Bethmanns jüngere Schweſter Maria hatte in zweiter Ehe Alexandre Victor François vicomte de Flavigny geheiratet.

[33]) Stern, Daniel. (Madame d'Agoult.) Mes souvenirs. 1806—33 Paris 1877. 8°. Seite 70—71. Übrigens ſcheint hier die Verfaſſerin ſich im Tage geirrt zu haben, was bei der Länge der Zeit, die zwiſchen dem Ereignis und deſſen Niederſchreiben lag, wohl begreiflich iſt, denn der 21. September 1814 war kein Sonntag, ſondern ein Mittwoch.

Nach all dem Vorhergesagten wird es begreiflich sein, daß Simon Moritz von Bethmann dem Plane, Goethe in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu errichten, mit Freuden zustimmte und ihn mit Eifer und Ausdauer verfolgte. Wenn es trotz seines thätigen Eingreifens nicht gelungen ist, daß Frankfurt noch zu Lebzeiten seines größten Sohnes dessen Denkmal aufweisen konnte, so war nur Bethmanns frühzeitiger Tod daran schuld.

Die nachfolgende Darstellung der langwierigen Verhandlungen über dieses Denkmal wird klar ergeben, an welchen Hindernissen dieser Plan gescheitert ist, und daß es sich damit nicht so verhielt, wie man bisher in Frankfurt annahm.[34])

Der einzige, der Bethmanns Verdienste um diese seinerzeit für Frankfurt hochbedeutende Angelegenheit besonders hervorgehoben hat, war Theodor Creizenach, der in seinem „Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer (Suleika)“[35]) sich folgendermaßen darüber ausspricht:

„Die Verhandlungen zogen sich jahrelang hin ohne anderes Ergebnis, als daß sie Rauch zu der berühmten Statuette mit anregten. Das Comité bestand zum Teil aus vortrefflichen Männern, war jedoch ein echt altstädtisches Comité, in der Zusammensetzung cliquenhaft, in seinem Verfahren ungeschickt und unvolkstümlich. Die exklusive vornehmthuende Art, wie der Goethe-Kultus in solchen Kreisen betrieben ward, mußte dazu beitragen, die Abneigung Börnes und Anderer zu verschärfen. Energisch und großgesinnt zeigte sich übrigens bei dieser wie bei jeder Veranlassung Simon Moritz von Bethmann.“

Es war an Goethes siebenzigstem Geburtstage, am 28. August 1819, als mehrere seiner Verehrer in seiner Vaterstadt eine Feier veranstalteten, an der der auf der Rückreise von Rom nach Kopenhagen befindliche Bildhauer Thorwaldsen und der mit Goethe be-

---

[34]) Gwinner in seinem Buche über Frankfurts Kunst und Künstler, Seite 419, äußert sich über das Mißlingen mit folgenden Worten: „Der Ausführung des Planes traten manche Hindernisse, zunächst der entschiedene Wunsch Goethes, daß ihm zu seinen Lebzeiten kein Denkmal errichtet werden möge, entgegen. An den erforderlichen Mitteln hatte es keineswegs gefehlt.“ Beides ist nicht der Wahrheit entsprechend, wie aus unserer Darstellung sich ergeben wird

[35]) 2. Aufl. Stuttgart 1878. Seite 118.

freundete Kunstfreund und -Sammler Sulpiz Boisserée[86]) teilnahmen. Während der Festtafel brachte letzterer den Vorschlag eines Denkmals für den großen Dichter zum Ausdrucke, indem er auf den anwesenden Meister der Bildhauerkunst hinwies. Dieser Gedanke fand einen fruchtbaren Boden, es bildete sich ein Ausschuß mit Boisserée an der Spitze, dem auch Bethmann angehörte. Einer weiteren Anregung Boisserées folgend, entschied man sich für einen Rundtempel, nach dem Vorbilde des Vestatempels in Rom, in welchem die Büste des Dichters von Dannecker gefertigt, aufzustellen sei, und dessen Innenwände mit Reliefs, Darstellungen aus Goethes Werken, von der Hand Thorwaldsens geschmückt werden sollten.

Goethe wurde am 28. Dezember 1819 von Boisserée von diesem Plane benachrichtigt. Er ging ohne Sträuben darauf ein, ja er kam der Angelegenheit so weit entgegen, daß er sogar die Zeit bestimmte, in der er Dannecker zum Modellieren der Büste erwarten wolle.[87])

Da aber wegen einer Krankheit von Danneckers Frau dieser Besuch nicht erfolgen konnte, so schlug er Rauch dazu vor, fast zu derselben Zeit, als man auch in Frankfurt zu dem gleichen Entschlusse gekommen war. Im August 1822 war dann Rauch mit dem Bildhauer Tieck in Weimar und modellierte dort auf den Wunsch Goethes eine Büste von ihm. Statt daß nun nach diesen Vorarbeiten die Angelegenheit vorwärts gegangen wäre, trat eine Hemmung ein, die hauptsächlich von Goethe veranlaßt wurde, der seine Bedenken gegen den mit dem Denkmal verbundenen Bau geltend machte und vorschlug, das Denkmal nicht in einem eigenen Gebäude auf der Mühlinsel am Schneidwall, sondern in der neuen Stadtbibliothek aufzustellen.

In Frankfurt hatte man keine Ahnung davon, daß gerade von dieser Seite noch eine Störung eintreten könnte. Man hatte den Grund-

[86]) Sulpiz Boisserée, geb. 1783 zu Köln, gest. 1854 ebenda, sammelte mit seinem Bruder Melchior (geb. 1786 zu Köln, gest. 1851 in Bonn) ältere deutsche Gemälde, die seinerzeit das Städelsche Kunstinstitut erwerben wollte, die aber 1827 von König Ludwig I. von Bayern angekauft wurden und jetzt einen wertvollen Bestandteil der alten Pinakothek in München bilden. Sulpiz Boisserée erwarb sich auch als Schriftsteller über ältere deutsche Baukunst, besonders durch sein großes Werk über den Kölner Dom, einen wohlverdienten Ruf. Vergl. Sulpiz Boisserée. 2 Bände Stuttgart 1862.

[87]) Sulpiz Boisserée, Bd. 2, Seite 265/6 und 269/70.

und Aufriß des geplanten Gebäudes in Kupfer ſtechen und einen großen Aufruf[38]) drucken laſſen. Ja, einen Tag darauf, nachdem Goethe Boiſſerée gegenüber ſeine Bedenken geäußert hatte, am 24. April 1821, ſandte Bethmann dieſen Aufruf und den Riß mit folgendem Schreiben an Metternich:

«Par le programme et le dessin ci-joints votre Altesse verra que les admirateurs du génie célèbre de Mr. Goethe ont conçu le plan de lui ériger un monument national dans Francfort, sa ville natale.

Le comité chargé de la direction pour surveiller la confection de ce monument a osé espérer que Sa Majesté l'Empereur daignerait accorder sa protection spéciale à cette entreprise et dans l'incluse il a pris la liberté de la reclamer respectueusement.

Après avoir pris lecture de la copie ci-jointe de la lettre à Sa Majesté l'Empereur, je supplie votre Altesse de vouloir bien la mettre sous les yeux de son auguste souverain et d'appuyer cette pétition de son influence bienveillante.

Sachant que les affaires d'état quelqu'importantes qu'elles soient, ne vous absorbent pas au point, Monseigneur, pour que vous n'écoutiez avec plaisir tout ce qui tient aux arts et sciences, je crois faire injure à votre génie universel, si je pouvais douter que votre Altesse n'accueille avec intérêt et bonté notre projet.»

Nach einer Bemerkung am Rande des Entwurfes dieſes Schreibens wurden außerdem von Bethmann noch Exemplare des Aufrufes und

---

[38]) Die Originalzeichnung dieſes Stiches von dem Architekten Friedrich Rumpf, der den Entwurf gefertigt hatte, befindet ſich als Geſchenk von deſſen Sohne, dem Bildhauer Karl Rumpf im Frankfurter Goethemuſeum. (Vgl. Goethe-Ausſtellung des Freien Deutſchen Hochſtiftes 1895. Nr. 654.) Der Aufruf iſt abgedruckt in: „Das Goethe-Denkmal in Frankfurt am Main." Frankfurt a. M. 1844. 4°. S. 2—9. — Im Beſitze des Freien Deutſchen Hochſtiftes befindet ſich ein von dem oben erwähnten in den Eingangs- und Schlußworten abweichender Aufruf, der anſcheinend nicht verſandt wurde. In ihm iſt das Verdienſt Boiſſerées mehr hervorgehoben und ausdrücklich in der Einleitung geſagt, daß der „Vorſchlag zu einem Denkmal für Goethe", wie er ſich in beiden Aufrufen gleichlautend findet, von Boiſſerée herrühre, ja, er iſt dort ſogar mit deſſen Unterſchrift verſehen. Wahrſcheinlich wurde die Änderung von Boiſſerée ſelbſt beantragt, der den ihm angetragenen Vorſitz in dem Komitee aus dem Grunde ablehnen zu müſſen glaubte, weil er ſelbſt nicht am Orte des geplanten Denkmals wohne.

des Planes gesandt an den Kaiser, an Gentz, an den Grafen Buol und an den Freiherrn von Handel. Eine schriftliche Antwort ist im Bethmannschen Familienarchive nicht vorhanden; wahrscheinlich ist eine zustimmende niemals erfolgt, sonst hätte gewiß Boisserée und durch ihn Goethe davon erfahren. Dagegen hat der Minister vom Stein, an den sich Bethmann ebenfalls in dieser Angelegenheit gewendet hatte, ablehnend geantwortet mit der Begründung, seine Mittel seien zu sehr von der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde in Anspruch genommen.

Am 17. Mai sandte man an den Landgrafen von Hessen folgendes, wahrscheinlich von Anton Kirchner entworfenes Schreiben, dessen Abschrift sich im Bethmannschen Familienarchive befindet und dessen Wortlaut wahrscheinlich mit dem auch an andere deutsche Fürsten gerichteten Ansuchen übereinstimmt:

„Durchlauchtigster Landgraf
Gnädigster Landgraf und Herr!

„Wenn die Völker Deutschlands selbst in jenen Unglückstagen, wo eine fremde Macht, wie ein reißender Waldstrom, ihr Vaterland überschwemmte, und jeder, auch der heiligsten Ordnung, Gefahr und Umsturz drohte, durch das Zauberband ihrer reichen und kräftigen Sprache noch zusammengehalten wurden, so fühlen dankbare Gemüter sich, nachdem die Wetter heimgezogen sind, und die Aussicht heller geworden, verpflichtet, das in Ehren zu halten, was jene böse Zeit überwinden half: ihre Sprache, ihre Litteratur und deren verdienteste Wortführer.

Von solchen Ansichten und Empfindungen gingen die unterthänigst Unterzeichneten aus, als sie den Entschluß faßten, Alle, denen deutsche Wissenschaft und Kunst nicht fremd sind, zur Theilnahme an einem Unternehmen aufzufordern, das zum Ziel hat, dem Nestor unserer Dichter J. W. von Göthe,[39]) in seiner Vaterstadt ein würdiges Denkmal zu errichten.

Nicht zu bezweifeln ist wohl, daß ein solches ins Leben gerufen zu sehen, der stille Wunsch Vieler ist; doch nur die Gesammtheit ver-

[39]) Eigentümlich ist, daß man damals in Frankfurt den Namen Goethe fast immer mit ö schrieb, während der Dichter und sein Vater durchgehends ihn mit oe schrieben.

mag den Wunſch zur That zu erheben, und ſie wird nur dann zu gemeinſamem Wirken begeiſtert, wenn Deutſchlands Regenten durch huldvolle Theilnahme die Nacheiferung wecken und die Ausführung verbürgen. —

Euere Hochfürſtliche Durchlaucht werden in dieſer Hinſicht den unterthänigſt Unterzeichneten gnädigſt verzeihen, wenn ſie den angeſchloſſenen Proſpekt ehrfurchtsvoll zu überreichen ſich erlauben und Euerer Hochfürſtlichen Durchlaucht Befehlen in tiefſter Devotion entgegenſehen.

Die wir in den Geſinnungen unbeſchränkter Verehrung zu erſterben die Gnade haben

Euerer Hochfürſtlichen Durchlaucht

unterthänigſte

Frankfurt
am 17 ten Mai
1821.

Die Mitglieder des Vereins
zur Errichtung eines Denkmals für Göthe
und in deren Namen

M. v. Bethmann. Brentano, Senator.
v. Guaita, Senator. Thomas, Senator."

Vier Tage nach Abgang dieſes Schriftſtückes hatte Goethe ſeine, von ſeinen Weimarer Freunden unterſtützte Bedenken in einer ausführlichen Erklärung[40]) niedergelegt, die er an Boiſſerée und nach Frankfurt ſandte. Welchen Eindruck ſie dort machte, können wir aus den an Boiſſerée gerichteten Begleitſchreiben des leider nicht mehr vorhandenen Komitee-Beſchluſſes darüber erſehen, das von Bethmanns Hand geſchrieben, vielfach berichtigt und verbeſſert, im Bethmannſchen Archive aufbewahrt iſt. Dieſes am 29. Juni 1821 datierte und nicht in „Sulpiz Boiſſerée" abgedruckte Schreiben lautet:

„Wenn ich nach dem Eindruck ſchließe, den Ew. Wohlgeboren verehrliches Schreiben vom 14. dieſes[41]) auf mich gemacht hat, ſo

[40]) Durch J. Wahle veröffentlicht im Goethe-Jahrbuch, Bd. 17. Frankfurt 1896, Seite 3–7. Sie findet ihre Ergänzung in dem unten S. 101 ff. als Beilage abgedruckten Schriftſtücke des Architekten Coudray.

[41]) Iſt nicht mehr vorhanden, es iſt weder in „Sulpiz Boiſſerée" abgedruckt, noch fand es ſich im Bethmannſchen Familien-Archive vor.

muß ich glauben, daß Sie bei Abfaſſung desſelben manche ſchmerzliche Gefühle empfunden haben.

Gleichzeitige Inſinuationen ſind dem Herrn Miniſter von Wangenheim und dem Herrn Pfarrer Kirchner aus Weimar zugekommen und haben den Vereins-Beſchluß veranlaſſet, deſſen Inhalt aus den Anlagen des Näheren hervorgeht.

Ew. Wohlgeboren werden ſich daraus überzeugen, daß wir unſerm Herrn Präſidenten, dem wir die erſte Idee zu einem Nazional-Denkmal für Göthe zu verdanken haben, unerſchütterlich treu zur Seite ſtehen und uns durch die Krähwinkel-Politik der Weimaraner nicht irre machen laſſen.[42])

Auf dem nunmehr eingeſchlagenen Weg müſſen wir bald aufs Reine kommen, ob Göthe ein Nazional-Denkmal will oder nicht, und in letzterem Fall wird der Verein das Unternehmen aufgeben, und, daß er es gethan, ohne Scheu öffentlich bekannt machen. Kein vernünftiger Tadel vermag dann die Mitglieder zu treffen, nur die traurige Erfahrung würde daraus neuerdings hervorgehen, daß die Deutſchen keine Nazion und noch weit entfernt ſind, eine auch nur werden zu wollen.

Nicht der freien Stadt Frankfurt oder der deutſchen Bundesſtadt entginge die Zierde eines Nazional-Monuments, des erſten, das auf deutſchem Boden errichtet und ein ſichtbares Zeichen ſeyn würde, daß die Deutſchen Sinn für einen nazionalen Bund haben.

Die Gründe, warum es von den Frankfurtern nicht erwartet werden darf, daß ſie dem Dichter, der ſein Bürgerrecht bey ihnen ſo leicht dahin gab,[43]) und für den in dieſer Hinſicht hier — bei aller Anerkennung ſeiner unſterblichen Verdienſte — das vaterſtädtiſche Intereſſe rein erloſchen iſt, ein Monument ſetzen, und fremde Beiträge

[42]) Goethe wurde in ſeinen Entſchlüſſen gegen die Errichtung eines eigenen Bauwerkes für das Denkmal hauptſächlich von Heinrich Meyer, dem ſogenannten „Kunſtmeyer“ und den Kanzler Friedrich von Müller beeinflußt, welch' letzterer, wie wir aus der angefügten Beilage erſehen können, ſich von dem weimariſchen Oberbaudirektor Coudray berichten ließ.

[43]) Dies geſchah am 19 November 1817. Daß der Senat der Stadt Frankfurt bei dieſer leidigen Angelegenheit hätte anders verfahren können, darüber vergleiche man Dr. Rudolf Jungs Aufſatz: „Goethes Ausſcheiden aus dem Frankfurter Bürgerverbande“, im Goethe-Jahrbuch für 1892 (13. Bd.), Seite 211—20.

dazu annehmen sollten, sind in dem beigeschlossenen Protokollauszug so ausführlich und gründlich entwickelt, daß ich für überflüssig halte, mich über diesen Punkt weiter auszubreiten.

Der Verein würde den Neid und Haß des bösen Dämons, dessen Sie erwähnen, auf Frankfurt ziehen, wenn er sich in seinen Grundsätzen, die aus reiner Verehrung für das Genie des Dichters fließen, irre machen ließe.

Genehmigen Ew. Wohlgeboren u. s. w."

Das Komitee hatte infolge der Erklärung Goethes am 25. und 27. Juni 1821 zwei Sitzungen abgehalten und versuchte, durch den Stadtbaumeister Heß die gemachten Bedenken zu widerlegen, die nach Weimar gesandte Gegenerklärung scheint aber, wie aus dem in der Beilage gegebenen Berichte Coudrays an den Kanzler von Müller ersichtlich ist, in demselben gereizten Tone wie das Schreiben Bethmanns an Boisserée abgefaßt gewesen zu sein, wodurch die Sache nicht gefördert wurde. In diesen beiden, bei dem Senator von Guaita abgehaltenen Sitzungen müssen die Gemüter ziemlich erregt gewesen sein, denn Johann Isaak von Gerning, ein begeisterter Verehrer Goethes, berichtet in seinem Tagebuche, daß er diesen „derben" Sitzungen beigewohnt habe, er sei für Aufstellung des Denkmals in der Stadtbibliothek, da dies auch Goethe wünsche, eingetreten, einige andere Mitglieder, darunter besonders Bethmann, hätten aber hartnäckig an dem Inselprojekt festgehalten. Nach dieser unerquicklichen Auseinandersetzung ruhte die Angelegenheit längere Zeit. Goethe wurde zwar von Boisserée über seine Bedenken beruhigt, in Frankfurt aber scheint man keine rechte Lust mehr an der ganzen Sache gehabt zu haben. Gerade zu der Zeit, als man dort wenig Neigung mehr zeigte, den Plan weiter zu verfolgen, erschien in dem Rheinischen Taschenbuch auf das Jahr 1822 (Frankfurt, bei Joh. David Sauerländer) eine von Anton Radl gezeichnete und von Christian Haldenwang gestochene Ansicht des geplanten Denkmals auf der Maininsel, im Hintergrunde die Stadt, mit einer Erläuterung, die ihrem Stile nach nur von Anton Kirchner sein konnte. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß der mit Kirchner befreundete Bethmann auf diese Weise die Angelegenheit zu fördern suchte, wie er auch im Frühjahre 1822 Boisserée veranlaßte, bei Rauch zwei Skizzen, für eine

ſtehende und eine ſitzende Statue, zu beſtellen, wovon Bethmann dem Komitee in der am 17. Juni 1822 ſtattgefundenen Sitzung Mitteilung machte. Als Rauch dieſe Skizzen weder zur verſprochenen Zeit lieferte noch überhaupt eine Antwort gab, richtete Boiſſerée am 3. September 1822 folgenden Brief an ihn:[44])

„Euer Wohlgeboren

ſind wahrſcheinlich durch eine Badereiſe verhindert worden, mir auf meinen Brief vom 8ten Juni zu antworten, und die Skizzen zu der Statue von Goethe zu entwerfen. Indeſſen fängt doch nun Ihr Stillſchweigen an mich zu beunruhigen, und da ich auch ſchon vorlängſt von Herrn von Bethmann gemahnt worden, ſo muß ich endlich bei Ihnen anklopfen, mit der Bitte, mir ſo bald als möglich Beſcheid zu geben. Verſchweigen Sie mir es nicht, wenn gegen Erwartung Sie die Skizzen noch nicht ſollten verfertigt haben, ſäumen Sie dann aber auch ja nicht länger ſie zu entwerfen. Sie verbinden dadurch Herrn von Bethmann wie alle übrigen Mitglieder des Frankfurter Vereins, und beſonders mich auf das höchſte."

Als dann Rauch endlich am 14. Dezember antwortete und die Skizzen auf die Mitte des Monat Januar 1823 verſprach, ſchrieb ihm Boiſſerée am 11. Januar:[45])

„Was im Uebrigen die Beſtellung der Statue betrifft, ſo iſt dieſe nach der Verabredung des Herrn von Bethmann mit mir für den Verein geſchehen, nur mit dem Vorbehalt, daß um alle Weitläufigkeiten abzuſchneiden Herr von Bethmann die Sache auf ſich nehme, und die Koſten, obwohl ſie durch Subſcription bereits gedeckt waren, als ſeinen Beitrag beſtreiten wolle. Nachdem dies hier mündlich ausgemacht worden, hat man mir von Seiten des Vereines in Frankfurt gemeldet, daß die Geſellſchaft über alles einverſtanden ſey. Sie ſehen alſo, daß Herr von Bethmann der Haupt-Unterſtützer und Hebel des Vereins iſt, aber deswegen ſich weit entfernt hält das Unternehmen in eine Privatſache verwandeln zu wollen.

Auch werden Sie ſich erinnern, daß der Magiſtrat und das Bürger-Colleg von Frankfurt dem Verein einen Bauplatz zuge-

---

[44]) Eggers, Karl. Rauch und Goethe. Berlin 1889. 8°. Seite 39

[45]) Ebenda, Seite 45/6.

ſtanden,[46]) dadurch das Unternehmen ſanctionirt und vorläufig den Verein auch ſchon dotirt hat.

Ich bemerke Ihnen dieſes, damit bei allem Intereſſe, welches Herr von Bethmann auf die edelſte Weiſe für das Unternehmen hegt nicht gegen ſeine Geſinnung, und gegen den Wunſch aller wahren Freunde des Dichters der Geſichtspunkt verrückt werde. Das Unternehmen bleibt obwohl augenblicklich etwas gehemmt immer auf ganz Deutſchland berechnet; doch werden die Frankfurter die Hauptſache, wie billig dazu thun müſſen und unter dieſen iſt Herr von Bethmann als der erſte Begründer anzuſehen, welcher zuerſt und zumeiſt zur Ausführung Hand angelegt hat."

Inzwiſchen hatte Rauch am 8. Januar das Modell einer ſtehenden Statue begonnen, das er am 3. März vollendete. Sei es nun, daß er mit der Abſendung warten wollte, bis er auch das Modell einer ſitzenden Statue fertig geſtellt hatte, oder ſei es aus einem andern Grunde, er ließ nichts von ſich verlauten, ſo daß Boiſſerée am 18. April ihn wiederholt daran erinnerte, daß Herr von Bethmann und die übrigen Frankfurter Freunde mit Ungeduld auf die Modelle warteten.

Rauch ſcheint dieſen Brief ebenfalls nicht beantwortet zu haben, wenigſtens findet ſich hierüber nirgends eine Andeutung. Da Boiſſerée Anfangs Juni 1823 ſich nach Paris begab, wo er bis Mai des folgenden Jahres blieb, ſo wäre wohl die ganze Angelegenheit ſtecken geblieben, wenn nicht Bethmann während eines Aufenthaltes in Berlin, im September und Oktober, die Sache weiter verfolgt hätte.

Am 7. Juli 1823 hatte Profeſſor Karl Ritter in Berlin, der berühmte Geograph und ehemalige Erzieher von Bethmanns Neffen Auguſt Bethmann-Hollweg, an Bethmann geſchrieben: „Was den zweiten Gegenſtand betrifft, die Skizze zu dem Standbilde von Goethe: ſo hoffe ich, daß Rauch nun endlich ſein Verſprechen erfüllt und Ihnen das Modell ſelbſt zugeſandt hat. Von Pyrmont aus, wohin er aus dem Getümmel der Reſidenzſtadt, an das er durch ſeine Stellung zum Königlichen Hauſe allerdings ſehr gebunden iſt, wie in ein Aſyl geflohen, um da in Muße und Einſamkeit (es iſt ſeine Heimath) zu vollenden, was ihm bisher nicht gelingen wollte, ſollten Sie Bericht

[46]) Bereits am 28. März 1820.

und Entscheidung erhalten. Dieß war das Versprechen, daß er mir nach mehrmaligen Besuchen kurz nach den Tagen der Ankunft Frau Hollwegs gab, die ihn so eben noch vor seiner Abreise sehen konnte. Rauch ist sonst ein Mann von Wort; er wollte gern selbst zu Ihnen gehen. Doch gewiß wissen Sie jetzt mehr darüber als ich selbst, oder werden doch bestimmt bald Aufklärung erhalten. Denn ihm liegt die Erfüllung seiner Zusage am Herzen." Trotzdem scheint Rauch nichts weiter gethan zu haben und wird er wohl erst durch die persönliche Einwirkung Bethmanns zur Arbeit gedrängt worden sein, denn er berichtet in seinem Tagebuche[47]) am 30. September „die II. Skizze sitzender Stellung zur Statue Goethes angefangen". Diese sah Bethmann am 11. Oktober an, sie wurde aber erst am 27. dieses Monats beendigt. Um das Unternehmen zu beschleunigen, drängte aber auch Bethmann auf einen schriftlichen Vertrag, wie aus folgendem Schreiben Ritters an Rauch hervorgeht.[48])

„Ich beeile mich den mir soeben noch einmal angelegentlich durch Herrn von Bethmann empfolnen Wunsch, dessen Inhalt in Beziehung auf das bewußte Denkmal ich die Ehre hatte, Ihnen schon mündlich mitzutheilen, noch einmal schriftlich zu wiederholen. Seine Geschäfte haben sich vermehrt, seine Abreise beschleunigt sich. Es wäre ihm sehr wünschenswerth schon am Sonnabend den schriftlichen Contract, den Sie die Güte haben würden, nach Ihrem Gutdünken in den Hauptpunkten zu Papier zu bringen, zu erhalten, um bei seiner Rückkehr der Gesellschaft durch dessen Mittheilung Rechenschaft als Haupttheilnehmer derselben von seinen Schritten zu geben, und ihr dadurch selbst zu Entschlüssen zu verhelfen. Er glaubt aus den Boisseréeschen Mittheilungen, daß der Hauptpunkt die Summe von viertausend Thalern betrifft, zu deren Abtragung er drei Termine vorschlägt, die Ewro Hochwohlgeboren näher nach der Zeit bestimmen möchten, welche zur Vollendung des Kunstwerkes nothwendig seyn dürfte und zwar auf die Ihnen gelegenste Art, nebst demjenigen, was sonst noch Ihre Forderungen betreffen möchte.

Nur die zu späte Abendzeit hindert mich persönlich mich meiner Schuldigkeit gegen Sie zu entledigen, doch ergreife ich mit Freuden

[47]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 51, Anmerkung.

[48]) Ebenda, Seite 52/3.

die Gelegenheit, Ihnen wiederholt für den seltenen Genuß zu danken, denn die Betrachtung Ihrer unsterblichen Werke mir von neuem gewährt hat.

Freitag Abend, d. 10. Oct. 1823."

Am darauffolgenden Tage, an dem Bethmann die in Arbeit befindliche Skizze der sitzenden Statue besichtigte, stellte dann Rauch folgenden Kostenanschlag zusammen:[49])

„1. Drei Monath zum Modell eigne Arbeit		Thlr. 600
2. Verlohrne Form	60	
3. Gute Form und Abguß	180	240
4. Einkisten des Modells		25
5. Transport nach Carrara		150
6. 100 Cub. Palm. Marmor		410
7. Punctiren		150
8. Die Statue in Marmor anzulegen		400
9. Transport von Carrara bis Berlin		250
		2225
für unvorhergesehene Ausgaben		600
		2825"

Nach diesen Unterhandlungen hätte man glauben sollen, daß nun die Angelegenheit bald ihren Abschluß gefunden hätte; durch verschiedene Umstände zog sie sich aber weiter in die Länge. Am 15. Januar 1824 schrieb Rauch an Bethmann:[50])

„Da ich noch eine zweite Skizze zur Statue Goethes jetzt vollende, und eine dritte gestern nach einer Zeichnung der Frau Betina von Arnim angefangen habe, so nehme ich mir die Freiheit anzufragen, soll ich alle drei Modellchen zusammen, oder wie ich solche vollende, einzeln Ew. Hochwohlgeboren zuschicken?

Die letzte nach der Zeichnung der Frau Betina von Arnim nach dem Vorbilde Mich. Angelos Profeten Daniel der Capelle Sixtina entworfen, spricht mich sehr an, kann im allgemeinen interessant werden, diesen göttlichen Goethe neben dem menschlichen Bilde als Vergleich nebeneinander gestellt zu sehen."

[49]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 54/5.

[50]) Dieser Brief fehlt in Eggers, Rauch und Goethe. Vergl. dort Seite 55, Anmerkung.

An demſelben Tage hatte Bethmann an den Profeſſor Ritter geſchrieben:

„Sie werden ſich erinnern, daß als wir bei Herrn Profeſſor Rauch das ſchöne Modell zu Göthes Statue ſahen, er mir die Sendung dieſes Modells nach Frankfurt verſprach. Allein bis jetzt habe ich nichts erhalten: als Blücher's Büſte und die Eiſengußwaaren, welche ich in den Königl. Fabriken kaufte. Das gegoſſene Pferd[51]) iſt auch noch zurück, und Sie würden mich verbinden, wenn Sie über beide Objecte eine Forſchung anſtellen wollten, und mich zugleich dem Herrn Profeſſor Rauch beſtens empfehlen wollten.

Auch glaube ich, die ſchriftliche Übereinkunft, den Preis von Göthes Statue betreffend, in ihren Händen gelaſſen zu haben, und bitte, mir eine Abſchrift davon zu ſenden."

Acht Tage ſpäter, am 22. Januar, beantwortete Bethmann den Brief Rauchs, wie folgt:[52])

„Ew. Wohlgeboren!

mir ſehr angenehmes Schreiben vom 15. Januar erwiedernd, erſuche ich Sie, mich der Ungeduld und Sehnſucht meiner hieſigen Freunde fügend, die Modelle zur Statue Göthes einzeln ſowie ſie ſolche fertig haben, wohlverpackt (unter Beifügung der von Herrn Schinkel erhaltenen Gegenſtände) zur Verſendung an mich bei den Herrn Gebr. Benecke abgeben laſſen zu wollen. Was Sie mir von der dritten Skizze ſagen, war mir ſehr erfreulich und ich freue mich darauf, auch dieſe bald zu ſehen .....

In der angenehmen Erwartung, recht bald die fertigen Skizzen hier zu ſehen, erſuche ich Sie die Verſicherung meiner aufrichtigen Hochachtung zu genehmigen u. ſ. w."

In dem Briefe Rauchs an Bethmann vom 15. Januar iſt von dem Entwurf eines Goethedenkmals die Rede, das Frau Bettina von Arnim gezeichnet hatte. Dieſe begeiſterte und ſchwärmeriſche Verehrerin

---

[51]) Blüchers Büſte und das gegoſſene Pferd befinden ſich noch im Beſitze der Familie Bethmann. Die erſtere ein Abguß nach dem Denkmal in Breslau, iſt im Garten der Villa Ariadne neben dem Eingang zum Muſeum aufgeſtellt; das Pferd nach einem Entwurfe des Bildhauers Chriſtian Friedrich Tieck ſteht im Parke des Landſitzes Louiſa.

[52]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 55/6.

Goethes faßte den Gedanken hierzu bei Bethmanns Anwesenheit in Berlin und scheint bald darauf an die Ausführung gegangen zu sein, doch hören wir, was sie selbst an Bethmann darüber am 3. Februar schreibt:[53])

„Ich hätte Ihnen schon vor 8 Wochen mein gegebenes Wort die Skizze zu Goethes Denkmal zu entwerfen, lösen können, denn so lange ist sie schon fertig, ich habe mehr Glück als Verstand dabei gehabt da sie bei den Laien wie bei den Künstlern Beifall fand; die meisten nahmen sich die Freiheit sie durchzuzeichnen und so kam es, daß sie auf ihrer Musterungsreise ein wenig lange verweilte, so gar bei Hof hat sie ihr Glück versucht und sich bewährt, besonders hat das kritische Auge des weitberühmten Hirt[54]) den Leuten die Augen darüber geöfnet; obschon ich nun überzeugt daß mein Verdienst dabei weit weniger in Anschlag gebracht werden kann als die Gunst des Zufalls und des Neuen und eigenthümlichen was gewöhnlich dem gesätigten Auge wieder einen wollüstigen Reitz giebt, so hatt sich doch die Sache so gestaltet, daß Rauch mir mit Begeisterung das Anerbieten machte mit Genehmigung Ihrer das Monument nach dieser Skizze zu machen, er nahm mir die Zeichnung ab um sie im Modell auszuführen und sie dann zu Ihrer begünstigenden Beschauung zu schicken, indessen war die Sache nach 4 Wochen immer noch unberührt und er hat so wenig an dieser als an einer eignen gearbeitet, endlich hat ihn Ihr letzter mahnender Brief bewogen seinen alten Kerl im Schlafrock wieder hervorzuholen, den er Ihnen bei ihrer Anwesenheit entwarf; und der der algemeinen Kritick so wie Ihrem Geschmack nicht zusagte, indessen hat er ihn jetzt entkleidet und wird ihn anders dra-

[53]) Dieser Brief war im Jahre 1895 in der Goethe-Ausstellung des Freien Deutschen Hochstiftes in Frankfurt ausgestellt und ist im Katalog unter Nr. 660 mit der Bezeichnung „Ohne Datum" aufgeführt, dies ist insofern richtig, als er innen kein Datum trägt, doch befindet sich außen auf der Adresse oben rechts der Poststempel: „Berlin 3. Febr.", da er außerdem von Bethmanns Hand mit der Jahrzahl 1824 bezeichnet ist und von ihm, laut eigenhändigem Vermerk, am 6. März beantwortet wurde, so wird er wohl seinen Platz hier zu finden haben. Die Adresse trägt außerdem noch die Bemerkungen: „Werth zehn Thlr." und „Hiebei ein Packet gezeichnet M. V. B.", ferner ist mit Rotstift der Portobetrag 1 fl. 18 kr. daraufgeschrieben.

[54]) Der bekannte Kunstschriftsteller und Professor Aloys Ludwig Hirt.

pieren ich bin weit entfernt zu glauben daß ich neben seiner durchdachten Erfindung Platz finden könnte, doch bitte ich Sie mit der Entscheidung zu warten bis Sie mein Product in Gyps sehen was Sie zum wenigsten in 4 Wochen in Händen haben werden, ich modellire es selbst unter der Aufsicht eines sehr geschickten Künstlers, der sich mit Leidenschaft für die Idee interesiert, auch Schinckel hat ihr seinen ungetheilten Beifall gegeben; was ich zu ihrem Vortheil sage ist folgendes, das Monument ist für sich fertig und imposant ohne sonstiges Nebenwercke zu bedürfen es spricht sehr deutlich den Apotheosierten Dichter aus und kann nicht mißverstanden werden. der Stadt Franckfurth ist gehörige Ehre erzeigt, da durch daß der Lorbeer, welcher sich hier in der vordern Ansicht unter den Pilastern hervorschlingt um den Frankfurter Adler zu krönen auf den beiden Seiten erst über die verzeichneten Werke Göthes wächst hinten ist Plaz die Nahmen und Wappen derjenigen die das Monument machen lassen, anzubringen; auf jeden Fall bin ich am stolzesten auf die Inschrift, die den Rand des florentinischen Sessels beschreibt. sie entspricht der Begeistrung.[55] — ich schreibe nicht gern und über lasse es ihrem gütigen Vorurtheil für mich, dessen ich mich vergewissern mögte, der Sache Geschmack abzugewinnen. hätten meine Kinder die Maasern nicht gehabt so wär alles schon längst in Ihren Händen, denn ich arbeite mit einer Lust und Liebe daran die mir den Schlaf stören; Grüßen Sie alles was mir freundlich gesinnt ist und erhalten sie mir Ihr Wohlwollen

Bettine

an Goethe hab ich eine Durchzeichnung geschickt. dem Rauch bitte ich nichts von der Zeichnung zu sagen da er bis jetzt noch selbst im Sinne hat sie Ihnen zu schicken worauf wir jedoch wahrscheinlich lange warten müßten."

Vergleicht man diesen Brief Bettinas mit dem, der über denselben Gegenstand in ihrem berühmten Buche: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" sich ausspricht,[56] so wird man finden, daß dieser letztere, wenn man ihn seiner überschwänglichen Form entkleidet, im wesentlichen dasselbe enthält, wie der an Bethmann.

---

[55] Sie lautete: Καὶ ἡ σὰρξ ἐγένετο πνεῦμα.

[56] 4. Aufl. Seite 397 –400.

Daß die Arbeit Bettinas in Berlin wirklich Aufsehen hervorrief, ist aus den Worten zu ersehen, die Ritter am 3. März an Bethmann schrieb: „Zu den größten Merkwürdigkeiten, die Ihr kurzer Aufenthalt hier angeregt hat, gehört unstreitig die Begeisterung der Frau von Arnim zum Entwurf des Goetheischen Standbildes; die Zeichnung kennen Sie, das Modell ist durch des Bildhauers Wichmann[57]) Beihülfe hier soweit gediehen, daß es Jedermann erfreut und selbst Rauchs Aufmerksamkeit wenn auch nicht ungetheilten Beifall erregte."

In diesem Briefe beantwortete Ritter auch die Anfragen Bethmanns vom 15. Januar wie folgt:

„Über Rauchs Arbeiten werden Sie durch ihn selbst, die, wie er mir sogleich nach Empfang Ihres Schreibens versicherte, vollkommenste Aufklärung erhalten haben. Zur Aufsetzung eines schriftlichen Contracts war es bei Ihrem Hiersein nicht gekommen; ich hatte aber schriftlich an Rauch Ihre Bestimmungen geschrieben und er gab Ihnen mündlich darüber seine Antwort."

Inzwischen hatte Rauch endlich das Modell vollendet und sowohl an Goethe als auch an Bethmann Abgüsse davon gesandt. In seinem Tagebuche bemerkte er am 5. Februar 1824:[58]) „Goethes Statuen-Skizze an Herrn Moritz von Bethmann, desgleichen mit einem ant. Fragment an Herrn von Goethe."

Die Absendung scheint aber nicht an diesem Tage erfolgt zu sein, was aus dem Anfang folgenden Briefes vom 26. Februar von Rauch an Heinrich Meyer zu ersehen ist:[59]) „Vor acht Tagen ungefähr habe ich unter der Adreße Seiner Excellenz des Herrn Geheimeraths von Goethe ein Kistchen mit Frachtfuhre nach Weimar abgesandt; von Ihrer Nachsicht und Freundschaft überzeugt, adreßire ich Ihnen das erläuternde Schreiben dazu, welches das gegenwärtige ist." Dieses Kistchen habe die eine Skizze von Goethes Statue für Herrn von Bethmann enthalten, die er auch nach Frankfurt gesandt habe und die gerade vollendet gewesen sei als Herr von Bethmann im vorigen Herbste in Berlin war. Im weiteren Verlauf des Briefes ging dann Rauch

---

[57]) Ludwig Wichmann, ein Schüler von Gottfried Schadow, geb. 1784 zu Potsdam, gest. 1859 zu Berlin.

[58]) Eggers, Rauch und Goethe. Seite 56, Anmerkung.

[59]) Ebenda, Seite 56—58.

Rauchs Modell zu dem Frankfurter Goethedenkmale.

näher auf die Skizze ein und bemerkte, daß sie ihn nicht ganz befriedige, weshalb er eine zweite angefangen habe. Goethe ließ hierauf durch Meyer erwidern, mit dem Entwurfe könne man ganz zufrieden sein, ja er sei als gelungen zu betrachten, indessen wäre es doch wünschenswert, ehe die Ausführung im Großen erfolge, daß man sich doch noch darüber mündlich bespreche.

Rauch erklärte sich damit einverstanden und traf am 18. Juni in Weimar ein. Am Tage seiner Abreise von Weimar, am 27. Juni, schrieb der Kanzler Müller, wahrscheinlich im Auftrage Goethes, an den Konsistorialrat Kirchner, das mit ihm enger befreundete Mitglied des Denkmals-Komitees,[60]) sie würden seit acht Tagen durch Rauchs Anwesenheit erfreut, der die Absicht seiner Reise aufs glücklichste erreicht habe. Dann auf den eigentlichen Zweck des Briefes übergehend fuhr er fort:

„Ein kleines Modell zu Göthe's (!) Statue hatte er schon — wie ich Dir zu Frankfurt kürzlich erzählte, — einige Monate vorausgeschickt, ein zweites brachte er mit, ein Drittes gieng aus der Anschauung des verehrten Gegenstandes unmittelbar hervor und möchte wohl alle Vorzüge der beiden ersten vereinigen und — nach Göthe's eigenem und anderer Kunstkenner Urtheil — nichts mehr zu wünschen übrig lassen!

Diesen Mittag reißt Rauch wieder zurück nach Berlin und wird ehebaldigst von dort Euch die drey Modelle zusenden, auch nunmehr um cathegorische Erklärung und definitive Auswahl bitten. Wenn Er dabey eine – Sechs volle Monate in sich fassende — Frist zu dieser Erklärung einräumt, so wirst Du, mein Vortrefflichster, leicht einsehen, daß bloß Rücksichten der Delicatesse den Künstler dazu bestimmen; an Dir aber wird es seyn, diese Erklärung zu beflügeln, und den Beginn und die Computation der zwey Jahre, binnen welchen Rauch die ganze Statue zu vollenden sich anheischig macht, ehebaldigst eintreten zu lassen. Ja, ich bin des Dafürhaltens, daß es vielleicht nur von Euch selbst abhängen möchte, auch noch diesen zwey Jahren etwas abzudringen und wie schön wäre es, wenn gerade 50 Jahre nach Göthe's Wegzug aus Frankfurt hierher (1775/6—1825/6) seine

[60]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 76—78.

Bildsäule in die geliebte Vaterstadt zu immerwährendem Gedächtniß eingeführt würde!

Einem Augur, ja Pontifex maximus, wie Du, brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß, wenn Rauch die Wahl zwischen den drey Modellen Euch ins Gewissen schiebt, Ihr nichts gewissenhafteres thun könnt, als unbedingt bei dem Dritten und neuesten Modell stehen zu bleiben, welches Göthes vollste Billigung bereits gefunden.

Wie sehr hätte ich gewünscht, Dich nur auf einen Tag hier bey uns zu haben, lieber Kirchner, damit Du, bei Deinen preiswürdigen Verdiensten um dieses Denkmal Eurer Pietät, auch die lohnende Freude genossen hättest, den unsterblichen Dichterhelden in heiterster Kraftfülle sich darbieten und den geistesverwandten, ernstsinnigen Künstler in frischester Begeisterung formen zu sehen.

Rauch bittet mich, Dich, unbekannt, aufs treulichste und schönste von ihm zu begrüßen. Auch von Göthe soll ich Dir Freundlichstes ausrichten. Ist Herr von Bethmann schon zurück, so empfehle ich mich Ihm aufs allerangelegentlichste, und frage Ihn, ob Ihm die Ohren nicht in diesen Tagen geklungen?"

Am 10. Juli schrieb dann Bethmann, der durch Kirchner von dem Stand der Angelegenheit unterrichtet worden war, folgenden Brief an Rauch, aus dem auch hervorgeht, weshalb er so lange sich nicht mehr um die Sache gekümmert hatte:[61])

„Ewr. Wohlgebohrn

habe ich noch den Empfang des Modells zu Göthes Standbild anzuzeigen, das Sie mir im April zu übersenden so gefällig waren. Eine Reise nach Paris und dreimonatliche Abwesenheit war die Ursache, weshalb ich Ihnen nicht früher für Ihr Bemühen gedankt habe.

So gelungen mir das Modell scheint, halte ich doch für zwecklos darüber ins Detail zu gehen, da ich mit Vergnügen aus Weimar vernommen, daß Sie dort waren und aus persönlicher Anschauung des Dichters ein neues Modell aufgefaßt haben, das nichts zu wünschen übrig lassen soll. Ich bin nun in Erwartung, auch dieses Product Ihrer kunstreichen Hand zu Gesicht zu bekommen und werde sie dann auf meine Erklärung nicht warten laßen."

---

[61]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 79.

Zwei Tage darauf sandte Professor Ritter, wahrscheinlich durch Rauch dazu veranlaßt, an Bethmann folgende Mitteilung: „Rauch ist endlich von seiner Reise zurückgekehrt, auf der er längere Zeit sich bei Herrn von Goethe in Weimar aufgehalten hat, um unter dessen Augen mit dessen Sanction den ganzen Gegenstand des Denkmals noch einmal in verschiedenen Hinsichten durchzuarbeiten. Es ist aus den verschiedenen Skizzen ein Modell hervorgegangen, das die vollkommene Zustimmung und Übereinstimmung v. Goethes und Rauchs erhalten hat, das beiden als das würdigste erscheint, und dem ersten Hauptgedanken ganz nahe geblieben ist, nur mit geringer Motivirung und Milderung so wie Verstärkung der Nebenverhältnisse. V. Goethe hat darüber selbst schon nach Frankfurt berichten wollen, und Sie mögen darüber also wohl hinreichend benachrichtigt seyn. Rauch hat gestern den letzten Abguß seiner Modelle erhalten, von den er Ihnen nun die verschiedenen Entwürfe mit allem Dazugehörigen zusenden wird zur Prüfung. Sein eigenes Urtheil wird er dabei aussprechen und es dann, da auch v. Göthe sich erklärt hat, daß er nichts dictatorisch dabei zu sagen habe, sondern nur sein Gutachten abgebe, der Wahl der Herren in Frankfurt überlassen, wozu sie sich entschließen werden. Die zu übersendenden zwei neuen Modelle sind zugleich schon berechnet auf das Lokale im Bibliotheksgebäude, wozu Goethe die genauesten Maaße und Verhältnisse abgewogen hat.

Rauchs Modelle haben mich sehr interessirt durch den Fortschritt der Studien, den man in ihnen vernimmt, ich hoffe sie werden Ihnen Freude machen, und Sie für Ihr langes Warten belohnen. Rauch sagte mir, in 8 Tagen hoffe er alles in Ordnung zu bringen."

Kurze Zeit nachher, am 22. Juli, schrieb dann Ritter an Bethmann, daß sich Frau von Arnim nach Frankfurt begebe, und fügte dann noch hinzu: „Rauchs Modell ist noch nicht ganz beendigt, sonst würde es vielleicht schon durch Frau von Arnim mit nach Frankfurt gekommen seyn; sicher werden Sie aber nun bald in dessen Besitz seyn."

Bethmann hatte diesen Brief noch nicht erhalten, als er am 24. Juli an Ritter schrieb: „Aus Weimar sind wir vor kurzem von Herrn Professor Rauchs Berathung mit Goethe unterrichtet worden, und ich erwarte mit Sehnsucht die beiden Modelle, welche dieser ver-

dienſtvolle Künſtler verfertiget hat, um unſere Auswahl zu beſtimmen, damit endlich zur Ausführung der Statue geſchritten werden kann."

Trotz der Verſicherung Rauchs Ritter gegenüber erfolgte die Abſendung des dritten Modells der ſitzenden Statue nach Frankfurt erſt am 4. September; nach ſeinem Tagebuche ſandte er dann noch am 8. desſelben Monats einen Brief an Bethmann, der aber nicht mehr vorhanden iſt.[62])

Nachdem nun die Angelegenheit ſo weit gediehen war, daß endlich ein von dem Dichter ſelbſt gutgeheißenes Modell ſich in den Händen des Frankfurter Komitees befand, hätte man glauben ſollen, daß jetzt von dieſer Seite aus das ſchon ſo lange geplante Unternehmen zum Abſchluß gebracht worden wäre. Dem war aber nicht ſo; gerade jetzt machten ſich auf einmal Gegenſtrömungen geltend, hervorgerufen durch die Arbeit Bettinas, von der ein von dem urſprünglichen Entwurfe etwas abweichendes Modell im Städelſchen Kunſtinſtitute ausgeſtellt wurde. Die in Frankfurt erſcheinende Zeitung „Iris. Unterhaltungsblatt des Schönen und Nützlichen" brachte am 16. Januar 1825 eine Abbildung dieſes Modells und in der beigegebenen Beſchreibung war noch folgendes ausgeſprochen:

„Dieſes Modell hat, ſeit der Zeit es im Städelſchen Inſtitute der öffentlichen Beſchauung ausgeſtellt worden, eine allgemeine Teilnahme erregt, und wir glauben weniger ein individuelles, ſondern vielmehr das allgemeine Urtheil auszuſprechen, wenn wir behaupten, daß, wenn man einmal unſerem berühmten Landsmann eine Statue als Denkmal errichten, und nicht etwa blos ſein Geburtshaus mit einer Büſte und Inſchrift bezeichnen will, dieſes Modell vor anderen der Ausführung würdig erſcheine . . .

Bei ſo unverkennbaren Vorzügen ſcheinen nur noch äußere Hinderniſſe der wirklichen Ausführung dieſes trefflichen Modells im Wege ſtehen zu können. Sollte aber auch die Ausführung im Großen dieſem Modelle nicht vorbehalten ſeyn: ſo iſt es ſchon für ſich ein Denkmal, großartiger und edler gedacht, als das Meiſte, was in unſeren Tagen entſtand; ein Werk, wie es nur die Liebe ſchaffen konnte, doppelt intereſſant und ehrenvoll für unſere Vaterſtadt durch

---

[62]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 85 Anmerkung.

die Hände, welche es bildeten. Und so glauben wir schließlich eine unsern Mitbürgern angenehme Nachricht auszusprechen, wenn wir ihnen sagen, daß es dazu bestimmt ist, auch künftig an einem passenden Orte ausgestellt zu bleiben."

Dies genügte, um mehrere Mitglieder des Komitees in ihren Entschlüssen schwankend zu machen und dadurch die Angelegenheit noch weiter hinauszuziehen. Bethmann, der von diesen heimlichen Anschlägen Kenntnis erhalten haben mochte, wollte der Sache zuvorkommen, indem er Rauch zu Rate zog, von dem er sicher annehmen mußte, daß er nicht darauf eingehen würde. Er wandte sich an Ritter, um mit Rauch zu verhandeln. Ritter schrieb darauf am 31. Januar 1825 dem Künstler folgenden Brief:[63])

„Ewro Hochwolgeboren

nehme ich mir die Freiheit in beiliegenden Schreiben des H. v. Bethmann, die rothangestrichenen Zeilen, zur gefälligen Durchlesung zuzuschicken, da es mir bis jetzt wegen beständiger Abhaltungen noch nicht hat gelingen wollen, Ihnen selbst meine Aufwartung zu machen, und darüber mir Ihre Meynung zu erbitten, die Sie vielleicht lieber unmittelbar dem H. v. B. eröffnen würden. Dem Briefe, den ich vor einigen Tagen erhielt, war nämlich eine Einlage beigegeben, welche einen Contour des Ihnen bekannten von Arnimschen Entwurfs nebst einer, von einer Frankfurter Stimme, recht lobpreisenden Erklärung desselben zum Göthes Monument in einem Tagblatt der Iris enthielt, die ich beide sogleich an ihre Bestimmung abgesendet habe.

Da in allen Dingen, die in einer Freien Reichsstadt berathen werden, sehr viele verschiedene Meynungen und Parteyungen entstehn, und das besonnene Resultat mit Geduld, Klugheit und Glück abgewartet und herbeigeführt seyn will, v. B. aber seiner Stadt nur das Beste wünscht, und sein Vertrauen ganz auf Ihnen ruht, so würde es ihm gewiß sehr erwünscht seyn, noch vor der sich versammelnden Comitté, Ihre Ansicht zur weitern Leitung dieser Angelegenheit, und falls Sie sich darauf einlassen wollten, die Beantwortung jener Fragen zu erhalten."

Am 6. Februar berichtete dann Ritter über die Angelegenheit an Bethmann:

---

[63]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 95/6.

„Das überſandte Blatt der Iris habe ich an ſeine Behörde abgegeben; es hat gewiß Freude gemacht, und die Idee iſt gewiß anziehend zu nennen; die Ausführung wird ſicher nicht ohne große Schwierigkeit ſeyn, und fordert einen großen Künſtler, der ſich mit Liebe hineindenkt. Ich glaube kaum, daß Prof. Rauch ſich dazu verſtehen wird, doch habe ich auf Ihre Anfrage darüber noch keine entſcheidende Antwort erhalten, und ich vermuthe, daß er ſich darüber, worum ich ihn bat, gegen Sie ſchon beſtimmt erklärt hat. Auguſt hat Ihnen ſchon einige Bemerkungen mitgetheilt, denen ich beiſtimme."

Mit den letzten Worten deutet Ritter auf das hin, was Bethmanns Neffe, der in Berlin lebende Profeſſor Auguſt Bethmann-Hollweg, ſeinem Oheim am 25. Januar geſchrieben hatte:

„Die günſtige Aufnahme der Skizze der Frau von Arnim für Göthes Monument hat mich ſehr gefreut; und ſie wird gewiß nicht wenig dadurch geſchmeichelt ſeyn. Was nun Rauch ſagt, bin ich begierig zu wiſſen. Wahrſcheinlich wird er, auch wenn er die Ausführung dieſes Projekts übernimmt, einen höheren Preis fordern. Wichmann, welcher Frau von Arnim im Techniſchen dabey behülflich geweſen, hat ſich erboten es für denſelben Preis auszuführen. Aber das iſt auch nicht Rauch! Doch ich greife da in fremdes Amt; Ritter wird Dir über den Erfolg ſeiner Bemühungen ſchon berichten."

Rauch hatte nicht, wie Ritter vermutete, Bethmann eine Antwort zukommen laſſen, ſondern er richtete dieſe an ihn ſelbſt am 10. Februar:[64])

„Auf die von Ew. Wohlgeboren mir gefälligſt überſandte Anfrage des Herrn M. von Bethmann datirt vom 17. Jan. d. J. beehre ich mich hiermit zu erwiedern

Daß mit Vergnügen ich die Zeichnung der Frau Betina von Arnim Goethen ſitzend mit einer nakten, jugendlichen weiblichen Geſtalt und Lyra gruppirt gleich nach Ihrer Entſtehung, auch ſpäter das mit Hülfe der Bildhauer Herrn Wichmann[65]) in Thon modellirte Modellchen nach dieſer Zeichnung in deren Atelier geſehen habe.

---

[64]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 97/8.

[65]) Ludwig Wichmann hatte mit ſeinem Bruder Karl (geb. 1775 zu Potsdam, geſt. 1836 in Berlin) nach ſeiner Rückkehr aus Rom im Jahre 1821 ein Atelier in Berlin eingerichtet.

Die idilliſche Darſtellung Goethes, auf dem Bilderreich verzierten faſt gothiſchen Seſſel, mit dem Lorbeerkranz in der Rechten, in der Linken das todte Symbol der Leyer haltend und dem andern obengenanntem Zubehör, mag in einem Gemälde oder Relief, wie ſolches Mich. Angelo in der Capelle Sixtina zeigt gelingen, und unbeſchadet der Hauptſache das bezweckte Bild des Dichters deutlich machen; aber als eigentliche iconiſche Statue, welche die charakteriſtiſche Perſönlichkeit des Darzuſtellenden verewigen ſoll iſt ſie als ſolche durchaus nicht ausführbar, ſondern ſollte in einem Skulpturwerke nach der allgemeinen Anſicht ohne fremde Beimiſchung in ſich allein möglichſt einfach wahr und großartig abgeſchloßen ſeyn, wie die griechiſchen römiſchen auch neuere Werke es uns zureichend lehren.

Wäre ein ähnlicher Gedanke mir in Worten mündlich oder geſchrieben als Aufgabe zu dieſem Denkmahle aufgetragen worden, ſo würde ich keinen Augenblick anſtehen, ſelbigen nach meiner eignen Zuſammenſtellung auszuführen. Nach dem Entwurf der Frau Betina von Arnim und der Herrn p. Wichmann kann ich es aber nicht unternehmen, da als ein rundes Skulpturwerk die Linien und Formen weder ſchön noch brauchbar ſind, und der Ausführung derſelben in Marmor die größten Schwierigkeiten entgegen ſtehen, welche nur mit großer Schwierigkeit und Gewandtheit beſeitigt werden können, wovon der Bildhauer die Mühe, die Erfinderin aber das Lob einerndten würde.

Die Marmorausführung des obenerwähnten Modells im Großen, kann wohl zweitauſend Thaler mehr betragen als die einer Statue ohne dergleichen Beiwerke.

Andere für mich ebenſo wichtige Gründe gegen die Annahme dieſer Arbeit wünſche ich Ihnen mündlich mittheilen zu können."

Mit dieſer Weigerung Rauchs war die Sache abgethan, aber trotzdem konnte man in Frankfurt zu keinem Entſchluſſe kommen, obwohl nun ein halbes Jahr ſeit Ankunft des Modells verſtrichen war. Woran die Schuld lag, läßt ſich aus den Worten Bethmanns erſehen, die er am 13. April 1825 an Ritter ſchrieb: „Nächſtens hoffe ich Ihnen über Goethes Monument etwas beſtimmtes ſchreiben zu können, noch immer konnte ich das Comité nicht zu einer Sitzung bringen, allein ich für meinen Theil beharre noch immer auf eine Statue von Rauch."

Es verſtrichen wieder mehrere Monate und die Angelegenheit ſtand noch auf demſelben Punkte, da das Komitee in ſeiner Unthätigkeit verharrte. Nun war aber Bethmanns Geduld erſchöpft, er beauftragte Ritter, ſich von Rauch den Entwurf eines Vertrages zur Ausführung des Denkmals geben zu laſſen. Rauch kam dieſer Aufforderung nach, indem er am 26. Auguſt folgendes Schriftſtück Ritter übergab, der es am 6. September an Bethmann ſandte: [66])

„Koſtenanſchlag
zu einer ſtark Lebensgroßen Marmorſtatue Goethes in ſitzender Stellung.

1. Für das Modell, Carraraiſcher Statuen-Marmor, Ausführung in Marmor Einkiſten und Emballiren 5000 Rthlr.
   ſage Fünf Tauſend Thaler Preuß. Courrant.
2. Zeit der Ablieferung der vollendeten Marmorſtatue
   Zwey Jahre Sechs Monath, nach dem Tage der definit. Beſtellung derſelben gerechnet.
3. Die Zahlung könnte nach herkömmlicher Weiſe in drei gleichen Raten geſchehen. d. h. Nach Vollendung des Thonmodells die Erſte. Nach der erſten Ebauche des Marmors, die Zweite und nach Vollendung der Statue und Übergabe derſelben in Berlin, die dritte und letzte Zahlung.
4. Die Ausführung in Marmor darf keiner meiner bisher vollendeten Arbeiten nachſtehen, vielmehr wenn der Marmor es zuläßt, gegeſteigert erſcheinen.

Berlin 26ſten Auguſt 1825.

Chr. Rauch.

P. S. Die Zahlungen könnten auch in runde Summen abgetheilt werden, die beiden erſten zu 1500 Rthlr. jede, und der Reſt von 2000 Rthlr. am Schluß."

Goethe, der unterdeſſen von dem Fortgang des Unternehmens etwas erfahren haben mochte, ſchrieb am darauffolgenden Tage an Rauch: [67])

„Sollte wie es ſcheint, die Statue für Frankfurt ernſtlich verlangt werden, ſo nehmen Sie daher wohl Gelegenheit (wenn Gelegenheit

---

[66]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 125/6.

[67]) Ebenda Seite 128.

dazu nöthig iſt) Sich und uns in Weimar ein Acht gute Tage zu machen."

Boiſſerée, der ſich vom 8. bis 11. September in Frankfurt befunden hatte, alſo zu einer Zeit, wo Bethmann noch kaum den Koſtenanſchlag Rauchs in Händen haben konnte, ſchrieb am 15. Oktober von Stuttgart aus an Goethe:[68]) „In Frankfurt, wo ich einige Tage verweilt, ... habe ich auch mit Herrn v. Bethmann wegen der Statue geſprochen, er verſicherte mich, das Zögern ſey bloß Rauchs Schuld, er habe noch kürzlich die beſtimmteſten Aufträge an Profeſſor Ritter gegeben, einen förmlichen Vertrag über das Werk abzuſchließen, und ſobald dieſer ankomme, werde er ihn Ihnen vorlegen. Sie ſehen alſo, daß die Sache keineswegs ins Stocken gerathen iſt."

Nachdem Bethmann im Beſitze des Koſtenanſchlags war, bemühte er ſich von neuem die Herren des Komitees zu einem Entſchluſſe zu bringen, mit welchem Erfolge werden wir noch ſehen. Wie innerhalb dieſer Körperſchaft ſeit deren Zuſammentritt die Angelegenheit behandelt wurde, darüber giebt uns ein vom 3. November 1825 datiertes Schriftſtück des Bethmannſchen Familienarchives Aufſchluß, es zeigt uns aber auch, daß die bisher von Frankfurt ausgegangenen Darſtellungen über den Verlauf der Sache durchaus nicht der Wahrheit entſprechen.[69])

Dieſes nicht von Bethmanns Hand geſchriebene Schriftſtück lautet:

„Am 19. April 1820 traten 14 Perſonen, deren Namen das erſte Protocoll aufzählt, zuſammen, um einen Verein zu bilden, deſſen Zweck ſeyn ſollte: „dem deutſchen Dichter Göthe ein nationales Denkmal in den Umgebungen ſeiner Vaterſtadt zu errichten." Ein von Hrn. Boiſſerée verfaßter Vorſchlag, d. d. 28. Aug. 1819 ward als Baſis des Unternehmens angenommen. Das Denkmal ſollte auf der Mühlinſel errichtet werden. Man wählte Präſidenten, Vize-Präſidenten, und verteilte die Functionen.

Der ſo conſtituirte Verein hielt ſeine 2te Sizzung am 28. Aug. 1820. Man wollte Göthe's Geburtstag feierlich begehen und in Ausführung des Plans zu einem Denkmal für ihn vorſchreiten. Inzwiſchen hatte

[68]) Sulpiz Boiſſerée, Bd. 2, Seite 397/8.

[69]) Siehe oben Anmerkung 34 und „Das Goethe-Denkmal in Frankfurt am Main", Seite 9 u. 27.

Dannecker die Uebernahme der Verfertigung abgelehnt; man entschied sich für Herrn Professor Rauch in Berlin, Thorwaldsen erbot sich die Basreliefs zu übernehmen. Man berieth sich über die ins Publikum zu erlassende Aufforderung, die Kostenaufbringung betreffend.

In der 3ten Sizzung am 10. Jan. 1821 entschied der Verein per majora, daß nicht eine Büste, sondern eine Statue des Dichters in dem zu errichtenden Tempel aufgestellt werden sollte. Die Aufforderung an das Publikum und die schriftlichen Gesuche an die Souveräne wurden verabredet. — Die weiteren Besprechungen über diese vorbereitenden Schritte fanden statt in der 4. und 5. Sizzung am 12. April und 9. Mai 1821. Inzwischen waren seit Bildung des Vereins zu den 14 ursprünglichen Mitgliedern noch mehrere andere zugetreten, deren Aufnahme in der 6. Sizzung am 16. Mai 1821 erfolgt die Zahl der Vereinsmitglieder auf 20 stellte.

Es wurden demnächst noch zwei Sizzungen — die 7. und 8te im Jahre 1821, am 25. und 27. Juni gehalten, worin man im wesentlichen beschloß, den Erfolg der ins Publikum erlassenen Aufforderungen und der Erlasse an die Souveräne abzuwarten, in der Hauptsache aber nicht vorzuschreiten, bevor die Anstände gelößt seyen, welche ein aus Weimar eingelaufenes Schreiben, samt Bemerkungen und Bedenken, erhoben hatte.

Man ruhte ein ganzes Jahr — dem Publikum Zeit zu lassen, sich zu entscheiden, ob es ernstlichen Antheil an dem projectirten Unternehmen nehmen wolle. Das Publikum aber blieb kalt; alle Bemühungen scheiterten; es kamen keine Beiträge ein; selbst die Erlasse an die regierenden Häupter blieben ohne nahmhaften Erfolg. Der Verein sah ein, daß die Ausführung des Plans in der ursprünglich gedachten Größe unthunlich war.

Am 17. Juni 1822 hielt der Verein seine 9te Sizzung. Man beschloß, die wenigen Individuen, welche sich durch Beiträge-Leistung dem Verein angeschlossen hatten, von dem Stand der Sache in Kenntniß zu sezzen und ihnen die Zurücknahme ihrer Beiträge frei zu stellen. Die früher unter den Vereinsmitgliedern selbst gezeichnete Summe von ca. 4000 fl. wurde ebenfalls einer neuen Subscriptionserklärung unterzogen. Hr. v. Bethmann gab zu Protocoll, wie er bereits die Statue Göthe's bei Hrn. Rauch habe bestellen lassen.

Wie es gekommen, daß die am 17. Juni 1822 gefaßten Beschlüsse noch bis diesen Augenblick nicht ganz zur Ausführung gekommen, ist den Herren Mitgliedern zur Genüge bekannt.

Indessen wurden doch in Folge dieser Beschlüsse Schreiben erlassen an die wenigen Individuen, welche Beiträge gegeben hatten; es machte aber keines derselben Gebrauch von der Befugnis der Zurücknahme.

Auch wurden durch die Güte des Hrn. Kunz die bis 7. September 1824 aufgelaufenen Kosten mit 516 fl. 40 kr. repartirt und erhoben, die wenigen eingegangenen Beiträge aber in 4 Stück Badische Loose angelegt.

Im Uebrigen ist seit dem Juni 1822 von Seiten des Vereins kein weiterer Schritt geschehen, um dem Zweck seiner Errichtung näher zu kommen. Hr. Staatsrath von Bethmann hat inzwischen die früher angeknüpfte Unterhandlung mit Hrn. Professor Rauch nicht fallen lassen. — Es wurden mehrere Modelle verfertigt, eingesandt und in Wahl gezogen. Das Lezte, was geschehen, und nun einen definitiven Beschluß des Vereins nothwendig macht, ist die Aufstellung eines Contract-Entwurfs über die von Hrn. Rauch zu verfertigende Statue.

Es ergeben sich, wie die Umstände jezt liegen, folgende zu erledigende Fragen:

1) Soll der Verein fortbestehen, und bleiben die dermaligen Mitglieder demselben fest verbunden?

2) Will der Verein die Statue Göthe's bei Hrn. Rauch für seine Rechnung bestellen, und, in diesem Fall, genehmigt der Verein den von Hrn. Rauch proponirten Contract?

3) Sollen die unterzeichneten Beiträge unverzüglich erhoben und angelegt oder zur ersten Zahlung an Hrn. Rauch verwendet werden?

4) Welche Wege sollen eingeschlagen werden, um die weiteren Summen, welche das Unternehmen kostet, beizuschaffen? (Es würden dazu noch ca. 6000 fl. erforderlich seyn.)

5) Welche Bestimmung soll die Statue, wenn sie fertig ist, erhalten?"

Allem Anscheine nach ging dieses Schriftstück von Bethmann aus und war an die Mitglieder des Komitees gerichtet; Erfolg hatte es aber keinen, denn am 7. November setzte Bethmann unter den

Kostenanschlag Rauchs folgende Worte und sandte dann durch Professor Ritter dem Künstler dieses Aktenstück zu: [70])

„Ich genehmige diesen Vertrag und mache mich verbindlich Herrn Professor Rauch auf begehrte Weise die Rthlr. 5000 Pr. Cr. und zwar Rthlr. 1500 — nach Vollendung des Thonmodells, Rthlr. 1500. —. nach der ersten Ebauche des Marmors, und Rthlr. 2000. —. bei vollendeter Ablieferung von Goethes Statue in Berlin anweisen zu lassen.

Heute wird Goethes 50 Jähriges Dienst-Jubileum in Weymar gefeiert. Auch ich glaube es nicht besser feiern zu können, als indem ich heute diesen Vertrag unterzeichne."

An Ritter fügte Bethmann dann noch hinzu: „Vergebens bemühe ich mich schon seit mehreren Monaten das Comité Goethes Monument betreffend zusammen zu bringen, Abwesenheit vieler Glieder des ursprünglichen Vereins, Erkaltung des Eifers für dieses Unternehmen, selbst Abneigung im deutschen Publikum besonders von Seiten der Mystiker; auch im Senat wird es Goethe sehr übel vermerkt, daß er sein Frankfurter Bürgerrecht aufgegeben hat, kurz ich fühle noch allein die Gesinnungen zu behaupten, die ich an seinem Geburtstage meiner unvergeßlichen Mutter aussprach, als Herr Boisserée das Projekt in Antrag brachte.

Also abgesehen von aller andern Mitwirkung übersende ich Ihnen anliegend den Vertrag des Herrn Professor Rauch mit meiner Genehmigung versehen. Haben Sie nun die Güte, diese Urkunde in gesetzlicher Form ausfertigen zu lassen. Herr Rauch behält ein Exemplar davon und ich das andere, nachdem wir beiderseits werden unterschrieben haben.

Ersuchen Sie nunmehr Herrn Rauch die Modellirung sogleich in Arbeit zu nehmen; sobald Sie mir schreiben, daß das Modell in Thon fertig ist, werde ich dem Künstler Rthlr. 1500 anweisen oder vielleicht persönlich auszahlen."

In Weimar war am 7. November das von Bethmann erwähnte fünfzigjährige Dienstes-Jubiläum Goethes, d. h. eigentlich sein vor fünfzig Jahren an diesem Tage erfolgter Eintritt in Weimar, in

[70]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 129/30.

großartiger Weiſe gefeiert worden. Der Kanzler von Müller, der durch ſeine perſönlichen und freundſchaftlichen Beziehungen zu Frankfurt als Vermittler Goethes mit ſeiner Vaterſtadt diente, berichtete an Bethmann hierüber am 19. November Folgendes:

„Euer Hochwohlgebohren,

dem treuen Verehrer Goethe's, dem regen Anreger und Förderer alles deſſen was Seine Vaterſtadt für Heiligung Seines Andenkens zu thun geſonnen, ſind wir billig und zuerſt die Mittheilung der poetiſchen Erzeugniſſe des Siebenten Novembers ſchuldig, und ich füge die Feſtausgabe der Iphigenie bey, die S. K. H. der Grosherzog veranſtalten ließ. Auch die Medaille werde ich Ihnen ſenden ſobald wir Exemplare in Bronze erhalten.[71])

In dem „Jubelgedicht" von Prof. Riemer iſt Frankfurts auf ſo würdige Weiſe gedacht, daß die dortigen Patrioten gewiß nicht anders als davon befriedigt ſeyn können.

Haben Sie die Güte, meinen faulen Freund Kirchner gefälligſt von mir zu grüßen und die Verſicherung meiner aufrichtigſten Hochachtung anzunehmen, mit der ich beharre

Euer Hochwohlgebohren

gehorſamſter Diener

von Müller, Canzler."

Bethmann beantwortete dieſen Brief am 26. Dezember, wie folgt:

„Ew. Hochwohlgebohrn

bin ich noch meinen ergebenſten Dank ſchuldig, für die gütigſt unter Begleitung Ihres geehrten Schreibens vom 19. v. Mts. an mich geſandten poetiſchen Erzeugniſſe des 7. Novembers. Sie kennen meinen

---

[71]) Der Großherzog hatte bei dem Medailleur Heinrich Franz Brandt in Berlin eine Medaille anfertigen laſſen. „Die übereilte Ausführung ließ es freilich zu, daß die feierliche Übergabe am 7. November 1825 geſchehen konnte, allein die Arbeit war als mißlungen zu betrachten, ſo daß ſofort die Herſtellung einer neuen Medaille unter Rauchs Leitung beſchloſſen ward." Eggers, Rauch und Goethe, Seite 131, Anmerkung. — Eigentümlich iſt, daß der Kanzler von Müller das Wort „Großherzog" nur mit einem einfachen s ſchreibt, eine Schreibweiſe, die in den Zeiten des Rheinbundes allgemein üblich war, und die noch heute auf den badiſchen und heſſiſchen Münzen zu finden iſt.

warmen Antheil an Allem was unſern hochverehrten Göthe betrifft und werden Sich daher ohne meine Verſicherung überzeugt halten, daß mir die ſinnige und zarte Weiſe, mit welcher Se. Königl. Hoheit der Herr Grosherzog das Dienſtjubiläum des Dichter-Greiſes anzuordnen und begehen zu laſſen geruhet hat, höchſt erfreulich geweſen iſt. Auch ich wollte den 7. Nov. (obſchon er uns vor 50 Jahren den Mitbürger entführte, Weimar mit ihm zu beglücken, ſo daß wir ihn — den Jubeltag — in dieſer Beziehung nur trauernd feiern könnten) nicht unbezeichnet vorübergehen laſſen: da der, Ew. Hochwohlgebohrn bekannte, vor 5 Jahren aufgefaßte Plan, unſerm Göthe hier in Frankfurt ein würdiges Denkmal zu errichten, weder im deutſchen Vaterland, noch auch ſelbſt in der Geburtsſtadt des Dichters empfängliche Gemüther und freigebige Hände gefunden hat, habe ich mich, alles weitere Zögern abſchneidend, entſchloſſen, die Statue des großen Mannes (ſtark lebensgroß, in Cararischem Marmor auszuführen) für meine alleinige und perſönliche Rechnung bei dem Bildhauer, Herrn Profeſſor Rauch in Berlin zu beſtellen, und iſt der deshalb abgeſchloſſene Contract am 7. Nov. von mir unterzeichnet worden.

Ich wünſche nun von Herzen, daß das Werk dem berühmten und geſchickten Künſtler vollkommen gelingen und allen Freunden und Verehrern des Dichters unſerer Zeit und der kommenden Generationen einen erhebenden Anblick gewähren möge.

Indem ich Ew. Hochwohlgebohrn erſuche die Verſicherung meiner vorzüglichen Hochachtung zu genehmigen, habe ich die Ehre zu verbleiben

Ew. Hochwohlgebohrn

ganz gehorſamer Diener

M. v. Bethmann."

Unterdeſſen war aber auch Goethe von dem endlich erfolgten Abſchluß des ſo lange geplanten Unternehmens benachrichtigt worden, indem ihm Rauch am 30. November geſchrieben hatte:[72]) „Herr Moritz von Bethmann hat nun auch die Beſtellung Euer Excellenz Marmorſtatue in der Form vollzogen, wie die Abſchrift des Uebereinkommens anliegend darthut. Es iſt dadurch einer meiner ſchönſten

[72]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 132.

Wünſche erfüllt, und mit lebendigem Intereſſe der ſchwierigen anſpruchsvollen Aufgabe nach allen Kräfften zu entſprechen, werde ich die Arbeit ſchon in dem nächſten Jahre beginnen."

Goethe ließ ſich darauf am 16. Dezember vernehmen:[73]) „Die Unterzeichnung des Herrn von Bethmann am ſiebenten November vermehrt noch um vieles das unſchätzbare Gute das mir an dieſem Tage geworden iſt und das mir erſt durch Wohlwollen und Gunſt von Ihrer Seite noch im vollſten Maaße werden ſoll."

Da Rauch ihm auch mitgeteilt hatte, daß er zur Ausführung eines koloſſalen Standbildes des kurze Zeit vorher verſtorbenen Königs Maximilian I. von Bayern noch in dieſem Winter nach München reiſen müſſe, ſo fügte Goethe noch hinzu: „Möchten Sie auf der Hin- oder Herreiſe nach oder von München, den Umweg über Weimar für kein zu großes Opfer halten! Sie würden mich und die Meinigen, den Hof und alle Guten höchlichſt erfreuen. Die Statue für Frankfurt verdiente dann auch wohl eine nochmalige Ernſte Beredung und mir wäre es zugleich höchſt aufmunternd und belebend, ein ſo kräftiges Thun in meiner Nähe zu ſehn, welchem gegeben iſt, das was ich wünſche, wornach ich mich ſehne mit Geiſt und Leichtigkeit zu verkörpern."

Rauch ließ das Jahr 1825 nicht zu Ende gehen, ohne daß er von einem Notar die beiden Exemplare des Vertrages ausfertigen ließ. Es geſchah dies am 27. Dezember durch Johann Friedrich Sadewaſſer, „Königl. Juſtiz-Commiſſarius und Notarius im Departement des Königl. Kammergerichts".

Der Vollſtändigkeit halber ſei dieſer Vertrag nach dem im Bethmannſchen Familienarchive befindlichen, mit der Unterſchrift Rauchs verſehenen Originale hier abgedruckt:

„Nachſtehender Contract iſt zwiſchen dem Banquier Herrn C. [ſo!] Moritz von Bethmann in Frankfurt am Main und dem Königlichen Profeſſor der Bildhauerkunſt Herrn Chriſtian Rauch in Berlin verabredet und beſchloſſen worden.

§ I.

Der Königliche Profeſſor ꝛc. Herr Chriſtian Rauch übernimmt in Folge des von dem Banquier Herrn C. Moritz von Bethmann in

---

[73]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 141/2.

Frankfurt am Main bereits unterm Siebenten November 1825 genehmigten und eigenhändig unterschriebenen Kosten-Anschlages vom 26ten August 1825, die vollständige Ausführung einer stark lebensgroßen Marmor-Statue Goethe's in sitzender Stellung.

§ II.

Der Herr ꝛc. Christian Rauch verlangt für das Modell, für die Ausführung in Carrarischem Statuen-Marmor, und für das Einkisten und Emballiren dieser Statue, die Summe von 5000 Rthlr. in Preußischem Courant, mit Worten

Fünf Tausend Thaler in pr. Courant.

§ III.

Die Ablieferung der vollendeten Marmor-Statue erfolgt allhier in Berlin, Zwei Jahre und Sechs Monat nach dem Siebenten November 1825 als dem Tage der definitiven Bestellung, wenn durch Verunglücken des Marmors die Arbeit nicht unterbrochen und dadurch verzögert wird.

§ IV.

Die Zahlung der ad § II festgestellten 5000 Rthlr. geschiehet in folgenden Raten,

a) nach Vollendung des Thon-Modells dieser Statue 1500 Rthlr. mit Worten Fünfzehn Hundert Thaler
b) nach der ersten Ebauche des Marmors wiederum 1500 Rthlr. mit Worten Fünfzehn Hundert Thaler
c) und den Rest von 2000 Rthlr. mit Worten Zwei Tausend Thaler

bei vollendeter Uebergabe dieser in Marmor vollendeten Statue, welche Uebergabe hier in Berlin erfolgt.

§ V.

Der Herr ꝛc. Christian Rauch verspricht auch, daß die Ausführung dieser Statue in Marmor keiner seiner bisherigen vollendeten Arbeiten nachstehen, vielmehr, wenn der Marmor es zuläßt, noch gesteigert erscheinen soll.

§ VI.

Der Banquier Herr C. Moritz von Bethmann in Frankfurt am Main genehmigt nicht allein alle hier festgesetzten Puncte, sondern

verpflichtet sich auch hiermit den festgestellten Betrag von Fünf Tausend Thaler in pr. Court. in vorerwähnten Raten, als

a) nach Vollendung des Thon-Modells der Statue 1500 Rthlr.
b) nach der ersten Ebauche des Marmors wiederum 1500 Rthlr.
c) und den Rest von 2000 Rthlr.

bei der hier in Berlin erfolgenden Ablieferung dieser vollendeten Statue in Marmor, durch Anweisungen auf hier prompt zu berichtigen.

§ VII.

Beide Contrahenten haben vorstehenden Contract, von welchem ein jeder derselben ein Exemplar erhalten hat, genau durchlesen, und in allen Puncten genehmigt; sie begeben sich hiermit aller dawider laufenden Einwendungen, sie mögen Namen haben, wie sie wollen und haben solchen zu noch mehrerer Glaubwürdigkeit durch ihre eigene Namens-Unterschrift vollzogen."

In einem beiliegenden an Professor Ritter gerichteten Briefe vom 21. Februar 1826 bittet Rauch die verspätete Einsendung bei Herrn von Bethmann entschuldigen zu wollen, indem er geglaubt hätte, ihn persönlich abgeben zu können.[74])

Zwei Tage darauf schrieb Ritter an Bethmann:

„Anbei folgt der doppelte Contract des Prof. Rauch, der schon länger ausgefertigt immer bereit lag, um Ihnen selbst persönlich von Rauch überbracht zu werden, der seit 1 Monath immer in Begriff war wegen seines großen Kunstwerkes nach München zu gehen, und dann bei Ihnen in Frankfurt vorsprechen wollte. Dasselbe wird nun auch noch nur etwas später um Ostern geschehen, bis wohin Rauch sich Ihnen empfehlen läßt. Seine neuen Arbeiten sind vortrefflich, und er fühlt sich hochgeehrt durch Ihren herrlichen Auftrag, der, wie er mich mehrmals versichert hat, ihm eine Angelegenheit seines Herzens und seiner Liebe, Anhänglichkeit und Verehrung für den Dichter und großen Mann zugleich ist."

Am 15. März erledigte dann Bethmann die Angelegenheit dadurch, daß er an Ritter schrieb: „Ungewiß, ob Herr Professor Rauch

---

[74]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 147, Anmerkung, wird nach einer Aufschreibung Rauchs bemerkt, daß der Vertrag bereits am 16. Januar abgesandt worden sei.

mich besuchen wird, lege ich anliegend das von mir unterzeichnete Exemplar des Vertrags über Göthes Bildsäule in Frankfurt."

Der Besuch Rauchs in Frankfurt erfolgte dann auch nicht so bald; zwei Monate später, am 27. Mai, konnte noch Ritter an Bethmann schreiben: „Professor Rauch wird Ihnen nun bald persönlich seine Aufwartung machen, wie er sich vorgenommen auf seiner Rückreise von München über Frankfurt nach Paris." Es vergingen dann immer noch nahezu vierzehn Tage, bis der Langerwartete eintraf. Zu gleicher Zeit mit ihm waren auch Dannecker und Sulpiz Boisserée in Frankfurt anwesend. Letzterer, der von einem Besuche bei Goethe in Weimar hergekommen war, schrieb am 12. Juni an seinen Bruder Melchior: [75])

„Rauch ist bis gestern Mittag geblieben, es hat mich gar sehr gefreut, seine Bekanntschaft zu machen; der Genuß wurde jedoch durch das Zusammentreffen von so verschiedenen Personen nicht wenig verkümmert. Vor seiner Abreise waren wir noch mit Herrn v. Bethmann und Rumpf bei George Brentano zum Frühstück in Rödelheim. Es war ein herrlicher Morgen!"

Wie mag da des Goethedenkmals gedacht worden sein! Und keiner der Anwesenden konnte ahnen, daß dieses nach jahrelangen Unterhandlungen endlich der Ausführung so nahe gebrachte sichtbare Zeichen der Verehrung für den großen Dichter niemals die Mit- und Nachlebenden erblicken würden! Wer hätte in dem fröhlichen Kreise daran gedacht, daß durch den frühzeitigen Tod des Mannes, der noch so rüstig und geistesfrisch unter ihnen weilte, und der allen Hindernissen zum Trotz zur Ehre des Dichters und seiner Vaterstadt dieses Denkmal errichten lassen wollte, alles vereitelt werden würde?

Als Bethmann am 28. Dezember 1826 durch einen jähen Tod aus dem Leben geschieden war, da war auch dem noch im Entstehen begriffenen Goethedenkmal sein Ende beschieden. Zwar versuchte es sein Schöpfer zum Leben zu bringen, [76]) es blieb aber beim Versuche.

Auch Boisserée nahm sich der Sache an, indem er hierüber am 21. Mai 1827 an Rauch schrieb: [77])

„Durch Bethmanns Hinscheiden, welches sehr zu beklagen, ist mein Interesse für dieses Werk wo möglich noch gestiegen. Sorgen Sie nur, daß

[75]) Sulpiz Boisserée, Bd. 1, Seite 482.

[76]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 151/2.

[77]) Ebenda, Seite 155/6.

die Vollendung desſelben ſich nicht zu lange hinauszieht, damit wenn ein leider nur zu gewißer Fall eintritt, man den Vorſchlag zu einem Denkmal um ſo nachdrücklicher wieder zur Sprache bringen kann. Bethmann hat nämlich, als er Ihnen die Statue beſtellte, dem Verein erklärt, daß er ſie zur Zeit, wenn man auf das Denkmal zurückkommen wolle, zu dieſem Zweck überlaßen würde; und die Familie wird dieſes um ſolieber thun."

Aus dieſen Worten geht hervor, daß Boiſſerée immer noch den Gedanken hegte, der Verein werde ſich noch mit der Angelegenheit beſchäftigen. Wie wir aber geſehen haben, gab dieſer als ſolcher kein Lebenszeichen mehr von ſich, er hatte ſich zwar nicht aufgelöſt, aber er hatte ſeine Thätigkeit eingeſtellt.

Rauch kam noch einmal auf die Sache zurück in einem Schreiben an Goethe am 18. Oktober 1827, wo er folgendes äußerte:[78]) „Schon im Sommer glaubte ich das große Modell Ihrer Bildnißſtatue anfangen zu können, aber die Vollendung einer ſeit dem Jahre 1816 in Marmor angelegten Statue hat mich zugleich mit andern Marmorarbeiten davon abgehalten, jedoch erreicht auch dieſes alles mit dieſer Woche die langerſehnte Vollendung, und beginne dann in der nächſten, dieſe intereßante Arbeit, womit im Geiſte ich ſo lange ſchon beſchäfftigt bin; ein guter Genius laſſe mich ja das Rechte treffen! wäre es mir vergönnt den Ihrigen ja Sie ſelbſt zur Seite zu haben, muthiger und ſicherer ſähe ich dem Gelingen dieſes Werks entgegen."

Erfreut über dieſe Mitteilung erwiderte Goethe am 3. November 1827:[79]) „Daß der Tod des Herrn von Bethmann der Ausführung jener Statue nicht, wie ich befürchten mußte, gleichfalls ſchädlich, ja tödlich ſey, ſcheint mir aus Ihren Worten, welche die Urſachen der Verzögerung angeben, klar hervorzugehen; und es ſollte mir freylich höchſt angenehm ſeyn, in dieſem Denkmal zugleich ein Zeugniß Ihres Kunſtverdienſtes und Ihres Wohlwollens zu erleben."

Dann hören wir nichts mehr über dieſe Statue. Als Rauch bei Goethe im September 1828 verweilte und deſſen Statuette im Hausrock modellierte, mag wohl die Angelegenheit noch einmal zur Sprache gebracht worden ſein, briefliche Mitteilungen hierüber ſind keine mehr vorhanden.

---

[78]) Eggers, Rauch und Goethe, Seite 163/4.

[79]) Ebenda, Seite 172.

Und als Goethe am 22. März 1832 die Augen für immer geschlossen hatte, dachte niemand mehr an ein Goethedenkmal in Frankfurt, zumal Rauch selbst durch andere Arbeiten zu sehr überhäuft war.

Einige Jahre später nahmen drei Frankfurter, der bekannte Afrikareisende Eduard Rüppell und die beiden in Mailand lebenden Kaufleute Heinrich Mylius und Georg Seufferheld, den Gedanken wieder auf, dem Dichter in den Räumen der Stadtbibliothek eine sitzende Statue zu errichten. Der von ihnen mit der Ausführung betraute Mailänder Bildhauer Pompeo Marchesi hielt sich ziemlich genau an das seinerzeit von Rauch gefertigte Modell, so daß Sulpiz Boisserée, der die im Jahre 1840 aufgestellte Statue im Atelier des Künstlers sah, am 19. September 1837 hierüber schrieb: [80])

„Der Dichter ist in sitzender Stellung, fast ganz so wie Rauch seinen Entwurf gemacht hat; nur würde Rauch ein vollendeteres Werk geliefert haben, das Gewand und der Faltenwurf sind besonders unbefriedigend."

Im Frühjahr desselben Jahres 1837 waren verschiedene Männer in Frankfurt, darunter auch der älteste Sohn Bethmanns, zusammengetreten, um ihrem großen Landsmanne auf einem öffentlichen Platze ein Denkmal zu errichten. Und als diese von Schwanthaler gefertigte Statue am 22. Oktober 1844 enthüllt wurde, da gedachte kein Frankfurter des Mannes, der schon vor Jahren mit allem Eifer diesen Gedanken durchzuführen bestrebt war. Ein Fremder, ein Gast, erinnerte sich seiner, der Weimarer Kanzler von Müller, der seinen Trinkspruch mit den Worten schloß: „Und nun, meine Herren! bitte ich um Erlaubniß einen Toast ausbringen zu dürfen auf das Andenken eines Ihrer edelsten Mitbürger, der einer der ersten war, die den Plan eines vaterstädtischen Denkmals für Goethe faßten, und schon vor fünfundzwanzig Jahren, am Tage der Jubelfeier Goethe's, den Grund dazu legen wollte, auf das Andenken des verewigten Moritz von Bethmann und seines Thatgenossen bei jeder patriotischen Unternehmung, Anton Kirchner." [81])

---

[80]) Sulpiz Boisserée, Bd. 1, Seite 698.

[81]) „Das Goethe-Denkmal in Frankfurt am Main", Seite 50.

Beilage.

Bericht des Oberbaudirektors Coudray in Weimar.[82])

(Entwurf.)

An Herrn Kanzler von Müller, dahier.

Indem ich E. Hochwohlgebohren die mir zur Einsicht gütigst mitgetheilten Acten Stücke in Betreff des dem Dichter Göthe in seiner Vaterstadt zu errichtenden Denkmals anbey zu remittiren die Ehre habe, finde ich mich als Architekt zu folgenden weiteren ohnmasgeblichen Bemerkungen veranlaßt.

Nach meiner Ansicht werden die in dem Weimarischen Collektiv Voto angedeuteten technischen Bedenken durch die Gegenbemerkungen meines hochgeschätzten Freundes des Herrn Stadtbaumeisters Heß nicht ganz gehoben, und ich würde, wenn ich mein Gutachten einem hochverehrlichen Verein vorzulegen hätte, mich ohngefähr dahin aussprechen:

Indem ein Monopteros oder Peripteros für Frankfurts Klima darum von uns minder haltbar und dauerhaft erachtet worden, weil der nach der Wetter-Seite gekehrte Theil der um das ganze Gebäude herumlaufenden Säulenhalle den Einwirkungen der Witterung zu sehr ausgesetzt ist, welches bey Anwendung der Korinthischen Ordnung hinsichtlich der Kapitäler, um so mehr Berücksichtigung verdient, wurde darum die Anbringung von Säulenhallen überhaupt als mit Deutschlands Klima ganz unverträglich, nicht verworfen. Haben wir ja selbst im hiesigen Gr. Park das sogenannte Römische-Haus, welches mit einem Porticus versehen ist, dessen Säulen jede aus einem Stück Seeberger Sandstein 2′6″ Durchmesser und 15′ Höhe enthalten.

Man wolle also die betreffende in dem Collectiv Voto blos angedeutete ohnmasliche [!] Bemerkung so verstehen, daß uns für den vorliegenden Zweck, und wenn einmal ein eigenes Gebäude zur Auf-

---

[82]) Von dem Enkel des Oberbaudirektors Coudray, dem Herrn Architekten Ludwig Neher in Frankfurt, in liebenswürdigster Weise dem Hochstift zur Verfügung gestellt.

nahme der Statue errichtet werden ſoll und kann, die Form des oblongen Vierecks mit einer Säulenhalle an der mehr im Schutz befindlichen Seite, nach Art des griechiſchen Tempels in Antis oder des Prostilos räthlicher geſchienen, als ein mit Säulen umgebenes Rundgebäude, und daß wir daher nicht den Tempel der Veſta zu Rom oder jenen zu Tivoli, ſondern den ſchönen Tempel der Diana Propylea zu Eleusis als Vorbild in Vorſchlag gebracht haben würden.

Man ſehe antiquities of Attika, of Eleusis, Rhamnus, Sunium and Thoricus, by the Society of Dilettants. 1817.

Aber nicht allein aus vorerwähntem wichtigem Grunde ſchien uns der Prostilos räthlicher als ein Rund-Gebäude nach der mitgetheilt erhaltenen Zeichnung, ſondern auch wegen der Bedachung, indem der platte Theil des Daches über der Säulenhalle in nördlichen Gegenden nur ſchwer vollkommen haltbar eingedeckt werden kann und offene Attiquen bald und häufig Reparatur veranlaſſen. Wir konnten dabey ohnmöglich annehmen, daß die Haltbarkeit und Dauer eines Monuments der Art auf das Schnee-Abkehren und Abſchaufeln oder auf ſonſtige continuelle Unterhaltung berechnet werden dürfe, ſondern daß vielmehr deſſen längſt möglige [!] Dauer ſchon durch die Anlage und Form zugleich mit der Conſtruction geſichert ſeyn müſſe. Wäre blos von einem Luſtgebäude zur Verzierung der Umgebung Frankfurts die Rede, ſo würden wir gegen die vorgeſchlagene runde Tempel Form mit einer Collonade, die von jeder Seite ein gleich gefälliges und zierliches Anſehen gewährt, weniger einwenden können, hier aber iſt der Zweck, ſo wie er aus dem Protokolle hervorgeht, zunächſt ein Nationales Denkmal, und in dieſer Hinſicht mögte wohl mit der Form und Anordnung zugleich auch die Feſtigkeit volle Berückſichtigung verdienen. Aus dieſem Grund ſchon mußte uns auch die Inſel, nicht als die zweckmäßigſte Bau Stelle vorkommen, doch beſcheiden wir uns dabey gerne, daß beſondere Local Verhältniſſe und überwiegende Gründe dieſe Wahl des Platzes bedungen haben können und ſolche rechtfertigen.

Nach dem Bau Projekt ſoll das Innere durch eine horizontale Oeffnung in der Decke das erforderliche Licht erhalten. Eine ſolche Beleuchtung iſt zwar für Gemälde günſtig, minder jedoch für plaſtiſche

Bildwerke; dergleichen Laternen fordern übrigens die sorgfältigste Construction und Unterhaltung, wenn sie den Gebäuden nicht Nachtheil bringen sollen, besonders wenn man sie zum Oeffnen einrichten will. Doch ist dieses Bedenken minder erheblich als das vor erwähnte, welches wir durch die an den Thor- und Wachthäusern der Stadt Frankfurt angebrachten Kollonaden nichts weniger als beseitiget finden, ohne übrigens entfernt die Richtigkeit der Frankfurter Bauart und die Geschicklichkeit der dortigen Techniker im mindesten bezweifeln zu wollen.

Die Thüre betreffend scheint uns, wenn alle Theile des Gebäudes einen verhältnißmäßig gleichen Grad von Haltbarkeit erhalten und alles Material von gleichem Gehalt angewendet wird, Bronze keineswegs verwerflich, vielmehr schicklich, darum bleibt jedoch die in dem Collectiv Voto geäußerte Bemerkung nicht minder begründet, da die Erfahrung den Beleg liefert, daß von den vielen Bildwerken der Griechen aus Erz die mehrsten durch Habsucht zerstört worden und der Ruin mehrerer höchst schätzbarer Bauwerke des Alterthums durch das Ausbrechen des darin befindlich gewesenen Metalls befördert worden ist.

Daß wir übrigens dem Künstler, welcher die Basreliefs, die das Innere und Falls ein Prostilos ausgeführt wird, auch das äußere Giebel Feld schmücken werden, nicht auf Gegenstände aus Hermann und Dorothea beschränkt wissen mögen, sondern vielmehr wünschen, daß demselben aus sämmtlichen Werken Göthes mehrere Stoffe zur beliebigen freien Auswahl und Behandlung angegeben werden mit Hinweisen auf den Bau Riß, aus welchen der Bildner die Plätze für seine Werke ersehen kann, beruhet so wie unser ganzes votum auf dem aufrichtigen Wunsche, daß das Vorzügliche gefördert, ein in allen seinen Theilen vollkommenes Kunstwerk erlangt, und somit ein des großen Dichters, der damit gefeiert werden soll, als der Deutschen, die Ihn als Ihren Angehörigen auf solche Weise feiern, würdiges Denkmal errichtet werden möge.

Die Hauptsache bleibt jedoch die aufzustellende Statue, deren Kunstwerth durch einige Säulen mehr nicht erhöht werden kann, und mögte wohl auch der Umfang des Gebäudes, welches zum Aufnehmen derselben errichtet werden soll, dessen Bau Art erst nach dem zusammengebrachten, zur Zeit aber noch unbekannten Baufond zu bestimmen seyn.

Ueber den Innhalt des Protokolls vom 25. v. M. kann ich übrigens nicht mein Befremden unterdrücken und ſtimme E. Hochwohlgebohren Antwort vom 14. d. M. vollkommen bey, mit dem ſehnlichen Wunſche, daß unſer hochverehrteſter Göthe von dieſer Verhandlung nie etwas erfahren möge.

Mit ganz beſonderer Hochſchätzung

ꝛc.

Weimar den 22. Juli 1821.

Der junge Goethe
und das Frankfurter Theater.

Von

E. Mentzel.

Wohin auch der kleine Goethe auf dem Boden Frankfurts den Fuß setzte, überall entsprang ein Quell, sichtlich dazu bestimmt, irgend ein Samenkorn aus der Fülle der von der Natur in ihn gesenkten Keime zu befruchten oder gar mit voller Kraft zu späterem Wachstum auszurüsten. Was der Genius, je größer er ist, desto mehr bedarf: Gegenklang von außen für die heimlich summenden Melodien im eignen Innern, der junge Goethe vernahm ihn aller Orten. Zunächst aus dem Strome des Lebens, der ihn daheim umrauschte, dann aus dem warmen Atem der Natur auf Frankfurts Fluren und schließlich aus der Bewegung innerhalb der, wenn auch nicht weltumfassenden, so doch gesunden und klaren Sphäre bürgerlicher, geselliger und künstlerischer Zustände, deren geistiger und ethischer Gehalt gerade während der wichtigsten Entwickelungszeit des Dichters hier ein viel bedeutenderer ist, als man in der Gegenwart gewöhnlich annimmt.

Sehr begreiflich erscheint es deshalb, daß dem greisen Goethe das Herz aufgeht, sobald er in „Dichtung und Wahrheit“ im Geiste wieder als Kind, Knabe und Jüngling den Boden seines „Vaterlandes“ betritt, die alten Gassen und Gäßchen durchwandert und auf den Plätzen und Stätten verweilt, wo sich wichtige Begebenheiten und

Ereigniſſe abgeſpielt und pomphafte Vorgänge vor den Augen der gaffenden Menge zugetragen hatten.

Freilich manche Jugendbeziehungen haben ſich dem alternden Goethe verwiſcht oder ſind im Laufe der Zeit derartig nachgedunkelt, daß er ihre einſtige Bedeutung ſelbſt nicht mehr erkannte. Andere früh empfangene vaterſtädtiſche Eindrücke mag der Poet bei Abfaſſung ſeiner Lebensgeſchichte aus künſtleriſchen Gründen unterdrückt und der einheitlichen Geſtaltung des Ganzen zum Opfer gebracht haben. Jedoch gerade dieſe verwehten Spuren nachzuweiſen, iſt für den Werdegang des Dichters um ſo wichtiger, weil ſie den Quellen gleichen, die zwar an der einen Stelle verſchwunden ſind, an der anderen aber deſto ſtärker hervorbrechen. Was wir in der Selbſtbiographie vergeblich ſuchen, wir finden es in den Werken des Dichters als Erlebnis erfundener Geſtalten oder als ſchmückendes Beiwerk wieder.

Obwohl Goethe in „Dichtung und Wahrheit" viel von ſeinen Beziehungen zum Frankfurter Theater während ſeiner Kindheit und Jugend erzählt, ſo hat er dennoch mit dieſen, eigentlich nur über einen kurzen Abſchnitt der hieſigen Bühnengeſchichte — das franzöſiſche Theater im Junghof, 1759—1763 — ausführlicher gebrachten Nachrichten die Wirklichkeit keineswegs erſchöpft. Nur aus allgemeinen litterariſchen Betrachtungen in der Selbſtbiographie, aus ſonſtigen Stellen ſeiner Werke, beſonders aber aus den lebendigen und naturgetreuen Schilderungen des Bühnenlebens in „Wilhelm Meiſters Lehr- und Wanderjahren" erkennen wir klar, daß der frühreife Knabe Wolfgang bereits in ſehr jugendlichem Alter die bretternen Theater der hier in den Meßzeiten auftretenden Wandertruppen beſucht und tiefe Einblicke in deren Leben und Treiben gethan haben muß.

Wo empfing nun Wolfgang Goethe die erſten theatraliſchen Eindrücke? Sieht man von der Puppenbühne ab, die ihm die Großmutter Weihnachten 1753 ſchenkte, ſo kann die Antwort nur lauten: zweifellos in einem der hieſigen Marionetten- oder Puppentheater, die während des Dichters Kindheit zu den beliebteſten Beluſtigungen für Groß und Klein, für Alt und Jung zählten. In Frankfurt fanden die Marionettenſpiele ſeit ihrem erſten Vorkommen im Jahre 1657 [1])

[1]) Frankfurter Bürgermeiſter-Buch: 15. Oktober 1657. Damals ſpielte Pietro Gimonde aus Bologna in Frankfurt, 1676—79 folgte ein anderer italieniſcher

solchen Beifall, daß die häufige Schenkung kleiner Puppentheater an die Kinder, also auch an den Knaben Wolfgang Goethe, in ursächlichem Zusammenhang hiermit steht. Höchst wahrscheinlich besuchte dieser bereits in der Herbstmesse 1753 eines der hiesigen Marionettentheater und wurde von den Vorstellungen darin derartig gefesselt, daß er sich eine kleine Nachbildung von der Großmutter zu Weihnachten wünschte.

Auf dem Liebfrauenberge, also unweit von Goethes Geburtshause, gab ja gerade zu jener Zeit Robertus Schaeffer, einer der angesehensten Frankfurter Marionettenspieler, während der Messen täglich vielbesuchte Vorstellungen. Seit ungefähr Mitte der dreißiger Jahre kam Schaeffer fast regelmäßig nach Frankfurt.[2]) Er hatte eignen Mitteilungen zufolge[3]) seinen Platz auf dem Liebfrauenberge, wogegen ein anderer damaliger Marionettenspieler, Eberhardt Meyer, der gleichfalls lange Zeit stetig in beiden Messen in Frankfurt Vorstellungen gab, auf dem Garküchenplatz sein Theater aufschlug. Meyer erbte sozusagen 1739 das Anrecht auf diesen Platz von seinem Schwager, dem Marionettenspieler Wolff,[4]) der, wie Meyer ausdrücklich bemerkt, „jederzeit" dort seine „ohnärgerlichen Stücke" aufgeführt hatte.

Andere Marionettenhütten oder Puppenspielerbuden befanden sich zu Meßzeiten während Goethes Kindheit am Maine nahe bei den Ständen, ferner hinter der Hauptwache, am sogenannten langen Gang neben dem Brau- und Gasthaus zur Windmühle in der Allerheiligengasse, sowie vor dem Zeughause, also auf dem ehemaligen Tanzplan und heutigen Kreuzungspunkte verschiedener Straßen, eingangs der oberen Zeil.

Wer diese bretternen Theater damals inne hatte, läßt sich heute nicht mehr bestimmen, da in den Protokollen des Bauamtes jegliche

---

Marionettenspieler J. B. Pelcio, der bis zum Ende des Jahrhunderts noch mehrmals wiederkehrte. Von 1700 an finden sich auch deutsche Namen unter den hier auftretenden Puppenspielern.

[2]) Rechenbücher der Freien Stadt Frankfurt von 1738—1754, Ratsprotokolle von 1738—1754, Protokolle audient. cons. jun. 1738—1754, Rechney-Amts-Archiv vor 1816, Bauamts-Protokolle von 1738—1754, Ratssupplikationen von 1738—1754.

[3]) Rechney-Amts-Archiv vor 1816 Nr. 49.

[4]) Ebenda.

Nachricht darüber fehlt und die Marionettenzettel wohl den Schauplatz, nicht aber die Namen der betreffenden Prinzipale jener stummen Schauspielergesellschaften angeben. Jedoch aus anderer Quelle waren wenigstens diese zu ermitteln. Außer Robertus Schaeffer, der freilich bereits 1754 starb, und Eberhardt Meyer aus Gerabronn bei Blaufelden gaben in Goethes sieben ersten Lebensjahren noch folgende Marionettenspieler während der Messen in Frankfurt Vorstellungen. [5])

Ostermesse 1750: Johann Martin Lochmann, Wien. Herbstmesse 1750: Robert Puschmann aus Wien. In den beiden Messen 1751 spielt nur Robertus Schaeffer hier. Ostermesse 1752: Gertraud Eyselin; Mathias Joseph Puschmann aus Wien. Herbstmesse 1752: Franz Gartenhauer. Während der beiden Messen 1753 veranstalteten nur Robertus Schaeffer und Eberhardt Meyer hier Marionettenspiele. Ostermesse 1754: Anna Regina Neumännin, die Prinzipalin des ehemaligen Schaefferschen Marionetten-Theaters; Franz Lindt aus dem Anspachischen. Herbstmesse 1754: dieselben wieder. Ostermesse 1755: Franz Lindt (kommt von Nürnberg). Herbstmesse 1755: Anna Regina Neumännin. Ostermesse 1756 fehlen Einträge über Marionettenspieler. Herbstmesse 1757: Johann Friedrich Weber aus Mainz, Nachfolger von Eberhardt Meyer; Wolfgang Jacob Hochstätter; Anna Regina Neumännin aus Frankfurt.

Im Jahre 1758 gab der Rat weder den wandernden Schauspielertruppen, noch den Marionettenspielern die Erlaubnis, Vorstellungen abzuhalten. Der Verlauf des siebenjährigen Krieges, besonders der Sieg des Herzogs Ferdinand von Braunschweig über die Franzosen bei Crefeld, stimmten den auf Seite Maria Theresias stehenden Rat sehr ernst und ließen ihn, durch die Geistlichkeit noch zu strengerem Regimente in solch ernsten Zeitläuften angespornt, den theatralischen Vergnügungen gegenüber selbst während der beiden Messen bei seinem ablehnenden Verhalten beharren. Sogar Anna Regina Neumännin, obschon eine Frankfurter Bürgerswitwe, erhielt auf ihre Eingabe einen abschlägigen Bescheid, ebenso Johann Friedrich

---

[5]) Zusammengestellt aus den Rechenbüchern der Freien Stadt Frankfurt, den Ratsprotokollen, Bürgermeisterbüchern, Ratssupplikationen, den Protokollen des Bau-Amts, des Rechney-Amts und der audient. cons. jun., sowie aus dem Rechney-Amts-Archiv vor 1816.

Weber, deſſen „ohnärgerliche und moraliſche“ Puppenſpiele ſchon von ſeinem Vorgänger Eberhardt Meyer her in Frankfurt ſehr beliebt waren.[6])

Um jedoch den Meßfremden wenigſtens Gelegenheit zu harmloſem Vergnügen zu geben, geſtattete der Rat in der Oſtermeſſe 1758 zwei aus Bern kommenden Mechanikern, Franz Babeck und Bernhard Grotjahn, optiſche Schattenbilder ſehen zu laſſen.[7]) Wie ein ſtark beſchädigter Zettel zu dieſen Vorſtellungen bekundet, wurden Landſchaften und ſonſtige Stücke mit beweglichen Figuren gezeigt. Es war dies alſo gleichfalls eine Art Marionettenſpiel, jedoch ohne Anſchluß an irgend welche ſzeniſchen Vorgänge. Dieſe maleriſchen „Wandelſchilderungen“ fanden in Frankfurt großen Beifall und lockten Jung und Alt in den Scharfiſchen Saal im Scharfiſchen Gäßchen auf dem Liebfrauenberge.

Dort gab es überhaupt in Goethes Kindheit während der beiden Meſſen manch Merkwürdiges zu ſehen. Zu den vielen Kindern, die dieſe und die noch berühmteren „pittoresken mechaniſchen Künſte“ des Johann Baptiſte Toscano und Chriſtian Alder in der Herbſtmeſſe 1758 im gleichen Saale bewunderten, gehörte wahrſcheinlich auch der wißbegierige Wolfgang Goethe. Ganz abgeſehen davon, daß ihm der Großvater, Stadtſchultheiß Textor, für derartige Vorſtellungen ein Freibillet zur Verfügung ſtellen konnte, wird der Vater ſchon dafür geſorgt haben, daß der Knabe auf eine ſolch leichte und feſſelnde Weiſe fremde Gegenden und Städte kennen lernte. Da der eine der beiden „mathematiſchen Künſtler“, Baptiſte Toscano, ein Italiener war, ſo gab es auch ſicher italieniſche Proſpekte zu ſehen, durch deren Betrachtung der alte Goethe die in Wolfgang früh geweckte Liebe für Italien zu nähren und zu vertiefen geſucht haben mag.

Im Jahre 1748 war dasſelbe „mathematiſche Theater“ ſchon einmal in Frankfurt und erregte großes Aufſehen. Damals ſcheinen Marionettenſpiele damit verbunden geweſen zu ſein. Allein 1758 gab der Rat im Hinblick auf die ernſten Zeitverhältniſſe den beiden Künſtlern nur unter der Bedingung die Erlaubnis, daß keinerlei Marionetten-

---

[6]) Ratsſupplikation 12. April 1757.

[7]) Näheres über Schattenſpiele (Ombres chinoises) in Magnin, »Histoires des marionettes en Europe« S. 178 ff.

ſtücke dabei vorkämen, alle Darſtellungen ohne Muſik, Schießen und dergleichen vorgeführt und jeglicher Unfug ſorgfältig vermieden würde.[8])

Auf die Darbietungen der Marionettentheater in Goethes Kindheit werfen die Einwände der Frankfurter Stadtväter ein helles Licht. Die Muſik war damals ſchon ein weſentlicher Beſtandteil der aufgeführten Stücke, deren Handlung nicht nur das Gemüt ergötzen, ſondern auch die Schauluſt befriedigen mußte. Marionettenſpiele mit großen Belagerungsſzenen und ſonſtigen bewegten Hintergründen wie z. B. „Judith und Holofernes", „Haman und Eſther" und „David und Goliath" waren ſehr beliebt und ſtanden damals im Geſchmacke des Publikums ungefähr in demſelben Anſehen wie heutzutage die Ausſtattungsſtücke. Was die Mechanik jener Tage, in Frankfurt auch „perſpektiviſche Magie" genannt, in den Marionettentheatern zu bieten vermochte, beweiſt am beſten der unten im Auszug wiedergegebene Zettel, Vorſtellung Toscanos und Alders, vom 20. September 1758.[9])

---

[8]) Rechney-Amts-Archiv vor 1816, No. 49.

[9]) Mit gnädigſter Erlaubniß | Einer hochgebietenden Obrigkeit | Wird | Der erſte und wahre Erfinder | des | Pittoresgriſch- und Mathematiſchen | Schau-Platzes | Heute vorſtellen | Das Große im Kleinen etc.

In Anſehung der Jahres-Zeiten und anderer Umſtände; es werden ſich in einem künſtlichen abgemeſſenen Schatten, ohne ſichtbare Draht-Fäden die ſchönſte Städte, Schlöſſer, Wälder, Seen, Berge, Ebenen, Plätze und Paläſte darſtellen, auch die dabey vorkommende Figuren ihre natürliche Bewegungen machen; wie man denn der Natur ſelbſt im kleinen nachahmen wird mit Ungewitter, Donner, Blitz, Regen und Ungeſtüm, wobey große Schiffe zu Grunde gehen, und die Botsleute im Meere ſchwimmen, der Jagden und anderer angenehmen Vorſtellungen zu geſchweigen.

Zum Beſchluß folgt | Ein Italieniſches Feuerwerk | welches vorſtellet | Die große Welt Kugel.

Für Freitag 22. September 1758 wurde das Nämliche unter dem Titel „Das bewundrungswürdige des menſchlichen Verſtandes" angezeigt und dazu bemerkt, „dann wird man als neue Vorſtellung einen Mahler zeigen, der auf das Feinſte ſeine Buchſtaben verfertigt, den Beſchluß macht ein italieniſches Feuerwerk, betitelt „Der Sonnenbaum". Dabei wird aus zwey kleinen Truen ein angenehmes Feuer ſpielen."

Dieſes Programm, ſowie alle in der Abhandlung erwähnten Zettel ſind, nur einige im Privatbeſitz befindliche ausgenommen, in den Theaterzettel-Sammlungen der Frankfurter Stadtbibliothek.

Vom letzten Viertel des Jahres 1758, das bald nach der Herbstmesse die Aufmerksamkeit des Dichterknaben von allen derartigen Unterhaltungen hinweg und auf kriegerische Ereignisse lenken sollte, kehren wir nun zur letzten Wirksamkeit des Marionettenspielers Robertus Schaeffer in der Herbstmesse 1755 zurück. Wie Eberhardt Meyer, so betont auch er stets dem Rate gegenüber, daß seine Stücke, weil für Kinder und volkstümliche Personen berechnet, ganz ungefährlich seien, in keiner Weise Ehrbarkeit und Sitte verletzten, sondern im Gegenteil noch zu einem guten Wandel anspornten.

Ein Beweis für die Einhaltung dieses Programms ist die dem Robertus Schaeffer stets ohne jegliche Schwierigkeit wieder gewährte Spielerlaubnis. Während andere fahrende Künstler, hauptsächlich Marionettenspieler, zu jener Zeit stets in der Audienz bei dem jüngeren Bürgermeister streng ermahnt werden, sich ehrbar und züchtig zu verhalten und keinerlei Unfug auf dem Theater und in der Hütte zu dulden, finden sich derartige Einträge bei Erwähnungen Schaeffers nicht. Nahezu zwanzig Jahre spielt er fast stetig während der beiden Messen in Frankfurt, ohne in irgendwelchen Widerspruch zu dem Rate oder der gerade damals streng über alle theatralischen Aufführungen wachenden Geistlichkeit zu geraten.

Was für ein Landsmann Robertus Schaeffer war, in welcher Stadt er vorher gewesen, wohin er sich von hier begab, ließ sich trotz eifrigsten Nachforschens nicht ermitteln. Doch liegt die Vermutung nahe, daß er, wie die meisten Frankfurter Marionettenspieler von etwa 1750—1760, aus Österreich oder Bayern hier eintraf.[10]) Ebensowenig wie die Herkunft Schaeffers ließ sich der Spielplan seines Marionettentheaters ermitteln. Allein einige datumlose Zettel aus der ersten Hälfte der fünfziger Jahre kündigen aller Wahrscheinlichkeit nach Aufführungen von ihm an.

Damals wurde in einer Bude auf dem Liebfrauenberge von „gut ausstaffierten geschickten und wohl dirigierten Marionetten" auf-

[10]) So 1738 Andreas Hetzel aus Wien, 1739 dessen Frau, die Hetzelin. (Rechney-Amts-Archiv vor 1816). In der Ostermesse 1739 spielte auch der in Österreich angesehene Marionettenspieler Johann Georg Obinger aus Prag hier. Er überreichte sogar dem jüngeren Bürgermeister ein moralisches Attestat von den „Amtsleuten" in Prag und erhielt die Spielerlaubnis. Extr. Prot. Aud. Cons. 26. März 1739. Rechney-Amts-Archiv vor 1816, No. 49.

geführt: „Die Hiſtoria von Goliath und David mit Hanswurſt einem närriſchen Philiſter", „die Comödie von der tugendhafften Genoveva", „die ſehenswerthe Aktion von Judith und Holofernus nebſt einem luſtigen Nachſpiel", „die durchaus luſtige Aktion von Hanswurſt, einem närriſchen Reiſenden durch die Luft, auch zu Waſſer und zu Land", „die Tragödie von der raſſenden Erzzaubrerin Medea, Prinzeſſin aus Kolchis mit dem Hanswurſt", „die extraordinäre ſehenswürdige Aktion von der Arche Noä mit vielen maleriſchen Schildereyen, theatraliſchen Perſpektiven und merkwürdigen Wandlungen", und die „ſowohl ſeriöſe als lächerliche Aktion von dem ruchloſen Leben und erſchröcklichen Ende des Erzzauberers Doktor Johannis Fauſti mit Hanswurſt, einem lächerlichen reiſenden Wandersmann, einem curieuſen Diener bey dem Fauſt, einem furchtſamen Teufelsbeſchwörer und einem luſtigen Nachtwächter." In der Aufeinanderfolge der Hanswurſtſzenen ſtimmt dies Programm faſt vollſtändig mit einem älteren Frankfurter Marionettenzettel überein, der jedoch Fauſt als Profeſſor in Wittenberg und das Stück ſelbſt als eine „ſowohl ſerieuſe als lächerliche Haupt-Komödie" bezeichnet.[11])

Ein nur noch halb vorhandener Zettel der Marionettenbühne auf dem Liebfrauenberge kündigt in derſelben Zeit auf vieles Begehren „Die Belagerung zu Waſſer und zu Land" an. Dies war jedenfalls eines derjenigen Schauſtücke, die nicht nur die Puppenmechanik auf der Höhe zeigten, ſondern auch durch Hinzufügung von Schatten- und Feuerwerken, ſonſtigen nachgeahmten Luft- und Naturerſcheinungen und bewegten Vorgängen aller Art eine ganz beſondere Anziehungskraft auf Jung und Alt ausübten. Hinter ölgetränkten ſeidenen oder leinenen Vorhängen ſpielten ſich Seeſtürme, Eroberungen, Feuersbrünſte, ländliche Szenen und bewegte Vorgänge aus dem Leben in kleinerem Maßſtabe, jedoch naturgetreu ab. Sie wirkten um ſo nachhaltiger auf das Publikum als dies, wie ja Toscano auch auf dem mitgeteilten Zettel ausdrücklich bemerkt, nichts von den Fäden oder Drähten ſah, an denen der Puppenſpieler die Figuren, Tiere, Wagen, Schiffe und ähnliche Dinge lenkte.

---

[11]) „Zwei Frankfurter Fauſtaufführungen in den dreißiger Jahren des XVIII. Jahrhunderts." Berichte des Freien Deutſchen Hochſtiftes Band 9 S. 229 ff. Der Marionetten-Fauſtzettel iſt im Fakſimile wiedergegeben im Katalog zur Fauſtausſtellung im Goethehauſe zu Frankfurt 1893.

Robertus Schaeffer muß gerade in dieser Kunst sehr Gutes geboten haben. Denn obwohl er stets in den einschlägigen Akten als Marionettenspieler bezeichnet wird, sind seine Stücke in den beiden Messen 1751 doch als „perspektivische Vorstellungen" eingetragen.[12]) Einmal wird er auch „Meister des Balancierens"[13]) genannt, was damit zusammenhängt, daß das Puppenspiel zu jener Zeit meist noch mit sonstigen Künsten verbunden war. Manchmal wurden zum Beschluß kleinere dressierte Tiere, größtenteils Affen[14]) und Hunde vorgeführt, Taschenspielerstückchen, sowie Jongleur- und Balancierkünste geboten.

Angenommen, daß Wolfgang Goethe gleich anderen Kindern die Vorstellungen in der großen Marionettenhütte auf dem Liebfrauenberge besuchte, so ist ihm hier zum erstenmale auch der Erzzauberer Doktor Johannes Faust als wohl dirigierte Puppe entgegengetreten. Mag dieser Eindruck zwar durch die Lektüre von Faustgeschichten nach dem alten Volksbuch verstärkt und vertieft worden sein, unmittelbarer und zündender wirkte gewiß auf den werdenden Dichter die lebensvolle Darstellung. Waren doch die damaligen Prosaerzählungen vom Faust, wie die Fausthistorie von Pfitzer, oder „das Volksbuch des Christlich Meinenden" langweilig gelehrt und breit ausgesponnen, während die in Goethes Kindheit aufgeführten Marionetten- und Volksschauspiele vom Doktor Faust alles überflüssige Beiwerk ausschieden und den Kern der Sache in knapp umrissener Handlung auf die Szene brachten.

Als dem jungen Dichter später in Straßburg die geheimnisvolle Gestalt Fausts sich wieder näherte und dessen eigene himmelstürmende Gedanken und Empfindungen an sich riß, da stiegen aus alten Wurzeln frische Säfte in die ersten Triebe eines später sich so mächtig auswachsenden Baumes. Wie Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" erzählt,[15]) klang und summte die alte Puppenspielfabel vom Doktor

[12]) Rechenbuch der Freien Stadt Frankfurt. 1751 f. 16.

[13]) Ebenda.

[14]) Der berühmte Pariser Marionettenspieler Jean Brioché, der 1655 am Pont Neuf in einer Bude Vorstellungen gab, besaß einen Affen «Fagotin», der das Publikum durch seine Possen belustigte. Der Dramatiker Cyrano de Bergerac tötete den Affen mit einem Degenstoß, weil er ihn für einen Laquais hielt, der ihm eine Fratze schnitt. Darauf erschien ein Pamphlet «Combat de Cirano de Bergerac contre le singe de Brioché».

[15]) XII. Buch.

Faust vieltönig in ihm wieder, als er sich in einsamen Stunden mit dem kühnen Titanen beschäftigte. Noch schrieb er seine Gedanken nicht nieder, aber er begann bereits Fausts wegen Studien über mystisch-kabbalistische Chemie und fühlte sich um so mehr in den Bannkreis dieser Gestalt hineingezogen, weil er bereits selbst die Eitelkeit alles Wissens früh erkannte und nach verschiedenen Versuchen, sich innere Befriedigung zu verschaffen, immer gequälter und unruhiger zurückgekehrt war.

In welcher Fassung Goethe den Faust in der Marionettenhütte auf dem Liebfrauenberge und wahrscheinlich später auch noch in anderen Puppentheatern gesehen haben mag, läßt sich bis jetzt wohl vermuten, jedoch aus Mangel an Belegen nicht entscheiden. Jedenfalls wich aber der Text des um 1800—1817 häufig von dem Marionettenspieler Geißelbrecht in Frankfurt gegebenen Schauspiels mit Gesang „Doktor Faust, der große Negromantist“ [16]) wesentlich von der alten Form ab, durch die der Dichterknabe den tiefsinnigen Stoff kennen lernte.

Die Frankfurter Faustaufführungen von etwa 1720 bis 1770 [17]) stehen, wie schon genügend die breite Ausführung und besondere Angabe der Hanswurstszenen beweist, vollständig unter Wiener Einfluß. Der geniale Wiener Komiker Josef Stranitzky, der etwa von 1712—1730 im Theater am Kärnthnerthore das dortige Publikum durch seine tollen Späße belustigte, verschaffte der komischen Figur breiteren Raum im deutschen Volksschauspiel und gab diesem außerdem durch Hinzufügung der aus dem italienischen Theater entnommenen Verwandlungen, Verkleidungen und Zauberkünste einen neuen Reiz. Der Pickelhäring des XVII. Jahrhunderts nimmt unter dem Einfluß der italienischen Bühne auf die deutsche den Namen Harlekin an, seit Stranitzkys Auftreten heißt er Hanswurst. Die von diesem Künstler eingeführten theatralischen Effekte bürgerten sich nun im deutschen Volksschauspiel ein und erlangten durch die Fortschritte der mechanischen Kunst immer größere Vollkommenheit. Was nun von diesen Stücken

---

[16]) J. Scheible „Das Kloster“ 447 ff.

[17]) Siehe die Frankfurter Faustaufführungen von Neuber 1737 (der Zettel davon im Faksimile wiedergegeben im Band 9 der Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes), von Wallerotti 1742 (E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. S. 466) und von Kurz 1767 (Ebenda S. 511).

gilt, das trifft auch bei den alten Marionettenſpielen zu, deren Inhalt ja oft derſelbe war und manchmal ſogar bald von Marionetten, bald von wirklichen Schauſpielern dargeſtellt wurde. Daneben kam es auch vor, daß Wanderprinzipale einmal Puppenbühnen leiteten, dann wieder reiſende Truppen führten. [18])

Wie die Stranitzkyſchen Neuerungen das deutſche Volksſchauſpiel und beſonders auch das allgemein beliebte Drama vom Doktor Fauſt beeinflußten, das zeigt am deutlichſten die von der Neuberſchen Truppe im Jahre 1737 in Frankfurt a. M. veranſtaltete Fauſtvorſtellung. Dies Stück „Das ruchloſe Leben und erſchreckliche Ende des Weltbekannten Ertz-Zauberers D. Johann Fauſts“ begann wie das Ulmer, Straßburger [19]) und das von Carl Engel herausgegebene Puppenſpiel [20]) mit einer Szene in der Hölle. Hier wird Fauſts Schickſal vorherbeſtimmt, dann ſpringt die Handlung auf die Oberwelt über. Der Kern der alten Volksſtücke und des Neuberſchen Schauſpiels iſt der gleiche. Unbefriedigt und verzweifelt über die Unzulänglichkeit alles Wiſſens verſchwört Fauſt in dem vermeſſenen Verlangen übermenſchliche Kräfte zu beſitzen ſeine Seele dem Teufel. Dieſer ſtillt für eine beſtimmte Zeit den unerſättlichen Drang des Titanen, gewährt ihm alle Genüſſe und Freuden der Welt und läßt ihn durch ſeine Zauberkünſte Macht über die Herzen der Menſchen gewinnen. Als Fauſt bereits von Reuegedanken ergriffen wird, holt ihn jedoch der Teufel — auf dem Neuberſchen Zettel heißt er Mephiſtophiles — nachts, während es zwölf ſchlägt, noch vor Ablauf der bedungenen Zeit unter dem Jubel der Höllengeiſter hinweg.

Die ſogenannte „lächerliche Aktion“ ſtand auch in dem Neuberſchen Stücke keineswegs hinter der „ſeriöſen Handlung“ zurück. Hanswurſt iſt in allen ſeinen Auftritten das nüchterne beſchränkte Gegenbild zu

---

[18]) Der Frankfurter Bürger und Marionettenſpieler Ludwig Ludwig wurde nach dem Jahre 1762 Prinzipal einer Wandertruppe, mit der er im Krönungsjahre 1764 hier auftrat.

[19]) J. Scheible „Das Kloſter“ 783 ff. und 853 ff.

[20]) „Deutſche Puppenkomödien“ herausgegeben von Carl Engel. I.: „Fauſt“. Dieſes Puppenſpiel hat allerdings Dr. Joh. W. Bruinier in der Unterſuchung „Das Engelſche Volksſchauſpiel vom Dr. Fauſt“ mit den anderen Originalen verglichen und als Fälſchung hingeſtellt.

dem kühnen Titanen Fauſt. Hier die glühende überſchwängliche Natur, dort der hausbackene Verſtand, der nur nach alltäglichen Genüſſen trachtet, von heißem Forſcherdrang nichts weiß und ſchließlich ſogar in dummdreiſtem Hochmute über die gefallene Größe triumphiert.

Mögen auch die einzelnen Frankfurter Wanderprinzipale und Marionettenſpieler die Fauſtſtücke ihren Theatern angepaßt oder je nach Bedürfnis kleinere oder größere Abänderungen daran vorgenommen haben, im Grunde ſcheint mir die Neuberſche Vorſtellung typiſch für alle im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts hier gegebenen Fauſtſtücke zu ſein. Auch die 1742 zweimal unter Leitung des Prinzipals Wallerotti dargeſtellte Fauſtkomödie beginnt mit einem Vorſpiel in der Hölle, während die berühmte und berüchtigte „große Maſchinen Comödie vom Doktor Fauſt", die Joſeph von Kurtz 1767 hier zur Aufführung brachte, in deſſen Studierzimmer ihren Anfang nimmt.[21]) Die Faſſung mit dem Vorſpiel ſcheint mir überhaupt die ältere und in Goethes Kindheit hier gegebene Form des ungemein beliebten Volksſchauſpiels zu ſein.[22]) Wurde es doch in dieſer Geſtalt bereits 1668 in Danzig[23]) und Ende des XVII. Jahrhunderts in Bremen[24]) aufgeführt.

Ganz abgeſehen davon, daß ſich die Marionettenſpieler bei der, wie bereits erwähnt, ſehr fortgeſchrittenen Technik eine ſolch effektvolle Szene wie den Vorgang am Hofe Plutos gewiß nicht entgehen ließen, verlangte auch der damalige Geſchmack und die ethiſche Anſchauung des Volkes über die Abhängigkeit des Menſchen von dem Walten und Eingreifen dämoniſcher Mächte nach Darſtellung derartiger geiſterhafter Vorgänge. Noch waren ja für das Volk mit dem Theater religiöſe Begriffe verbunden, wollte man nur ſehen, was das Herz rühren und ergreifen, jedoch daneben das Auge ergötzen und die Sinne beluſtigen

---

[21]) Das von Carl Simrock in dem Werke „Die deutſchen Volksbücher", Band IV, herausgegebene Fauſtdrama der Schütz-Dreherſchen Geſellſchaft, die in den zwanziger Jahren nach Berlin kam, beginnt gleichfalls im Studierzimmer, zeigt alſo eine jüngere Faſſung.

[22]) Über die Entwickelung und Verbreitung der Fauſtkomödie ſiehe W. Creizenach: „Verſuch einer Geſchichte des Volksſchauſpiels vom Doktor Fauſt". Creizenach weiſt nach, daß dies aus der »Tragical history of Doctor Faustus« des engliſchen Dichters Chriſtopher Marlowe, geſt. 1593, hervorging.

[23]) Dr. E. H. Hagen, „Geſchichte des Theaters in Preußen" 1854.

[24]) „Bremer Courier" 1865 Nr. 99: „Das Theater in Bremen."

konnte. Die zum großen Teile der Bibel und der Legende entnommenen Stoffe, dazu die den Volksbüchern entlehnten ernsten und heiteren Gegenstände, die das Repertoire der damaligen Marionettenbühne bildeten, beweisen zur Genüge, daß diese nicht nur den verwehten Spuren des alten, von religiösem Geiste erfüllten Bürgerspiels und der Fastnachtsschwänke folgte, sondern auch in den Augen des Volkes den gleichen Rang einnahm.

Sollte noch einmal nachgewiesen werden, daß einer der Frankfurter Marionettenspieler in Goethes Kindheit auch in Ulm Vorstellungen gab oder gar von dort stammte, so würde meine Annahme bestätigt, daß die hiesigen Fauststücke in irgend einem Zusammenhang mit dem Ulmer Puppenspiel standen, das ziemlich alt zu sein scheint und gleichfalls mit einem Vorspiel in der Hölle beginnt.

Wer Goethes Faust mit dem alten Puppenspiel vergleicht wird nicht darüber im Zweifel bleiben, woher er die Anregung zu dem Prolog im Himmel, zu dem großen Monolog am Eingang der Tragödie, zu der Schülerszene, zum Auftritt in Auerbachs Keller und zum Hexensabbat empfing. Auch der Aufenthalt Fausts am Hofe des Kaisers im II. Teile des Gedichtes verdankt wohl der Erinnerung an eine der wirksamsten Szenen des Puppenspiels — „Faust am Hofe des Herzogs von Parma" — die poetische Gestaltung. In beiden Stücken beschwört Faust auf Wunsch seines fürstlichen Gastgebers eine Anzahl berühmter Frauen und Männer, in erster Linie die schöne Helena, herauf, deren Erscheinung verhängnisvoll für ihn wird. Verblaßte Eindrücke belebten sich wohl auch wieder in Goethe, als er in den Wagnerszenen des ersten Teiles diesen als Gegensatz zum Helden zeichnete. Das alte Volksbuch kennt diese Unterscheidung nicht. Im Puppenspiel wird sie gleichfalls nur schwach angedeutet, aber der Hanswurst ist nach dieser Seite um so schärfer ausgebildet. Bewußt oder unbewußt formte Goethes poetisches Gefühl aus den empfangenen Elementen den Famulus Wagner, der unserem Empfinden näher steht als die lustige Figur der alten Volkskomödie.

Freilich, was Goethe in der Marionettenhütte hörte, war nur ein Lallen und Stammeln, das sein Genius erst zur Sprache ausbildete; was er sah, nichts als verschwommene Umrisse, denen er mit poetischem Instinkt erst bestimmtere Linien geben mußte. Der Faust

des Puppenspiels ist ein gelehrter Abenteurer, nicht der Titane, wie wir ihn durch Goethe kennen. Dieser mußte erst den tiefsinnigen Kern der Gestalt aufspüren und eigne Kämpfe, eigne Wonnen und Schmerzen in sie hineinleben, ehe sich die mächtige symbolische Figur der Tragödie entwickeln und das Werk reifen konnte, aus dem wie aus einem nie versiegenden Quell fort und fort Tausende ihre Weltanschauung schöpfen sollten.

Jedoch nicht allein unauslöschliche Eindrucke empfing Goethe von dem berühmten Zauberer in seiner Vaterstadt, hier schrieb er auch, zum Jüngling herangewachsen, im Vollbesitze poetischer Jugendkraft einige der mächtigsten Szenen des Ganzen, den sogenannten „Urfaust". Nach des Dichters damaligem Plane sollte die Tragödie augenscheinlich wie das Puppenspiel mit der Verdammnis des Helden schließen. Erst im Alter läßt der Dichter dessen unsterbliche Seele von Engeln emportragen.

Unbestritten bleibt also dem bretternen Theater der Frankfurter Marionetten die Ehre, in die Seele des werdenden Poeten die ersten Keime zum größten Gedichte der Deutschen geworfen zu haben.

Doch wurde des Knaben Phantasie hier nicht nur mit der dramatisierten Faustsage, sondern mit einer ganzen Reihe tragischer Stoffe befruchtet und genährt. Der Bruchteil des mitgeteilten Repertoires zeigt ungefähr, was in den damaligen besseren Marionettentheatern geboten wurde. Neben den bereits erwähnten biblischen Geschichten und den fast ebenso bekannten Stoffen aus den Volksbüchern hatte Wolfgang Goethe Gelegenheit, antike Mythen und wahrscheinlich auch zuweilen einen historischen Gegenstand auf der Puppenbühne zu sehen. Natürlich paßten sich die aufgeführten Marionettenspiele dem Verständnis von Kindern und geringeren Leuten an, wurde stets recht augenfällig eine moralische Lehre aus der Handlung herausgeschält und oft am Schlusse entweder in Witzen des Hanswurst oder in einem Verse, manchmal auch in sprichwörtlichen Kernworten besonders hervorgehoben. So giebt Fortuna in dem Schauspiel „Glücksäckel und Wünschhut" vor ihrem Verschwinden in einer weisheitsvollen Rede den Helden des Dramas, das heißt eigentlich dem Publikum, die Lehre, zufrieden zu sein und nicht dem blinden Glück nachzujagen.[25]) Ebenso bringt

[25]) C. Engel, Deutsche Puppenkomödien VII: „Glücksäckel und Wünschhut", S. 48.

Hanswurſt in der letzten Szene des alten Puppenſpiels „Der verlorene Sohn", als Vater und Bruder ſich wieder mit dem reuevoll Zurückgekehrten ausgeſöhnt haben, den Gedanken zum Ausdruck, daß die ernſteſten Vorgänge im Leben eigentlich durch Eſſen und Trinken gefeiert werden,[26]) und ſo ruft ſchließlich der Don Juan des berühmten Marionettenſtückes, ehe ihn der Höllenſchlund verſchlingt:

„Verfluchte Luſt der böſen Welt,
Wie bald biſt du vergangen,
Die Unmutsroſe welkt und fällt,
Die Dornen bleiben hangen."[27])

In den vom kleinen Goethe geſehenen Puppenſpielen ſiegt noch immer das Gute, wird das Böſe ſtreng beſtraft oder doch wenigſtens lächerlich gemacht. Die Marionettenſpieler in ſeinen erſten zehn Lebensjahren konnten ſich deshalb beim Frankfurter Rate mit Recht darauf berufen, daß ihre Vorſtellungen weder Kindern noch Erwachſenen Schaden brächten. Wäre nicht der Hanswurſt in die ſeriöſe Aktion verwickelt geweſen, hätte das Auge nicht auch etwas geboten bekommen, ſo würde vielleicht mitunter ſogar ein zu feierlich geſpreizter Ton auf den Puppenbühnen geherrſcht haben. Erſt am Ende der fünfziger und Anfang der ſechziger Jahre drangen in die hieſigen Marionettentheater Elemente ein, die dem beliebten Vergnügen die Harmloſigkeit raubten und die Väter der Stadt mit Mißtrauen gegen die Prinzipale der Puppenſpiele erfüllten. Immer ſchwieriger wird es dieſen gemacht, die Spielerlaubnis zu erlangen, immer häufiger iſt in den bezüglichen Akten von dem in Marionettenhütten verübten Roheiten die Rede. Vom Herbſte 1762 bis zu Goethes Abreiſe nach Straßburg ſcheinen überhaupt keine Marionettenſpieler mehr aufgenommen worden zu ſein.[28]) Wenigſtens hat den Rechenbüchern der Stadt zufolge in dieſer Zeit kein ſolcher Prinzipal das übliche Standgeld von 9 fl. entrichtet.

Das Verſchwinden der Marionettentheater für ungefähr 10 Jahre hängt mit einem großen Brande in der Schäfergaſſe zuſammen, der

---

[26]) Ebenda II. „Der verlorene Sohn" S. 36 u. 37.

[27]) Ebenda III. „Don Juan", S. 80.

[28]) Auch ein Ratsbeſchluß vom 7 November 1762 beſtimmte, es ſollten künftig keine Marionetten mehr aufgenommen werden. Rats-Protokoll 1762, f. 432.

in der Nacht vom 17.—18. Oktober 1762 ausbrach und nach der Meinung des Volkes durch die Fackeln der beiden vor dem Zeughause stehenden Marionettenhütten oder durch Unvorsichtigkeit des bis in die späte Nacht darin bleibenden Publikums entstanden sein sollte.[29]) Die Anwohner waren ganz empört über den „schändlichen Unfug", der in den bretternen Theatern getrieben werde und setzten alle Hebel in Bewegung, um die Wiederkehr der Puppenspieler Johann Adam Urach und Ludwig Ludwig zu verhindern.

Der Erstere verschwindet denn auch für immer, der Andere, ein Frankfurter Bürger, taucht 1764 während der Wahl und Krönung Josefs II als Führer einer hochdeutschen Wandertruppe wieder hier auf. Ludwig Ludwig muß mit seinen Puppen hinsichtlich der Ausstattung sehr glanzvolle Vorstellungen gegeben haben. Er ist wohl der Marionettenspieler, der während der französischen Okkupationszeit auch den Faust sehr prächtig aufgeführt haben soll.

Obgleich Wolfgang Goethe auch hie und da zu den Zuschauern in Ludwigs großer Hütte gezählt haben mag, hatten die Vorstellungen im Marionettentheater auf dem Liebfrauenberge zweifellos doch wohl mehr Bedeutung für den Dichterknaben. Das Großartigste, was er in den fünfziger Jahren dort sehen konnte, waren jedenfalls die biblischen Stücke wie „Judith und Holofernus", „Haman und Ester", „Adam und Eva", „David und Goliath" und „die Sündfluth mit der Arche Noäh". Bei Stücken wie das Puppenspiel von den ersten Menschen handelte es sich um eine schöne Darstellung des Paradieses, bei anderen um eine gute, damals mit Hilfe des Schattenspiels ausgeführte Wiedergabe von Lagerszenen oder sonstigen Massenbewegungen, bei den dritten wieder um anderen Zierrat und sehr bewegliche Puppen oder Tiere. Der Anschlagzettel eines englischen Marionettenspielers aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wirft helles Licht auf die Darbietungen in dem Stücke von der Sintflut.[30]) In „der kleinen

[29]) Rechneyamts-Protokoll Lit. P. vom 28. Dezember 1759 bis 22. Sept. 1763 f. 361—362. Ferner Kriegzeugamts-Protokoll vom 18 Okt. 1762 f. 386

[30]) „The sports and pastimes of the people of England", London 1830 S. 166. Siehe auch „Zur Geschichte des Puppenspiels und der Automaten von Dr. Gräße, Leipzig 1856; enthalten in Dr. J. A. Romberg „Die Wissenschaften im XIX. Jahrhundert."

Oper“ sollten während der Vorstellung mehrere Fontänen Wasser speien. „Die letzte Szene aber wird darstellen, wie Noah mit Familie und allen Tieren Paar und Paar aus dem Kasten steigt, und alle Vögel in der Luft werden sich auf Bäumen wiegen. Über der Arche wird die Sonne zu sehen sein, wie sie in herrlicher Weise aufgeht.“ Aus einem anderen gleichzeitigen englischen Zettel geht hervor, daß die Arche auf dem Wasser schwamm und Punch — der deutsche Hanswurst — mit seiner Frau im Kasten Noäh einen Tanz aufführte.[31])

Wenn man auch die damaligen Auszierungen der Bühne nicht nach dem Maßstabe des heutigen hochentwickelten Dekorations- und Maschinenwesens messen darf, so übten sie auf das naive Publikum jener Zeit und auf lebhafte Kindergemüter doch einen großen Reiz aus. Wieviel tiefer aber erst Wolfgang Goethes bewegliche Phantasie durch sie erregt wurde, das bekunden die Schilderungen des Puppenspiels im ersten Buche von Wilhelm Meister. Was er den Helden dort von der hölzernen Truppe, von der Wollust des Forschens und Aufmerkens bei deren Vorstellungen, von den Geheimnissen der kleinen Bühne erzählen läßt, das sind gewiß alles eigne Erlebnisse. Als Goethe 1777 das erste Buch von Wilhelm Meisters Lehrjahren schrieb, standen sie noch in frischen Farben vor seinem geistigen Auge, lag noch keine so weite Zeitspanne zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit, wie später beim Abfassen seiner Lebensgeschichte. Noch mit jugendfrischen Sinnen hat er also dem von der Großmutter geschenkten kleinen Theater, ja dem Puppenspiel überhaupt, in diesen liebevollen Rückblicken ein unvergängliches Denkmal errichtet.

Daß es aber hauptsächlich die Historie von David und Goliath ist, an die sich des Dichters Erinnerungen wie an einem Stabe aufranken, hat noch seine ganz besondere Bedeutung. Vergleicht man nämlich die erdichteten Begebenheiten mit den ihnen zu Grunde liegenden thatsächlichen Verhältnissen, so dürfte wohl kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß der kleine Wolfgang, ehe er die Historie vom David und Goliath in seinem Puppentheater aufführte, sie erst in einer Marionettenhütte dargestellt sah. Die Schilderung der beiden Helden des Stückes, des im Verhältnis zu dem zwerghaft kleinen

[31]) The Tatler, Wochenschrift 1709, 17. Mai. Magnin, «Histoire des Marionnettes en Europe». (Les marionnettes en Angleterre). S. 245 ff

Püppchen David über Gebühr großen Goliath, deutet ebenfalls auf das Vorbild der Puppenbühne, die in der damaligen Zeit derartige Gegensätze zur Erzielung wirkungsvoller Effekte stets noch augenfälliger hervorhob.

Jeder einigermaßen gut ausgerüstete Marionettenspieler besaß zu jener Zeit unter seinem stummen Personal verschiedene besonders gelenkige und fein ausgerüstete Puppen. Mitunter waren sogar auch Automaten darunter, also solche Figuren, deren Inneres ein Uhrwerk barg.[32]) Jedenfalls haben wir uns die Helden und Könige, die Prinzen und Prinzessinnen, Figuren wie Faust und den Hanswurst als die geschicktesten und gelenkigsten Akteure der Puppentruppe vorzustellen. Wenn deshalb Doktor Faust am Hofe des Herzogs von Parma „Salomo und die Königin von Saba, Judith und Holofernus, Simson und Delila und den großen Riesen Goliath und den kleinen David" erscheinen läßt, so wurden meiner Ansicht nach, diese Gestalten weniger aus ethischen als aus technischen Gründen vorgeführt. Da sie gewiß sämtlich fein ausstaffierte Helden und Heldinnen gleichnamiger Puppenspiele waren, konnte man sie auch für andere Zwecke gut verwenden.

Goethe legt in der Schilderung Wilhelm Meisters dem kleinen, mit Hirtentasche und Schleuder vor Saul stehenden David die Worte in den Mund: „Großmächtigster König und Herr, es entfalle keinem der Mut um deswillen! Wenn Ihro Majestät mir erlauben wollen, so will ich hingehn und mit dem gewaltigen Riesen in den Streit treten."

Diese Anrede, obwohl teilweise wörtlich der Bibel entnommen, entspricht ganz dem gespreizten pomphaften Ton, wie er aus den sogenannten Staats-Aktionen der dreißiger und vierziger Jahre in das Puppenspiel überging. Entweder ahmte Goethe diesen nach oder es blieb ihm eine Stelle des alten Puppenspiels von Goliath und David im Gedächtnis haften, die er dann später dem Knaben Isais in den Mund legte. Auch daß Wilhelm Meister sich die beiden Figuren eines Abends aus Wachs anfertigte, um dem David das Abschlagen des Riesenhauptes desto besser gelingen zu lassen, hängt wahrscheinlich

[32]) Über berühmte Automaten des XVIII. Jahrhunderts siehe d'Alembert in «Encyclop. Méthod.» 1738 I. Bd. S. 448, Montucla, «Histoire de mathem» III. Bd. S. 802, und „Zur Geschichte des Puppenspiels und der Automaten" von Dr. Gräße.

mit Goethes in der Puppenspielerbude gemachten Beobachtungen zusammen. Derartige Kunststückchen waren damals in allen Volkstheatern noch sehr beliebt und fesselten das Publikum umsomehr, je natürlicher sie dargestellt wurden.[33])

Den Hanswurst, gewiß mit die wirksamste Figur des Puppenspiels von „David und Goliath", erwähnt Goethe in Wilhelm Meister nur gelegentlich der Schilderung einer verunglückten Kindervorstellung. Anstatt einer Begebenheit aus Tassos befreitem Jerusalem entschloß sich die kleine Schar schnell, das früher zusammen aufgeführte Puppenspiel „David und Goliath" zu geben. Ein drolliger Junge malte sich dann einen schwarzen Bart, um, wenn ja eine Lücke entstehen sollte, sie als Hanswurst mit einer Posse auszufüllen, was Wilhelm, als dem Ernst des Stückes zuwider, nur ungern geschehen ließ. — Wenn aber auch Goethe des Hanswurst nicht weiter gedenkt, so verraten doch allein seine Bemerkungen über die Szenerie des kleinen Theaters und der Hinweis auf Musik in den Zwischenakten, daß bei dem Dichter in dieser Schilderung neben der Erinnerung an das kleine Puppentheater noch andere stärkere Eindrücke nachwirken mußten.

Daß die Musik in der Kindheit des Dichters bereits einen wesentlichen Bestandteil der Marionettenspiele in Frankfurt bildete, ja, daß man damals auch schon Puppenoperetten aufführte, geht aus einer Eingabe der Bewohner des Liebfrauenbergs an den Rat hervor, in der dieser dringend um Verlegung der Marionettenhütte an einen anderen Platz angegangen wird.[34])

Diese Bittschrift ist zugleich ein Beleg für die außerordentliche Beliebtheit der Puppenspiele zu jener Zeit. Es heißt darin, diese seien wegen des in den Stücken vorkommenden Trommelns und Schießens und wegen des starken Zulaufs und Getümmels der Leute eine derartige Störung für die Anwohner, daß niemand in seinem

---

[33]) Etwa um das Jahr 1760 führte ein Puppenspieler und Mechaniker in einer Bude hinter der Hauptwache mit Automaten auf: „Heinrich VIII., König von England, oder die Enthauptung des Thomas Morus, Reichskanzlers". Darin sollte „mit modester und sinnreicher Lustbarkeit aufgewartet und zuletzt der närrische Scharfrichter trefflich agiert" werden. Das Scharfrichteramt lag sicher in Händen des Hanswurst.

[34]) Ratssupplikationen, Sept. 1754, f. 320 ff.

Gewerbe unbehelligt bleibe und die Geistlichkeit weder ruhig ihre Gebete in der Liebfrauenkirche verrichten, noch „durch den Schwarm" friedlich zur Kirche gehen könne. Die Nachbarschaft giebt zu, daß das Marionettenspiel an und für sich ja wenig „breit" mache, aber die mit demselben verbundene Musik „die Trompeten und Clarinetten", sowie der Unfug mit den gezeigten Tieren,[35]) die fortwährend die „Populace" herbeizögen, incommodiere und ärgere die Nachbarschaft in unerhörter Weise. Unter Berufung auf die verhältnismäßig geringe Breite des Liebfrauenberges bittet die Nachbarschaft, für die Marionettenbuden andere Plätze in Betracht zu ziehen.

Obgleich nun diese dringliche Bittschrift vom Herrn Dechanten Habermann selbst und angesehenen Bürgern wie Dominico Brentano und Söhne, Johann Nicolaus Claus, Nicolaus Witting, Joseph Brentano, Georg Friedrich Körber außer anderen unterzeichnet war, so beschloß der Rat dennoch nur für diesmal zu willfahren.[36])

In der Ostermesse 1755 wurde die Marionettenhütte wieder auf dem Liebfrauenberge aufgeschlagen. Gerade damals scheinen die Puppenspieler ebensoviel Gönner beim Rate gehabt zu haben als fast um dieselbe Zeit der Wanderprinzipal Franziskus Schuch, der, wäre die Geistlichkeit nicht dazwischen gekommen, bereits 1751 die Erbauung eines ständigen Schauspielhauses durchgesetzt hätte.[37]) In den Theaterberichten der wenig bekannten Frankfurter Zeitschrift „Critischer Sylphe" schreibt ein den Marionettenspielen keineswegs günstig gestimmter Anonymus am 26. April 1854 „Comödianten waren in der Ostermesse keine hier. Viele Personen sind damit zufrieden. Die Puppenspiele entzückten in drei Buden den Haufen und die kleinen Leute. Einigemale sah der Briefschreiber des Abends aber sogar goldne Westen und gekrauste Köpfe herauskommen."

Während der Herbstmesse 1754 teilt derselbe Berichterstatter wieder ähnliches über die Frankfurter Marionettentheater mit.[38]) Da-

---

[35]) Es wurden wie zu jener Zeit in anderen deutschen Städten, in England und Frankreich wohl auch hier hauptsächlich dressierte Hunde und Affen gezeigt.

[36]) Ratsprotokoll vom 3 Sept. 1754.

[37]) Ugb. 90 Nr. 56 Tom I, Erbauung des Schauspielhauses 1751—1776 Ratsprotokoll vom 18. Mai 1751.

[38]) Critischer Sylphe LXXVII Stück, 24. Sept. 1754.

mals gaben hier italienische Operisten unter Girolamo Boni gutbesuchte Vorstellungen, jedoch ein deutsches Schauspiel fehlte. Dafür hatten die Puppenspiele desto lebhafteren Zuspruch. Und diese wurden, wie der dem klassischen Repertoire der Franzosen geneigte Kritiker etwas spöttisch bemerkt, von Personen besucht, denen er mehr Geschmack zugetraut hätte. „Sie entschuldigen sich aber damit, daß sie sagen, es sei ihnen gleichviel, ob sie eine hölzerne oder eine lebendige Maschine zum Lachen brächte."

Diese Beurteilung der damaligen schauspielerischen Leistungen ist wohl übertrieben, birgt aber doch einen wahren Kern. Das zumeist aus den klassischen Dramen der Franzosen und den diesen nachgebildeten deutschen Stücken bestehende Repertoire der besseren Wandertruppen jener Zeit drängte zu steifen abgezirkelten Bewegungen, zu einer statuarisch grotesken Plastik in Miene und Haltung. Bei den Puppen machte diese taktmäßige Spielweise einen feierlich komischen Eindruck, hauptsächlich, wenn sie hochtrabende Sätze oder in die Handlung eingestreute langatmige Alexandrinerverse mit sogenannten „wohldirigierten", jedoch immerhin etwas eckigen Gesten begleiteten.

Ehe sich eine natürlichere Darstellung auf der deutschen Bühne einbürgerte, war eigentlich nur der Hanswurst der Vertreter unmittelbarer Lebenswahrheit. Darin beruhte zum Teil sein großer Erfolg, den er später bis zu seiner völligen Entartung so sehr mißbrauchte.

Als der junge Goethe anfangs der siebziger Jahre in einer Reihe parodistischer Dramen spottlustig gegen engherzige litterarische Ansichten und Theorien, gegen falsche undeutsche Muster ankämpfte und im Jahrmarktsfest zu Plundersweilen[39]) nicht mehr nur einzelnen Vertretern dieser Richtung, sondern der ganzen Zeit den Spiegel vorhielt, da wirkten bei der Gestaltung der Personen und Jahrmarktsvorgänge wiederum früher auf der Frankfurter Messe und in den Marionettenstücken — Goethe nennt sie Budenspiele — empfangene Eindrücke in ihm nach. Was der Marktschreier dem Publikum zuruft, ist eine genial erfaßte, für einen bestimmten Zweck künstlerisch umgebildete Wiedergabe solcher dreistlustigen Reden, wie sie der Dichter in seiner Kindheit sicher häufig

[39]) Dichtung und Wahrheit XIII. Buch. — Einleitung zum Jahrmarktsfest von Plundersweilen, Hempelsche Goetheausgabe VIII. B. S. 134 ff. — S. Löper „Dichtung und Wahrheit" III. B. S. 388 und 402, IV. B. 141, 172, 178.

ſowohl in Puppen- als in anderen Theatern den Hanswurſt und ſeine kecken Genoſſen halten hörte. Und man könnte faſt meinen, er habe ſich eine Wendung aus einer Komödiantenſupplikation an den Rat der Stadt Frankfurt zu eigen gemacht, als er dem Marktſchreier die Worte in den Mund legte:

„Herr, es iſt eine Tragödia
Voll ſüßer Worten und Sittenſprüchen;
Hüten uns auch vor Zoten und Flüchen,
Seitdem in jeder großen Stadt
Man überreine Sitten hat."

Ebenſo iſt das im „Jahrmarktsfeſt von Plundersweilen" vorkommende Puppenſpiel „Haman und Eſther" wohl dem gleichnamigen Stücke nachgebildet, das Goethe zur Zeit ſeiner Kindheit in einem Frankfurter Marionettentheater geſehen haben mag. In der erſten Faſſung des Stückes, die in das Frühjahr 1773 fällt und vielleicht während der ungemein lebhaft bewegten Oſtermeſſe niedergeſchrieben wurde,[40]) reden die Perſonen noch in kurzen Reimen, die Goethe erſt ſpäter in Alexandriner umformte. Da er in dem Zwiſchenſtück das Drama alten Stils geißeln wollte, wichtige Stellen der damaligen Marionettenſpiele aber in dieſem Versmaße hervorgehoben wurden, leitete den Dichter ſicher ſtarkes hiſtoriſches Empfinden, als er die Umgeſtaltung vornahm. Ganz vortrefflich verſtand er dabei, das hohle Pathos der Alexandrinertragödie und die geſpreizten ſchwulſtigen Gefühlsergüſſe der handelnden Perſonen wiederzugeben.

„Der Markt der Eitelkeit" ſprüht Witz und Leben in jeder Zeile. Was Goethe als Kind, als Jüngling ſo oft mit ſcharfem Auge und offenem Sinn beobachtete, das Drängen und Treiben, das Anpreiſen echter und unechter Waren in den Meſſen, das hat er mit kühnen Strichen der Wirklichkeit nachgezeichnet. Der Quackſalber, der Nürnberger Spielwarenhändler, die Galanteriewarenverkäuferin aus Tirol, die Pfefferkuchenmädchen, die Bänkelſänger und Schattenſpieler gehörten ja zu den ſtehenden Figuren der Frankfurter Meſſe. Alle bewegen ſich im „Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilen" ſo lebenswahr, daß man ſie

[40]) Briefe Goethes an Keſtner 14. April 1773 und an Frau von la Roche 11. Juli 1773.

nicht für ironiſierende Masken, ſondern für wirkliche Perſonen halten möchte. — Die damals herrſchende Neigung, „alles was im Leben einigermaßen Bedeutendes vorging, zu dramatiſieren“,[41]) wurde bei Goethe in jenem vielbewegten Abſchnitt ſeiner Jugend jedenfalls durch die aus dem frühen und häufigen Theaterbeſuche gewonnenen Einblicke in alle Verhältniſſe der Bühne ungemein gefördert. Dieſe Einſicht und Goethes feines Verſtändnis für die verſchiedenen Formen volkstümlicher Poeſie machten es ihm auch leicht, in der Farce „Hanswurſts Hochzeit“ den Ton des Hans Sachs mit überraſchendem Geſchick nachzuahmen. Freilich, noch vollendeter als in den erhaltenen Bruchſtücken dieſer Jugenddichtung gelang ihm dies im Fauſt.

Durch die Bemerkung, die Farce „Hanswurſts Hochzeit“ einem alten Puppen- oder Budenſpiel nachgebildet zu haben,[42]) giebt Goethe einen neuen Beweis für die tiefe Einwirkung der Frankfurter Marionettenbühne auf die dramatiſchen Vorwürfe ſeiner Jugendzeit. Und die Erinnerung täuſchte ihn nicht in Bezug auf ſeine Quelle; denn er hat zweifellos die alte Harlekinade „Harlekins Hochzeit“, „Harlekins Hochzeitsſchmaus“ oder auch „Harlekins ſingender Hochzeitsſchmaus“ in einer Marionettenbude der Vaterſtadt aufführen ſehen.[43]) Die Poſſe, deren Verfaſſer man nicht kennt, iſt ſehr alt. Erwähnt ſie doch ſchon Gottſched im nötigen Vorrat unter den 1716 zu Durlach erſchienenen Opern.[44]) Als Goethe geboren wurde gab man «Le mariage d'Arlequin de Colombine» in der Meſſe von Saint Germain, 1748—1750 wurde dieſe Singpoſſe auch in Hamburg von Marionetten gegeben.[45]) In den fünfziger Jahren wird ſie dann wohl auch hier in der Puppenſpielerbude auf dem Liebfrauenberge oder in einer anderen zur Darſtellung gelangt ſein.

Was Goethe über das alte Budenſpiel „Hanswurſts Hochzeit“ in Dichtung und Wahrheit berichtet, bezeugt, wie feſt es ihm im Ge-

[41]) Dichtung und Wahrheit XIII. Buch.

[42]) Dichtung und Wahrheit XVIII. Buch.

[43]) Näheres über die Poſſe bei Köhler in „Harlekins Hochzeit und Goethes Hanswurſts Hochzeit“ in Steinmeyers „Zeitſchrift für deutſches Altertum und deutſche Litteratur“ Neue Folge VIII, 1, 1876, S. 119—126.

[44]) Gödeke, „Grundriß“ B. I, S. 290.

[45]) Magnin, «Histoire des Marionettes en Europe», S. 171. Schütze, „Theatergeſchichte von Hamburg“ und Gödeke, „Grundriß“ VI. 5535.

dächtnis haften blieb. Er entlehnte ihm auch für die eigne Farce den Ort der Handlung, das Wirtshaus zur güldnen Laus, nennt gleichfalls Hanswurſts Braut Urſel und ſchildert dieſen ſo unverſchämt und dummdreiſt wie ſein Vorbild in der Poſſe. Der wirkſamſte Vorgang derſelben war die Szene, in der Harlekin Nachts auf einer Leiter vor das Fenſter ſeiner angebeteten Liſette ſteigt und eine Arie ſingt. Die Leiter wurde vom Vater der Geliebten hinweggezogen und Harlekin ſchwebte in der Luft, welches Kunſtſtück man mit einer gelenkigen Puppe ſehr wirkſam ausführen konnte. — Die von Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ [46]) angeführten Verſe ſind gleichfalls wörtlich der alten Singpoſſe entnommen. Der Hochzeitsbitter ſpricht darin

„Herr Harlekin der läßt den Herrn laden ein,
Mit Bitte, daß er doch ſein Hochzeitsgaſt möcht ſein.
Bei dem Wirt zur güldnen Laus
Da wird ſein der Hochzeitſchmaus“.

Wie ſich Goethe in die luſtigen Figuren der alten Komödie einzuleben wußte, das bekundet auch ſein graziöſes Singſpiel „Scherz, Liſt und Rache“. Wenn auch dies Stück erſt ſpäter in Weimar entſtanden und als eine Nachahmung von Molières «Les Fourberies de Scapin» zu betrachten iſt, ſteckt es doch noch voll von Frankfurter Eindrücken.

Denn kurz nach der Zeit, in der Goethes Phantaſie durch die Budenſpiele zu eignen Puppenvorſtellungen und zu eignem Erſinnen dramatiſcher Vorgänge angeregt wurde, prägten ſich in den bretternen Theatern der in ſeiner Vaterſtadt auftretenden Wandertruppen bereits lebensvollere theatraliſche Bilder heiterer und ernſter Art dem empfänglichen Dichtergemüte ein.

Damals beherrſchten die Frankfurter Bühne zwei Richtungen: das klaſſiſche Drama im Sinne der Franzoſen und die Stegreifkomödie nach Wiener Muſter. Letztere gewann um die Mitte des Jahrhunderts, als der unvergleichliche Komiker und Wanderprinzipal Franziskus Schuch nach Frankfurt kam, noch einmal beſonderes Anſehen. Im Jahre 1748 befand ſich Schuchs bretternes Theater nahe bei der Marionettenbude auf dem Liebfrauenberge, ſpäter ſtand es auf dem Roßmarkte, alſo unweit von Goethes Geburtshaus. Schuch, ſonſt ein finſterer ver-

[46]) XVIII. Buch.

schlossener Mann, sprühte von Witz in der Stegreifkomödie und riß als genialer Hanswurst das Frankfurter Publikum oft zu brausendem Gelächter fort. Sicher bot dies Frau Rat Goethe den Anlaß, ihrem aufgeweckten dreijährigen Söhnchen von dem lustigen Mann in der großen Bretterbude zu erzählen.[47])

Fast noch mehr Aufsehen als Schuch selbst erregte 1752 dessen Kindertruppe, bestehend aus seinen eignen Sprößlingen — der jüngste davon zählte damals 5 Jahre — und anderen Theaterkindern. Die Kleinen spielten, sangen und tanzten. In ihren dem kindlichen Verständnis angepaßten Stücken hatten die lustigen Figuren: der Hanswurst, Harlekin, Scapin oder Crispin, stets eine große Rolle.

Anfangs der fünfziger Jahre gehörte der Besuch der Schuchischen Kindervorstellungen zu den beliebtesten Meßvergnügungen. Namentlich aber drängten sich Kinder jeden Alters zu den Aufführungen der kleinen Komödianten. Auch Wolfgang Goethe mag wie andere gleichalterige Knaben und Mädchen sich an den Leistungen der jugendlichen Künstler ergötzt haben.

Als Wilhelm Meister seiner Geliebten Marianne vom Puppenspiel erzählt, gedenkt er auch des Ballets der hölzernen Truppe mit den Worten: „Von jenen wunderlichen Sprüngen der Mohren und Mohrinnen, Schäfer und Schäferinnen, Zwerge und Zwerginnen ist mir eine dunkle Erinnerung aufs ganze Leben geblieben."[48]) — Da nun derartige Tänze, hauptsächlich aber eine Zwergenpantomime zu den Glanzleistungen der Schuchischen Kinder gehörte, erscheint es nicht unmöglich, daß sich die gestaltende Phantasie des Dichters an einst empfangene Eindrücke heftete. Jedenfalls hat der Wunderknabe bereits sehr frühe die Theater seiner Vaterstadt besucht. Denn die mit seinen Gespielen, nachdem ihnen die Puppen über den Kopf gewachsen waren, früh veranstalteten Schau- und Trauerspiele zeugen nicht allein von Wolfgangs ursprünglichem Erfindungs- und Darstellungsvermögen, von seiner sich mächtig regenden Einbildungskraft, sondern sie lassen auch die Einwirkungen des vaterstädtischen Theaters erkennen

---

[47]) Besprechungen über Schuch und seine Gesellschaft in „Critischer Sylphe", ein gelehrtes Frankfurter Wochenblatt, April, Mai, August und September 1751, April und Dezember 1752 und April und September 1754.

[48]) Lehrjahre III. Kapitel.

und deuten auf zeitgemäße Vorbilder der Marionetten- und wirklichen Bühne.

Wie die von dem Wanderprinzipal Wallerotty während der beiden Messen 1755 und 1756 hier gegebenen Haupt-Aktionen und die gleichzeitigen Marionettenspiele, so waren die Kindervorstellungen im Goetheschen Hause „erfüllt von Parteiungen, Gefechten und Schlägen".[49]) Den traurigen Ausgang oder das schreckliche Ende solcher Kämpfe hatte wie auf der wirklichen Bühne so auch im Puppentheater der Hanswurst nebst seinen lustigen Genossen wieder auszugleichen oder zu verwischen.

Wenn Goethe bei Beurteilung des deutschen Theaters in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in seiner Lebensbeschreibung bemerkt, das Glück der Bühne habe damals mehr auf der Persönlichkeit der komischen Schauspieler als auf dem Werte der Stücke, besonders der teilweise oder ganz extemporierten Stücke beruht,[50]) so trifft dies in Bezug auf Frankfurt nur für die Jahre von etwa 1740 bis 1768 zu. Ganz hervorragende Komiker wie der bereits genannte Franziskus Schuch, die 1755 in beiden Messen hier auftretenden italienischen Possenspieler Gervasio Silano und Domenico Bassi, der „ganz fürtreffliche Monsieur Scapin" der Wallerottyschen Bühne 1755 und 1756, sowie der 1767 und 68 bei den Frankfurtern ungemein beliebte Kurz-Bernardon sind solche Persönlichkeiten, deren Einzelleistungen das Publikum mehr anzogen als die Stücke selbst.

Jedenfalls hatte Goethe in seiner Kindheit und ersten Jugend vielfach Gelegenheit, die possenhaften Masken in trefflicher Vertretung auf der Bühne zu sehen. Und daß er dem Grotesk-Komischen nicht abgeneigt war und die Schelmenstücke der lustigen Figuren von der Kindheit her treu im Gedächtnis behielt, das bekundet nicht allein die treffliche Charakterisierung des Scapin und der Scapine in „Scherz, List und Rache", sondern auch eine Anzahl erdichteter oder selbstverübter Schalksstreiche im Sinne der alten lustigen Komödie. Auf Verwechslungen und Verkleidungen beruhten deren wirkungsvollste Auftritte. Auch der übermütige junge Goethe wagte in verwegenem Humor solche „Halbschelmenstreiche", ebenso läßt er seine Gestalten derartige ausführen.

---

[49]) Dichtung und Wahrheit II. Buch.

[50]) Ebenda XIII. Buch.

Vereinigt man das, was die ersten Bücher von „Dichtung und Wahrheit“ bis etwa 1758 über das Theater berichten, mit den Erinnerungen Wilhelm Meisters in den Lehrjahren, so sind verschiedene verwehte Spuren, die für den Einfluß der heimischen Bühne auf den werdenden Dichter zeugen, nahezu mit Sicherheit wiedergefunden. Dem kleinen Wilhelm Meister fielen in der Bibliothek seines Großvaters die Bände von Gottscheds Schaubühne und verschiedene italienisch-deutsche Opern in die Hände, Wolfgang Goethe hatte bereits 1756 Gelegenheit, den „Cato“, den „Canut“, „die asiatische Banise“ und den „Britannicus“ auf der Wallerottyschen Bühne zu sehen. Obschon kaum anzunehmen ist, daß er in der Herbstmesse 1754 oder in der Ostermesse 1755 bereits in das Theater der italienischen Operisten des Girolamo Bony (Monsieur Bon) kam, so hat er doch wohl bereits sehr frühe außer anderen Büchern mythologischen und romantischen Inhalts in der Bibliothek des Vaters[51]) deutsch-italienische Operntexte vorgefunden, die seine Phantasie zu eigner dramatischer Gestaltung anregten.

Sowohl die Bonysche Gesellschaft als die von Gervasio Silano und Domenico Bassi 1753 geleitete Truppe verkauften derartige Büchlein am Eingang zu ihren Theatern.

Die damals in Frankfurt gegebenen Opern waren aber, um einen Ausdruck Wilhelm Meisters zu gebrauchen, „reich an mannigfaltigen Veränderungen und Abenteuern“. Auch die Götter und Göttinnen, galante Schäfer und Schäferinnen spielten in der italienischen Oper eine große Rolle.[52]) Ließ einmal das Hauptstück des Abends derartige Figuren vermissen, so wurde gewöhnlich in dem Nachspiel der Olymp in Bewegung gesetzt. Die erdichteten Vorgänge in Wilhelm Meister entsprechen also auch hier genau der Wirklichkeit. Einige Zettel der genannten Gesellschaften aus den Jahren 1753, 1754 und 1755 bringen sogar die Zahl der Wolkenmaschinen oder Flugwerke, die der Vorstellung einen besonderen Reiz verleihen und die Götter „aus denen seligen Gefilden“ zur Erde und wieder zurück befördern sollten.

---

[51]) Goethe erwähnt davon im dritten Buche von Dichtung und Wahrheit Pomeys »Pantheon Mythicum« und Pirons Stücke, die er in den Anmerkungen zu „Rameaus Neffe“ bespricht. Siehe auch Goesches Jahrbuch 1865, S. 107.

[52]) Lehrjahre, 6. Kapitel.

Was Goethe über die halb mythologiſchen, halb allegoriſchen Stücke erzählt, die von 1759–1763 auf der franzöſiſchen Bühne im Junghof gegeben wurden, das paßt auch für die gleichen Vorſtellungen der bis zur Mitte der fünfziger Jahre in Frankfurt ſpielenden italieniſchen Operiſten. Der Götterbote Merkur, von Wolken umhüllt, ſchwebte auch hier ſchon ſcheinbar auf goldenen Flügeln in ländliche Szenen nieder. Ebenſo beſuchte Jupiter bereits mit einem Flugwerk irgend eine Schöne oder er erhob ſein Szepter, um einen ihm läſtigen Liebhaber durch Blitz und Donner im finſteren Walde oder auf dem wogenden Meere zu verfolgen.

Andere allegoriſche Stücke, die in Goethes Kindheit die Wandertruppen vor ihrer Abreiſe von Frankfurt regelmäßig aufführten, waren die ſogenannten Feſtſpiele zu Ehren des Rates.[53]) Gewöhnlich wurde in ihnen Frankfurt von Neid, Zwietracht, Krieg oder ſonſtigen dämoniſchen Mächten bedroht, jedoch durch die Weisheit oder die Einſicht unter dem Beiſtande der Muſen und zum Heile der Schauſpielkunſt und anderer Künſte im rechten Augenblicke vor feindlichen Angriffen beſchützt.

Ein Nachklang an dieſe Allegorien ſcheint mir die Schilderung des dramatiſcheu Gedichtes zu ſein, worin Wilhelm Meiſter nach dem Eintritt in den Handelsſtand, jedoch von geheimer Sehnſucht nach der Bühne erfüllt, ſeinem übervollen Herzen Luft verſchaffte. Die Muſe der tragiſchen Dichtkunſt und eine andere, das Gewerbe perſonifizierende Frauengeſtalt, zankten ſich in dieſer Allegorie recht wacker um Wilhelm Meiſters Perſon herum. Natürlich ging aus dem heftigen Wettſtreite nicht die kleinliche Alte, ſondern, wie die guten Geiſter in den Feſtſpielen, die göttliche Muſe als Siegerin hervor. Und gleichwie jene Huldigungsgedichte die verſchiedenen Perſonifikationen gegneriſcher Begriffe ebenfalls äußerlich ſcharf voneinander kennzeichneten, ſo erſchien in Wilhelm Meiſters Erinnerung die Muſe auch in faltenreichem Gewande mit Krone und Dolch, während ihre Feindin als alte grämliche Hausmutter, die Brille auf der Naſe, beengt und beſchwerlich einherſchritt.[54])

Wie viele früh empfangenen Eindrücke in Goethes ungeſchwächter Erinnerung weiterlebten, das beweiſt auch Wilhelm Meiſters Bericht

---

[53]) Eine Anzahl ſolcher Feſtſpiele befindet ſich in der Frankfurter Stadtbibliothek.

[54]) Lehrjahre, 8. Kapitel.

über die Zurüſtung der kleinen Heldenſchar, die bei der Darſtellung einer Szene aus Taſſos befreitem Jeruſalem — Tancreds und Chlorindens Zweikampf — mitwirken ſollte.[55]) Die Knaben waren in derſelben phantaſtiſch freien Art herausgeputzt wie bei ähnlichen Stücken die Schauſpieler jener Zeit. Alles mußte ja damals glitzern und glänzen, die Helme, die Harniſche, die wunderlich aufgeputzten Kleider, ja die Bühne ſelbſt. Wahrheitsgetreue Dekorationen und Requiſiten gab es ja noch ebenſowenig wie eine dem Leben entſprechende Spielweiſe. Wenn Wilhelm Meiſter erzählt, er und ſeine „Geſpannen" hätten ſich bei ihren erſten tragiſchen Verſuchen der Vortrefflichkeit der Charaktere durch Steifheit und Affektion zu nähern verſucht und in Augenblicken der Leidenſchaft geraſt, mit den Füßen geſtampft oder ſich wohl gar vor Wut und Verzweiflung auf die Erde geworfen,[56]) ſo entſpricht dies ganz und gar der Darſtellungsmanier, die im Herbſte 1755 und 1756 die Bühne der „Chur-Bayriſchen Hof-Akteurs" unter Wallerottys Leitung beherrſchte.

Wilhelm Meiſter bildete das Spiel von Tancred und Chlorinde nach Kopps Überſetzung von Taſſos befreitem Jeruſalem. Der kleine Goethe fand das Werk einſt in der Bücherſammlung des Vaters und benutzte es als Quelle für ſeine erſten dramatiſchen Übungen.

In welches Jahr dieſe fallen, iſt nicht bekannt, allein 1755 wurde die Geſchichte der heldenmütigen Chlorinde, deren rührende Einzelheiten den Dichterknaben ſo tief ergriffen, auf dem Wallerottyſchen Theater, allerdings in der Form einer Haupt-Aktion mit dem Hanswurſt zur Darſtellung gebracht. Auch zwei andere Figuren aus Taſſos befreitem Jeruſalem, Rinaldo und Armida, gingen damals in der „galanten Piece von der durchlauchtigen Zauberin Armida" über die Wallerottyſche Bühne.

Wenn auch nicht Wolfgang Goethe ſelbſt, ſo wohnte vielleicht doch deſſen Mutter einer dieſer Vorſtellungen bei. Sie mag dem Knaben den Inhalt der Stücke erzählt und ihn zum Leſen der Koppſchen Überſetzung von Taſſos befreitem Jeruſalem angeregt haben.

In den Jahren 1755 und 56 konnte man überhaupt im Theater der Chur-Bayriſchen Hof-Akteurs manches derzeit beliebte und neue

---

[55]) Lehrjahre 7. Kapitel.

[56]) Ebenda 8. Kapitel.

Stück agieren sehen. Außer den bereits genannten erwähne ich davon nur noch die Haupt- und Staatsaktionen „Pyrrhus und Andromacha", „Die asiatische Banise" von Grimm,[57]) sowie „Oedipus" nach Voltaire. Ferner Joh. Elias Schlegels Jugendwerk „Orest und Pylades", das als Neuheit am 26. Sept. 1755 in einer Magistratskomödie gegeben und durch ein Vorspiel eingeleitet wurde. Ebenso ging die sinnreiche Piece „Telemachos" und die intrigante Aktion „der rasende Rolando" damals neu in Szene.

Die Vorstellungen der beiden letztgenannten Stücke und eine Wiederholung der „Chlorinde" fallen in den Oktober 1756, also in eine Zeit, in der Wolfgangs erschüttertes Gemüt sich über das Erdbeben von Lissabon (1. Nov. 1755) wieder beruhigt hatte. Damals und dann ein Jahr darauf, 1757, als die berühmte Ackermännische Truppe zum erstenmale in Frankfurt auftrat, muß Wolfgang Goethe bereits Aufführungen größerer Stücke gesehen haben. Denn wenn er später in seiner Lebensgeschichte erzählt, er habe den Mißmut und die Vorwürfe des Vaters über den häufigen Besuch der französischen Komödie durch den Hinweis auf die unbestreitbare moralische Wirkung von Stücken wie „Miß Sara Sampson" und „Der Kaufmann von London" zu beschwichtigen gesucht,[58]) so nahm der Dichter keineswegs in dem Bedürfnis zu begründen und künstlerisch abzurunden spätere Eindrücke zu Hilfe, sondern hielt sich an vaterstädtische theatralische Begebenheiten jener Zeit.

Boten doch nicht nur die beiden genannten Dramen, die 1757 hier in der großen Bude auf dem Roßmarkte zur Darstellung gelangten, sondern überhaupt der ganze Spielplan der Ackermännischen Gesellschaft treffliche Beweise für die Verteidigung des Schauspiels.[59])

[57]) Der Held dieses Stückes ist „Chaunigrem", den Wilhelm Meister auch auf seiner Puppenbühne auftreten ließ. Nachdem er das kaiserliche Haus von Pegu zu Grunde gerichtet, will der Wüterich die ihn verschmähende Prinzessin Banise seinem Kriegsgott opfern, was ihm aber nicht gelingt. Auch Cato und Darius erwählte Wilhelm Meister zu Helden der Puppenbühne. Gottscheds „Cato" wurde in Goethes Kindheit oft in Frankfurt gespielt, ob auch „Darius" von Pitschel ist nicht bekannt. Beide Stücke in Gottscheds Schaubühne B. IV.

[58]) Dichtung und Wahrheit III. Buch.

[59]) B. Litzmann, „Friedrich Ludwig Schröder" B. 1. S. 145. — E. Mentzel, „Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M." S. 240 ff.

Dieſe gehörte zu den beſſeren, damals am weiteſten fortgeſchrittenen Wandertruppen und pflegte neben der immer noch beliebten klaſſiſchen Alexandrinertragödie das ſowohl aus dem Engliſchen als Franzöſiſchen entnommene bürgerliche Trauer- und Luſtſpiel, die ſogenannte comoedie larmoyante, und die dieſer fremden Gattung nachgebildeten deutſchen Dramen. Stücke, wie die von Ackermann gleichfalls 1757 hier gegebenen rührenden Komödien „Melanide“ von de la Chauſſée, „Cenie“ oder „Die Großmut im Unglück“ von Graffigny, „Der poetiſche Dorfjunker“ von Destouches, alle drei von Fried. Gottſched überſetzt und für die deutſche Bühne bearbeitet, ſowie „Der moraliſierende Wilde“ nach de l'Isle, „Die Scheinheiligen“ und „Die Betſchweſter“ von Gellert, „Juliane“ oder „Der Triumph der Unſchuld“ von F. Ch. Weiße und „Die Kandidaten“ von Krüger, das ſind ſolche Bühnenwerke ſtark moraliſchen Gehaltes. Die Thorheiten wurden darin etwas lebhaft verſpottet, bei Tugend und Laſter jedoch im Glück und im Unglück, wie Goethe ſagt, „alles zuletzt wieder durch die poetiſche Gerechtigkeit ins Gleichgewicht gebracht“.[60])

Ackermann förderte aber nicht nur die damals neue dramatiſche Richtung und die durch dieſe von der konventionellen Manier abweichende natürliche Darſtellungsweiſe, er gab auch kleinere Operetten und Singſpiele und befriedigte die Schauluſt durch glänzende Vorſtellungen. Den Schluß einer ſolchen bildete ſtets ein luſtiges Nachſpiel oder eine vom Ballett dargeſtellte Pantomime.

Am 7. April 1757 wurde das Theater auf dem Roßmarkt mit „Alzire“ von Voltaire und einem nachfolgenden Türkenballett eröffnet. Außerdem kamen noch drei andere Werke dieſes Dichters „Zaire“ und „Merope“, „Der verlorene Sohn (L'enfant prodigue)“, ſowie „Britannicus“, „Mithridates“, „Iphigenie“ und „Bajazet“ von Racine während Ackermanns diesjähriger Kunſtthätigkeit in Frankfurt auf die Bühne. Weiter gingen 1757 hier in Szene: „Die Schule der Frauen (L'école des femmes)“ und „Die gelehrten Frauen (Les femmes savantes)“ von Molière, ferner das damals ſehr beliebte Luſtſpiel „Das Geſpenſt mit der Trommel (Le tambour nocturne)“ von Destouches, ſowie ein paar kleine Luſtſpiele von Dancourt.

---

[60]) Dichtung und Wahrheit III. Buch.

Da man als bestimmt annehmen darf, daß der achtjährige Goethe das Ackermännische Theater dann und wann einmal besuchte, also mit bereits geweckter Bühnenverständnis zwei Jahre später den Vorstellungen in der französischen Komödie beiwohnte, so erscheint dessen frühe, gewiß nicht mit einemmale in einem fremdsprachlichen Theater gewonnene Bühneneinsicht leichter begreiflich. Vielleicht weckte bereits die Ackermännische Schaubühne die Vorliebe des Knaben für seinen späteren Lieblingsdichter Racine. Jedenfalls aber klang hier der Name Lessing zum erstenmale bedeutungsvoll an sein Ohr. Denn nicht nur „Miß Sara Sampson" wurde 1757 hier wiederholt aufgeführt, sondern auch Lessings Jugendwerke „Der junge Gelehrte" und „Der Freigeist" müssen sowohl in der Oster- als Herbstmesse mehr als einmal gespielt worden sein.

Ob Ackermann 1757 oder bei seinem späteren Aufenthalt in Frankfurt 1762 die hier viel bewunderte Tragödie „Canut" von Joh. Elias Schlegel zur Darstellung brachte, läßt sich nicht entscheiden, weil der vorliegende Zettel verstümmelt ist, dagegen muß der ungemein glanzvollen Aufführung eines anderen epochemachenden Stückes hier noch gedacht werden, nämlich der am 26. September 1757 gegebenen komischen Oper „Der Teufel ist los" oder „Die verwandelten Weiber". Diese von Felix Christian Weiße nach dem englischen Singspiel von Coffey "The devil to pay or the wives metamorphosed" für die deutsche Bühne bearbeitete Operette, Musik von Standfuß, muß, wie damals überall, so auch hier bei ihrem Erscheinen großen Beifall gefunden haben. Gehörte sie doch in der Folgezeit zu den Lieblingsstücken der Frankfurter.[61])

Während Goethes Aufenthalt in Leipzig wurde die Operette 1766 im dortigen neuen Theater gegeben, aber, wenn man auch seinen Besuch in der Frankfurter Premiere 1757 dahingestellt sein läßt, so wird er das beliebte und berühmte Stück wahrscheinlich bei Ackermanns zweitem Aufenthalte in Frankfurt 1762 und dann später in den siebziger Jahren auch bei Marchand gesehen haben. Dieser benutzte die gefälligen Kompositionen von Joh. Adam Hiller, deren originelle Liedereinlagen, besonders das berühmt gewordene Lied „Ohne Lieb und ohne Wein"

[61]) Näheres über die Operette: J. Minor, „Felix Christian Weiße" S. 130 ff. — F. Chr Weißes „Komische Opern" II. B. 1768.

auch hier überall gesungen wurden.[62]) Weiße, der fruchtbare und beliebte Dramatiker jener Zeit, hat sicher auf eine oder das andere untergegangene Jugendwerk des jungen Frankfurter Goethe bereits irgendwelchen Einfluß ausgeübt. Später tritt dieser dann, ganz abgesehen von der Einwirkung von Weißes „Scherzhaften Liedern" auf Goethes frühe lyrische Versuche, in „Claudine von Villa Bella" klar zu Tage. Wenn der Dichter nämlich hier eine Gespensterballade einlegt, um starke dramatische Wirkungen zu erzielen, so folgt er dem Vorgange Weißes, in dessen Operette „Der lustige Schuster" (zweiter Teil von „Der Teufel ist los") wo die eingeladenen Gevatterinnen der Schustersfrau Lene auch derartige Schauerballaden singen.[63])

Wiewohl die Ackermännische Bühne sich 1757 in einer Bretterbude befand, ließ deren Einrichtung in Bezug auf Technik und Dekorationswesen doch nichts zu wünschen übrig. Auch was an Kleidern und Requisiten geboten wurde, war ächt, wenn auch keineswegs historisch treu. Da ferner außer dem Prinzipal und seiner Frau noch eine Anzahl bedeutender Künstler zu der Truppe zählten, war es ein glückliches Zusammentreffen günstiger Umstände, das den kleinen Goethe die neuen Bühnenwerke auch gleich in der besten künstlerischen Form kennen lernen ließ.

Wenn nun auch Ackermann alles aufgeboten hatte, um das verwöhnte Frankfurter Publikum zu fesseln, so entsprachen seine Einnahmen dennoch nicht den gehegten Erwartungen, was er auch am Schlusse der Ostermesse in einem allegorischen Festspiel zu Ehren des Rates fein, und verblümt andeutete.

Der eigentliche Gewinn Ackermanns war freilich ein unbewußter, rein idealer. Er hatte durch die Einführung des bürgerlichen Dramas nicht nur eine neue Epoche der dramatischen Kunst in Frankfurt angebahnt, sondern auch den werdenden größten Dichter des deutschen Volkes mit den damals berühmtesten Mustern der neuen Richtung bekannt gemacht. Ackermanns Einfluß auf den jungen Goethe 1757 und 1762 ist um so höher anzuschlagen, weil sonst durch die französische

---

[62]) Weißes vielgesungene Lieder bei H. v. Fallersleben „Unsere volksthümlichen Lieder", Leipzig 1869.

[63]) Zum erstenmale aufgeführt von der Schönemannschen Truppe, 18. Januar 1759 in Lübeck. Siehe J. Minor, „Felix Christian Weiße" S. 338 ff.

Komödie für mehrere Jahre deſſen kaum angeknüpfte Verbindung mit der heimiſchen dramatiſchen Kunſt wieder vollſtändig unterbrochen worden wäre.

Nach Ackermanns Abreiſe im Herbſte 1757 gab eine franzöſiſche Kindertruppe unter Führung von Joſeph Sebaſtiani und Mauro Gurini[64]) in ſeinem Theater bis Anfang November Vorſtellungen von Pantomimen, kleinen Harlekinaden und Operetten. Die Leiſtungen der Kinder wurden in Frankfurt derartig bewundert, daß die bretterne Hütte bis zur eintretenden Kälte ſtets überfüllt war. Zu den Zuſchauern zählte wohl auch oft Wolfgang Goethe.

Nachdem, wie bereits früher erwähnt, im Jahre 1758 wegen der ernſten kriegeriſchen Zuſtände keinerlei theatraliſche Aufführungen in Frankfurt erlaubt wurden, hatte die Beſetzung der Stadt durch die Franzoſen am 2. Januar 1759 bereits Ende April die Eröffnung einer franzöſiſchen Komödie in dem ſchnell für Bühnenzwecke hergerichteten, ziemlich geräumigen Konzertſaal im Junghofe im Gefolge. Dieſe wurde von Ende April 1759 bis zum 10. Dezember 1760 von den aus Metz hierhergekommenen Direktoren L'Hote und de Berſac und vom Dezember 1760 bis zum Juni 1762 von Baptiſte Renaud (Regnault), dem ehemaligen erſten Mitgliede der franzöſiſchen Truppe, geleitet. Im Sommer 1762 kam Ackermann wieder nach Frankfurt. Auch er ſpielte diesmal im Junghofe, mußte aber nach zwei Monaten dem Direktor Renaud Platz machen, der bis Oſtern 1763 in Frankfurt blieb. Obgleich die Franzoſen Frankfurt damals bereits wieder geräumt hatten, fand die ganz und gar auf den franzöſiſchen Ton geſtimmte ſogenannte beſſere Geſellſchaft der Stadt doch ſolches Vergnügen an den Renaudſchen Vorſtellungen, daß dieſer bis zuletzt glänzende Geſchäfte machte.

Welch vielſeitigen und fördernden Einfluß die franzöſiſche Komödie im Junghof auf Wolfgang Goethe gewann, hat der Dichter ſelbſt mit liebevollſtem Eingehen auf die theatraliſchen Begebenheiten jener Zeit und alle ſonſt mit der Bühne zuſammenhängenden Vorfälle im dritten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ mit ſeltener Treue und Anſchaulichkeit geſchildert. Und was an dieſen Mitteilungen noch ergänzt,

---

[64]) Ratsprotokoll vom 18. und 20. Oktober 1757, f. 347 und 349.

vervollständigt und hier und da berichtigt werden konnte, das ist auf Grund zeitgemäßer Akten und sonstiger Quellen bereits an einer anderen Stelle ausführlich geschehen.[65]) Es braucht deshalb hier nur darauf hingewiesen und weiter hinzugefügt zu werden, was neueren Forschungen zufolge die Geschichte des französischen Theaters zu Frankfurt in jener Zeit und seines Einflusses auf den Knaben Goethe vervollständigen und vorgekommene Irrtümer berichtigen kann.

Da gilt es denn in erster Linie wieder Zeugnis abzulegen für die Treue, mit der die Jugendeindrücke im Gedächtnis des alten Dichters hafteten. Als ich seiner Zeit die Beziehungen Goethes zu der französischen Schauspielerfamilie Derones näher festzustellen versuchte und trotz eifrigsten Forschens keine Spur dieses Namens zu entdecken vermochte, nahm ich an, Goethe habe entweder den eigentlichen Namen der französischen Mimen mit demjenigen einer eingewanderten, unweit seines Vaterhauses am großen Hirschgraben wohnenden Familie de Rhon verwechselt oder in der Erinnerung unwillkürlich den Namen des Direktors Renaud in Derones umgebildet. Die letztere Annahme gewann immer größere Wahrscheinlichkeit, als es gelang, festzustellen, daß Direktor Renaud eine etwa dreizehnjährige Tochter und einen wenig jüngeren Sohn besaß, die beide bereits in der Komödie und im Ballett mitwirkten. Da auch sonst alle Angaben auf die Familie Renaud paßten, war kaum noch ein Zweifel für mich vorhanden, daß der Sohn des Direktors Wolfgangs Freund und die jugendliche Demoiselle Renaud das von dem Dichterknaben heimlich angebetete schöne Mädchen gewesen sei.

Nun geht aber aus einem seitdem veröffentlichten Briefe Goethes, den er am 26. Dezember 1765 von Leipzig an seine Schwester Cornelia schrieb,[66]) hervor, daß es allerdings eine Madame de Rosne bei der französischen Truppe gab. Ja, diese muß, Goethes Bemerkung zufolge, sogar eins ihrer hervorragenden Mitglieder gewesen sein; denn er vergleicht Mad. Starke von der Kochischen Gesellschaft in Leipzig mit

---

[65]) E. Mentzel, „Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M." Abschnitt: Die französische und deutsche Komödie von 1759—1763 und ihr Einfluß auf den jungen Goethe.

[66]) Goethes Briefe I. B. S. 26.

ihr. Freilich dürfte dieſe treffliche Schauſpielerin 1765 bereits eine ältere Frau geweſen ſein. Sie beſaß ja ſchon 1740 als Mitglied der Schönemannſchen Truppe einen klangvollen Künſtlernamen.[67])

Es iſt nun wohl kaum anzunehmen, daß Goethe ſich bereits nach kaum drei Jahren im Namen de Rosne irrte, allein fraglich bleibt es bis zur Auffindung ſicherer Beweiſe doch immerhin, ob das mit Goethe befreundete Geſchwiſterpaar wirklich die Kinder einer Madame de Rosne waren. Iſt es doch ſehr zu bezweifeln, daß bei der unter der gewiſſenhaften Oberleitung des Königsleutnants, Grafen Thorane, ſtreng geübten franzöſiſchen Aufſicht im Junghofe irgend ein anderes Theaterkind als der Sohn des Direktors den Dichterknaben in alle zur Bühne gehörenden Räume und in die Ankleidezimmer der Darſteller und Darſtellerinnen, hätte führen dürfen. Auch das ganze Auftreten des kleinen Prahlhans und Aufſchneiders, hauptſächlich aber deſſen Verſprechen, das nach dem Muſter der damals beliebten Allegorien abgefaßte Stückchen Wolfgangs zur Aufführung zu bringen, deuten wie die ſpäter genau begründete Ablehnung auf eine bevorzugte Stellung und genaue Theaterkenntnis des kecken Knaben.[68]) Goethe ſagt übrigens ausdrücklich „nennen wir ihn Derones", was mindeſtens auf eine vorgenommene Umbildung des Namens ſchließen läßt.

Über die von Goethe genannte Mad. de Rosne ließ ſich nichts näheres ermitteln, ebenſowenig fanden ſich neue Nachrichten über Direktor Renaud, deſſen Kinder und deſſen ſchöne Frau, die berühmte und berüchtigte Schauſpielerin Renaud, ehemalige Geliebte des kurſächſiſchen und königlich polniſchen Stallmeiſters Grafen Brühl.[69]) Einige früher unbekannte Mitglieder der Renaudſchen und ſpäter (1764) der Barizonſchen Truppe, die Goethe in bedeutenden Rollen ſah, können ſtatt deſſen jetzt namhaft gemacht werden. Es iſt der Heldendarſteller Henry Borchers aus Rouen, der Schauſpieler Patte und der jugendliche Liebhaber Antoine Saintville aus Paris. Letzterer, früher franzöſiſcher Offizier, wäre im April 1764 in einem heftigen Streite beinahe von Borchers erſtochen worden.[70])

[67]) E. Devrient „Geſchichte der Schauſpielkunſt." B. II S. 67 und 71.

[68]) Dichtung und Wahrheit III. Buch.

[69]) Denkwürdigkeiten von Jakob Caſanova von Seingalt. VIII. Teil, erſtes Kapitel.

[70]) Kriminal-Akten 1764 Nr. 57.

Dem nur unvollständig erhaltenen Spielplan der französischen Komödie während der Besetzung Frankfurts sind auf Grund neu aufgefundener Theaterzettel noch folgende Vorstellungen nachzutragen:

Dienstag, 26. Mai 1759 «Le Mercur galant» (Der höfliche Merkur) darauf «Le Deuil» (Die Trauer).

Sonntag, 22. Juli «Les Folies amoureuses» (Die verliebten Thorheiten) von Regnard und «Crispin brouillé» (Der verbrannte Crispin).

Sonntag, 11. November «Les trois cousines» (Die drei Basen) von Dancourt, Orné de trois grands Intermedes de chant e de danses. Vorher: «L'amant, auteur e valet» (Der Liebhaber, Schriftsteller und Knecht), Petite comoedie du theatre italien.

Dienstag, 26. Dezember «La nouvelle ecole des femmes» (Die neue Schule der Frauen). Darauf «La Silphide» (Die Silphide) Petite piece du theatre italien.

Dienstag, 30. Januar 1760 «Le Distrait» (Der Zerstreute) von Regnard und «Le Deuil» (Die Trauer).

Je tieferen Einblick man in die Geschichte der französischen Komödie im Junghofe gewinnt, desto festeren Halt findet die Annahme, daß Renauds Direktion deren Glanzzeit gewesen ist. Der Königsleutnant Graf Thorane, ein großer Freund des Theaters, hatte deshalb allen Grund, diese Truppe zu begünstigen und sowohl beim Rate der Stadt als auch anderen Behörden und Personen gegenüber deren Vorteil zu vertreten Freilich manchmal gewinnt man auch den Eindruck, als entspringe die große Begünstigung der Renaudschen Truppe noch aus anderen als rein künstlerischen Ursachen. Ob die schöne Frau Renaud selbst oder eine andere Schauspielerin in besonderer Gnade bei einem der höheren Offiziere von der französischen Besatzung stand, läßt sich nicht mehr entscheiden. Jedenfalls aber ahnte Wolfgang Goethe instinktiv das Richtige, wenn ihm die familiären Verhältnisse der ersten Künstlerfamilie nicht ganz klar und sauber erschienen.

So streng auch die Theatervorstellungen selbst überwacht wurden — bekanntlich standen während derselben zwei Grenadiere das Gewehr beim Fuß zu beiden Seiten des hinteren Vorhangs — so frei und lustig ging es in den Ankleideräumen des Theaters zu. Wegen der Engheit des eigentlich nur zum Konzertsaale bestimmten Baues konnte,

wie Goethe ganz richtig bemerkt, der Anstand nicht immer gewahrt werden. Diese gefährliche Nähe verursachte oft Eifersüchteleien und Zerwürfnisse, die Spaltungen innerhalb der Truppe zur Folge hatten und manchmal sogar Gegnerschaften gegen die einzelnen Künstler oder Künstlerinnen im Publikum erzeugten. Der Ort, wo die Mitglieder in freiem Verkehre mit den Offizieren und den Herren aus der höchsten Gesellschaft zusammentrafen, war das französische Café im Junghofe.

Die Besitzerin dieses Cafés (»près de la comoedie«) war von 1759 bis 1761 eine Madame La cour, später ein gewisser Monsieur Fremont, der auf eine etwas abenteuerliche Weise die hiesige Bürgerstochter Anna Katharina Lindenfels heiratete[71]) und auch sonst viel von sich reden machte. Wie oft mag Goethe mit dem frühreifen kleinen Komödianten im französischen Café gewesen sein, um bei einem Glase Limonade oder Mandelmilch das bunte Treiben dort zu beobachten. Hier beruhigten sich ja auch die Gemüter der beiden Knaben, wurde ihr Freundschaftsbund aufs neue fester beschlossen, als sie auf Derones Herausforderung hinter einigen Scheunen einen unblutigen und etwas theatralischen Zweikampf miteinander ausfochten.[72])

Aus dem Fremontschen Café, diesem Schauplatze galanter Abenteuer, verbreitete sich mancher Klatsch, der Zerwürfnisse in vielen, meist vornehmen Familien zur Folge hatte. Die französisch gebildete höhere Gesellschaft der alten Mainstadt, deren Ton die Briefe der geistvollen Frau von Barckhaus-Wiesenhütten geb. v. Veltheim an den Grafen Thorane klar wiederspiegeln,[73]) betrachtete ja die französische Komödie nicht nur als Kunstanstalt, sondern vielmehr auch als günstigen Boden für einen zwanglos ungebundenen Verkehr der Herren und Damen mit den Offizieren und höheren Beamten der französischen Besatzung. Dies beweisen auch die oft abgehaltenen Redouten und Bälle, zu denen der Andrang stets so stark war, daß die verhältnis-

[71]) Ratsprotokoll 27. August 1761, und 27. Mai 1762. Fremont ließ sich ohne Erlaubnis auswärts trauen und wurde deshalb zu 100 Thalern Strafe verurteilt. Graf Thorane bat für ihn um Ermäßigung, worauf ihm 50 Thaler erlassen wurden.

[72]) Dichtung und Wahrheit III. Buch.

[73]) M. Schubart, „François de Théas comte de Thorane, Goethes Königsleutnant" S. 145 ff.

mäßig engen Räume der französischen Komödie die Personen oft kaum zu fassen vermochten. Fremont machte glänzende Geschäfte, er scheint aber trotzdem in Schulden geraten und bald nach dem Abzug der Franzosen nicht mehr in Frankfurt gewesen zu sein. Der junge Goethe muß das Ehepaar Fremont und seine Verhältnisse genau gekannt haben. Schreibt er doch am 6. Dezember 1765 aus Leipzig an seine Schwester Cornelia:[74]) „Was ich von Frau Fremont denke? Ihr Mann taugte nicht viel, sie auch nicht."

Obwohl verschiedene Ereignisse den baldigen Abschluß des Friedens erhoffen ließen, hatten die öffentlichen Zustände doch noch einen kriegerischen Anstrich, als Ackermann im Juni 1762 mit seiner Truppe wieder nach Frankfurt kam. Es wurde ihm zwar ohne Schwierigkeiten gestattet, seine „moralischen Schauspiele" aufzuführen,[75]) allein er mußte sich während der Vorstellungen derselben strengen Aufsicht unterwerfen wie seine Vorgänger. Die Grenadiere scheinen aber im Sommer 1762 nicht mehr auf, sondern hinter der Bühne gestanden zu haben. Auch der Vorhang fiel wieder zwischen den Akten, und von der Szene waren die Sessel der hohen französischen Offiziere entfernt, die das Spiel der Darsteller einengten.

All diese Mißstände störten also nicht mehr die Illusion des deutschen Knaben Goethe, der durch deren Erwähnung übrigens bezeugt, daß er bereits vor der französischen Zeit andere Vorstellungen gesehen hatte.

Ackermanns Spielplan war fast derselbe geblieben wie fünf Jahre früher. Nur wenige, wahrscheinlich auch in Frankfurt aufgeführte Neuheiten waren inzwischen hinzugekommen, ältere Werke, wie das bereits von der Neuberin mit großem Beifall hier gegebene Trauerspiel „Timoleon" oder „Der Bürgerfreund" von Behrmann, neu einstudiert worden. Von den Novitäten des höheren Dramas werden wohl 1762 Wielands „Johanna Gray", Cronegks „Codrus", Diderots „Der Hausvater", Crebillons „Atreus und Thyest", ferner die Lustspiele „Der Mißtrauische" von Cronegk und „Die Poeten nach der Mode" von F. Ch. Weiße auf der Bühne im Junghof in Szene gegangen sein.[76]) Da Ackermann 1760 und 1762 in Mainz bereits

[74]) Goethes Briefe I. B. Nr. 8.

[75]) Ratsprotokoll 13. Mai 1762 f. 208.

[76]) B. Litzmann „Friedrich Ludwig Schröder" B. I S. 116—200.

Stücke von Holberg, sowie „Orest und Pylades“ von J. E. Schlegel aufführte, so ist wohl nicht zu bezweifeln, daß er diese Werke auch in Frankfurt zur Darstellung brachte.[77])

Jedenfalls hatte der junge Goethe schon Holbergsche Werke auf der Bühne gesehen, ehe er 1765 von hier nach Leipzig abreiste.[78]) Ebenso kannte er bereits Weißes „Poeten nach der Mode“, jenes damals ungemein beliebte Lustspiel, das den litterarischen Streit der Anhänger Gottscheds mit den Nachahmern Klopstocks schildert. Reimreich, der wässerige Gottschedianer, und Dunkel, sein seraphisch schwungvoller Gegner, bewerben sich beide um Henriette. Diese liebt bereits einen früher von den Eltern begünstigten Dritten, während die Mutter jetzt auf Seiten Gottscheds, der Vater statt dessen auf gegnerischer Seite steht. Natürlich bekommt Henriette ihren geliebten Valer. Es giebt aber vorher viel Zank und Streit zwischen den Eheleuten.[79]) Wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ sagt, gingen derartige Entzweiungen damals oft aus der Litteratur in die Familie über.

In Goethes zweitem Leipziger Briefe an Riese vom 30. Oktober 1765, also wenige Wochen nach seiner Abreise von Frankfurt geschrieben, kopiert der junge Dichter eine Stelle aus Weißes „Poeten nach der Mode“. Es ist der Anfang eines von Dunkel in 24 Büchern abgefaßten Heldengedichtes „Goliath“, eine ziemlich gelungene Parodie auf die Gottschedianer.[80]) Es mag sein, daß Wolfgang Goethe das Stück in den ersten Wochen seines Leipziger Aufenthaltes dort gesehen hat. Sicher war es aber dann keine Neuheit mehr für ihn, ebensowenig wie manche anderen Stücke, deren Bekanntschaft ihm die vaterstädtische Bühne bereits früher vermittelte.

Außer den bereits erwähnten Neuheiten gelangten 1762 auf der Ackermännischen Bühne im Junghof noch folgende Stücke zur Auf-

[77]) J. Peth „Geschichte des Theaters und der Musik zu Mainz“ S. 27 ff.

[78]) Wahrscheinlich den in Gottscheds Schaubühne stehenden „Bramarbas“. Auf diesen bezieht sich auch der Ausruf in dem Briefe vom 12. Okt. 1765 an Cornelia: „Was würde der König von Holland sagen, wenn er mich in dieser Positur sehen sollte? Rief Hr. von Bramarbas aus“.

[79]) F. Chr. Weiße „Beytrag zum deutschen Theater“ I. Teil. (Trauerspiele Eduard II. und Richard III. und „Die Poeten nach der Mode“). — J. Minor, F. Chr. Weiße S. 90 ff.

[80]) Goethes Briefe I. B. Nr. 7.

führung: die Operetten „Der Teufel ist los“ und „Der lustige Schuster“ von Weiße; die Lustspiele „Der Triumph der guten Frauen“ von J. E. Schlegel, „Der blinde Ehemann“ und „Herzog Michel“ von J. Chr. Krüger, ferner die Tragödien „Canut“ von J. E. Schlegel und „Iphigenie“ von Racine, sowie die Ballette „Die Amazonen“, „Die verliebten Böttticher“, „Pygmalion“, „Das Schäferfest“, „Das Serail des türkischen Sultans“ und „Die Apfeldiebe oder das Obstschütteln“. Das letzte Ballett hatte Friedrich Ludwig Schröder erfunden, Ackermanns genialer, später so berühmt gewordener Stiefsohn.

Das Lustspiel „Herzog Michel“[81]) von dem früh verstorbenen Dichter J. Chr. Krüger, geb. 1722, † 1750, wurde auch 1765 von der Sebastianischen und am Anfang der siebziger Jahre öfters von der Marchandschen Truppe hier aufgeführt und gehörte zu den Lieblingsstücken der Frankfurter. Diesem Einakter, der eigentlich nur ein dramatischer Scherz mit drei Personen ist, liegt J. A. Schlegels sinnreiche Erzählung „Das ausgerechnete Glück“ zu Grunde. Herzog, eigentlich der Knecht Michel, bildet sich ein, durch den Verkauf einer Nachtigall sein ganzes Leben umgestalten zu können. Er fängt bereits an, der geliebten Hanne gegenüber den Großen zu spielen, als die Nachtigall plötzlich entfliegt. Die Liebenden versöhnen sich wieder und Michel ruft, Hanne umarmend: „Du bist mein Herzogtum, mein Bier, mein Schweinebraten!“

Während seines Aufenthaltes in Leipzig spielte Goethe als Geliebter Kätchen Schönkopfs die Titelrolle des lustigen Stückchens, diese die Hanne. An jene für ihn so glückliche Zeit zurückdenkend, unterzeichnet er sich in einem späteren Frankfurter Briefe an Kätchen vom September 1768 „Michel, sonst Herzog genannt“. —[82])

Seit 1757 waren in dem Personalbestande der Ackermännischen Gesellschaft wesentliche Veränderungen eingetreten. Die geniale Hensel zählte nicht mehr zur Truppe, dafür hatte diese aber in der anmutigen Caroline Schulze, späteren Madame Kummerfeld, einen guten Ersatz

[81]) J. Chr. Krügers Schriften (Ed. Löwen) mit Einleitung, Leipzig 1763. E. Schmidt „Allg. Deutsche Biographie“ J. Chr. Krüger. Lessing „Hamburgische Dramaturgie“ St. XXVIII und XXXVIII, sowie die Kommentare Cosacks, Schröters und Thieles.

[82]) Goethes Briefe I. B. Nr. 43.

gefunden. Während Frau Ackermann 1762 noch immer in tragischen Rollen glänzte, spielte Caroline Schulze damals alle jugendlich dramatischen und sentimentalen Partien. Goethe bewunderte die Künstlerin später (1767) in Leipzig, besonders als Julia in Weißes „Romeo und Julia", erwähnt jedoch nichts davon, daß er bereits in Frankfurt Gelegenheit hatte, sie in verschiedenen ihrer Glanzrollen zu sehen. Vielleicht waren die früher empfangenen Eindrücke im alternden Dichter vollständig verblaßt, möglicherweise verschmolzen sie aber auch in der Erinnerung mit den Erlebnissen späterer Jahre. Gerade in Bezug auf die Aufzeichnungen seiner früheren Lebensgeschichte bedauerte Goethe ja schmerzlich, daß ihm die Mutter fehlte. Denn diese wäre sicher, wie er in den Tag- und Jahresheften unter 1811 schreibt, imstande gewesen, ihn durch „die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe" völlig wieder in jene frühen Zeiten zurückzuversetzen. So mußte er die entschwundenen Geister aus sich selbst hervorrufen und „manche Erinnerungsmittel gleich einem notwendigen Zauberapparat mühsam und kunstreich zusammenschaffen".

Auch Caroline Schulze giebt in ihren Denkwürdigkeiten[83]) über den Frankfurter Aufenthalt nur sehr dürftige Mitteilungen. Obgleich sie hier gefeiert wurde und stets vor gefülltem Hause spielte, suchen wir bei ihr doch vergeblich nach einem Urteil über die Frankfurter Kunstverhältnisse. Sie erinnerte sich nur daran, daß das Leben in Frankfurt in jenen kriegerischen Zeiten sehr teuer war und drängt demjenigen, der die damalige Wirksamkeit der Ackermännischen Truppe genauer kennt, die Vermutung auf, diese Teuerung habe bei der verhältnismäßig geringen Gage der Künstlerin drückend und trübend auf alle freudigen und anfeuernden Eindrücke bei ihr gewirkt.

Was hätte Caroline Schulze alles über den Frankfurter Aufenthalt mitteilen können, wenn ihr Bericht nicht zu kurz und weniger einseitig wäre! Mit welchem Genusse besuchten doch gerade damals, als Friedenshoffnungen die Gemüter wieder erleichterten, die Frankfurter eine deutsche Komödie! Und besonders war es derjenige Teil der Einwohnerschaft, der des Französischen wohl weniger mächtig sein mochte, allein für das geistige Leben innerhalb der alten Reichsstadt

[83]) Raumer „Historisches Taschenbuch", V. Folge III. Jahrgang 1873. (C. Uhde „Aus dem Comödiantenleben des vorigen Jahrhunderts") S. 359 ff.

immer größere Bedeutung gewinnen sollte. Denn gerade aus dieser mittleren Schicht der Bevölkerung, die, auf tüchtige unabläſſige Arbeit gestützt, in behaglichem Wohlstande lebte und sich gerne an allen Freuden des Lebens, auch an theatralischen Genüssen, ergötzte, entstammte ja Wolfgang Goethe!

Ackermann machte 1762 glänzende Geschäfte. In jeder Beziehung hätte er also zufrieden sein können, wäre ihm nicht durch sonstige peinliche Vorkommnisse sein Aufenthalt verbittert worden. In erster Linie bereitete ihm die strenge Polizeiüberwachung häufig Verlegenheiten. Dazu kam, daß ein höchst peinlicher Vorfall dem Direktor und der ganzen Truppe mehrere Tage bange Stunden bereitete. Die erst seit ein paar Monaten mit dem Komiker Theophilus Döbbelin verheiratete zweite Frau dieses Künstlers brannte, von der eigenen, wie es scheint sehr liederlichen Mutter unterstützt, mit einem französischen Militärarzte nach Mainz durch und wurde auf Ansuchen des verzweifelten Ehemanns durch Frankfurter Polizeibeamte von dort wieder nach Frankfurt zurückbefördert. Diese Skandalgeschichte erregte hier das größte Aufsehen[84]) und drang sicher auch zu den Ohren des dreizehnjährigen Goethe, der also nicht nur bei der französischen Komödie, sondern auch bei einer angesehenen deutschen Truppe bereits frühe die Mariannen und Philinen unter den herumreisenden Mimen kennen lernte.

Zu allen Widerwärtigkeiten, mit denen Ackermann in Frankfurt kämpfen mußte, gesellten sich noch Zerwürfnisse in der eignen Familie. Sein Stiefsohn Friedrich Ludwig Schröder führte ein liederliches Leben infolgedessen er sogar einige Duelle auszufechten hatte. Eines von diesen kostete dem leichtfertigen Jünglinge beinahe das Leben und verhinderte ihn kurze Zeit, als Solotänzer aufzutreten.[85])

Goethe, der den späteren genialen tragischen Schauspieler sehr hoch stellte, hat den jungen Tänzer gewiß 1762 im Ackermännischen Theater auftreten sehen. Vielleicht mag er ihm auch manchmal im Fremontschen Café begegnet sein, dessen Billardzimmer auf den leichtsinnigen Spieler und Schuldenmacher Schröder sicher eine große Anziehungskraft ausübte.

[84]) Kriminalakten, 1762. Nr. 63.

[85]) B. Litzmann, „Friedrich Ludwig Schröder" I. B. S. 202.

Die Kunstthätigkeit der Ackermännischen Truppe in Frankfurt wirkte zweifellos anregend auf die jugendliche Gesellschaft, die im Hause des Schöffen von Olenschlager von Zeit zu Zeit ein Schauspiel aufführte. Es sollte dadurch das Talent, in jeder Lage sicher aufzutreten, daneben aber auch die Sprache geübt worden. Von den gegebenen Dramen erwähnt Goethe „Canut" von Schlegel und „Britannicus" von Racine,[86]) beides Lieblingswerke der Frankfurter und Repertoirestücke der Ackermännischen Gesellschaft. Schöff Olenschlager, dessen Bildnis hier beigegeben ist, war ein großer Theaterfreund und Förderer der in Frankfurt auftretenden Wanderprinzipale. Er hat sicher die jungen Leute angeregt, die Aufführung von „Canut" und, wenn 1762 auch „Britannicus" in Szene ging, diese gleichfalls zu besuchen.

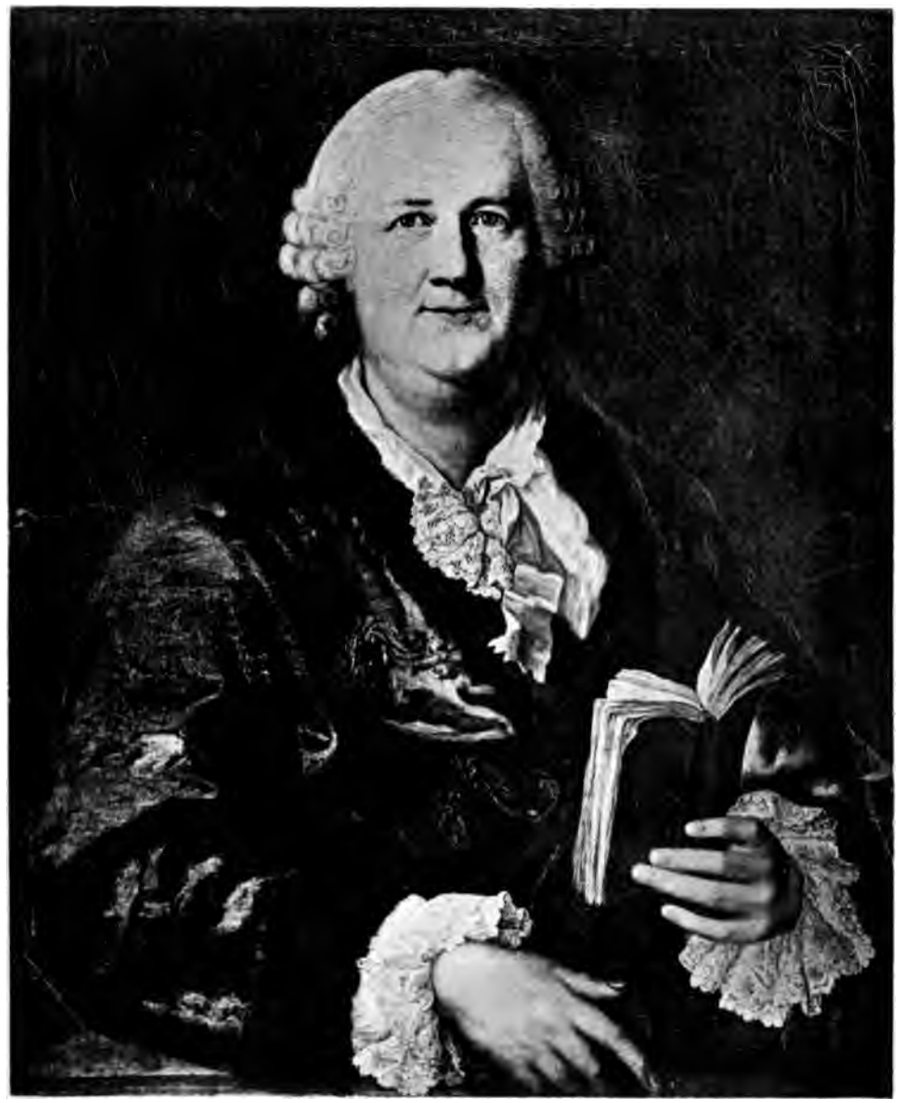
Goethe erzählt, er habe den edlen Dänenkönig Canut und Cornelia habe Estrithe, Ulfos Gemahlin, gespielt. Die Rolle dieses ungestümen Empörers wurde dem jüngeren Sohne Olenschlagers zugeteilt. Letzterer gab im „Britannicus" die Titelrolle, während Wolfgang den grausamen Nero, seine Schwester hingegen die edle Agrippina darstellten. Alle Mitwirkenden lösten ihre Aufgaben derartig gut, daß man ihnen uneingeschränktes Lob zollte.

Vertieft man sich nun heute in die im „Canut" und im „Britannicus" behandelten tiefernsten Konflikte zwischen Ehrgeiz und Edelsinn, zwischen Herrschgier und Seelenadel, so wehrt man sich vergeblich gegen den Eindruck, daß selbst die genialsten Personen in dem jugendlichen Alter von zwölf bis vierzehn oder fünfzehn Jahren keineswegs gut mit den Rollen fertig geworden wären, hätten ihnen nicht die lebendigen Gestalten der Bühne vor Augen gestanden.

Da die Aufführungen im Olenschlagerschen Hause wahrscheinlich in den Winter 1762 und 1763 fallen, also nach dem erfolgreichen Aufenthalte der Ackermännischen Truppe in Frankfurt, so dürfte wohl die Frage gelöst sein, welche Vorbilder auf Wolfgang Goethe, seine Schwester sowie die übrigen Genossen des Liebhabertheaters eingewirkt haben mögen.

Als Goethe an diesen Vorstellungen oder vielleicht besser gesagt dramatischen Übungen teilnahm, waren Racine und J. E. Schlegel,

[86]) Dichtung und Wahrheit IV. Buch.



Johann Daniel von Olenſchlager.

der klaſſiſch feine Franzoſe mit der weichen Seele und dem hohen Wortſchwung und der herbe, trotz der Anlehnung an die franzöſiſche Technik urdeutſche und bedeutendſte Dramatiker des Vorfrühlings der klaſſiſchen Zeit, die Leitſterne ſeines durch die verſchiedenſten Einflüſſe, hauptſächlich aber wohl durch tiefe theatraliſche Eindrücke mächtig erregten dichteriſchen Strebens. Mehrere ſeiner in Leipzig zum Feuertode verdammten oder ſonſt untergegangenen Jugendſtücke, er nennt ſie der Schweſter gegenüber „Jugendſünden“,[87]) wie „Belſazar“, „Iſabel“, „Ruth“, „Selima“ und andere ſchrieb er wahrſcheinlich nach den Muſtern jener beiden Dichter, deren Bedeutung der reife Goethe noch warm anerkannte, als er nicht allein ihre Vorzüge, nein, auch ihre Mängel ſah und längſt aus einem Anhänger der franzöſiſchen Klaſſiker und ihrer deutſchen Nachfolger der Verehrer eines größeren, Shakeſpeares, geworden war.

In Frankfurt ſtand der Jüngling aber noch ganz im Banne Racines und der anderen franzöſiſchen Klaſſiker. Welche Fertigkeit er bereits 1766 in der Behandlung des franzöſiſchen gereimten Alexandriners beſaß, beweiſt ſeine in dieſem Versmaße abgefaßte Epiſtel an Trapp in Worms vom 2. Juni dieſes Jahres.[88]) Ferner erwähnt er in dem Schema zum dritten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ ein 1761 angefangenes franzöſiſches Trauerſpiel in Verſen, das jedoch nicht ganz zuſtande kam. Vielleicht fällt auch noch das Bruchſtück der Überſetzung des Lügner von Corneille in die letzten Jahre der Frankfurter Zeit. Wenigſtens war dem jungen Goethe Gelegenheit geboten, dies Werk nicht nur während der franzöſiſchen Beſetzung, ſondern auch noch nach Abſchluß des Hubertusburger Friedens (15. Febr. 1763) und im Krönungsjahre 1764 in der franzöſiſchen Komödie der Vaterſtadt genauer kennen zu lernen.

An verſchiedenen Stellen ſeiner Selbſtbiographie bekennt Goethe, bei Abfaſſung von Jugendwerken unter dem Einfluß „des großen Schlegel“ geſtanden zu haben. Allein, wenn er meint, die Höllenfahrt Chriſti, ſein älteſtes erhaltenes Gedicht, ſei nach einem Vorbilde Schlegels „Das jüngſte Gericht“ geſchaffen,[89]) ſo täuſchte ihn die Er-

[87]) Goethes Briefe I. B. Nr. 28.

[88]) Ebenda. I. B. Nr. 14.

[89]) Dichtung und Wahrheit IV. Buch.

innerung; denn dieser hat kein derartiges Poem geschrieben.[90]) Ebensowenig folgte er wohl dem Beispiele des angesehenen Dramatikers, als er den fünften Akt seines in der letzten Frankfurter Zeit entstandenen und in Leipzig vollendeten Trauerspiels „Belsazar" in fünffüßigen Jamben schrieb, während die ersten vier Akte im Alexandrinerverse abgefaßt waren.[91])

Jedoch auf den Aufbau der Handlung dieses leider verlorenen oder von Goethe selbst vernichteten Dramas, auf die Gestaltung der einzelnen Figuren, sowie auf die Schilderung der den Konflikt herbeiführenden Leidenschaften mögen Schlegels Vorbilder, in erster Linie „Hermann" und „Canut" mächtig eingewirkt haben, während Klopstocks Drama „Der Tod Adams" ihn wohl zur Wahl eines religiösen Stoffes bestimmte. Leider war es nicht möglich, den Zettel einer Frankfurter Aufführung des „Hermann" aus Goethes Kindheit oder Jugend ausfindig zu machen. Dessenungeachtet kann kein Zweifel darüber bestehen, daß er das von vaterländischem Geiste erfüllte Drama bereits ebensogut wie „Canut" vor seiner Abreise nach Leipzig auf der Frankfurter Bühne sah. Neu war die Tragödie jedenfalls nicht für Goethe, als er bei der Eröffnung des Leipziger Theaters 1766 deren ungemein glanzvoller Aufführung beiwohnte.

Schon Frau Rat empfing von dem hoch über anderen zeitgenössischen Werken ähnlicher Art stehenden Stücke im Schuchischen Theater (1748—52) unauslöschliche Eindrücke, die sich durch dessen oft wiederholte Lektüre noch vertieft zu haben scheinen. Konnte sie doch noch im Jahre 1779 in einem Briefe an den Theaterdirektor Großmann die Anfangsrede des „Hermann" aus dem Gedächtnis wiedergeben.[92])

Obwohl den jungen Studenten der nationale Gehalt des Dramas mächtig berührte, ließ ihn die prächtige Leipziger Eröffnungsvorstellung doch vollständig kalt. Allein im Stillen regten sich die empfangenen

---

[90]) E. Wolff, „Johann Elias Schlegel", S. 214 ff. G. v. Löper, Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit", S. 334 ff.

[91]) D. v. Biedermann, „Goetheforschungen" III. B. S. 61 ff. Brief an Riese 30. Okt. 1765. Hirzel, „Der junge Goethe" I. B. S. 79 ff. G. v. Löper, Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit", S. 254, 268, 300.

[92]) „Archiv für Litteraturgeschichte" herausg. von Dr. F. Schnorr von Carolsfeld. III. B. I. H. S. 113. (Aus Kestners Briefsammlung.)

Keime weiter, um ſpäter in fruchtbarem Boden die erſten Blätter zu entfalten. Bekennt doch Goethe ſelbſt, dieſes Stück habe ihn auf die Wege zu ſeinem „Götz“ gewieſen. In Leipzig wurde alſo in der Aufführung des nationalen Schauſpiels „Hermann“ der Einfluß weiter geſponnen, den Schlegel bereits hier in Frankfurt auf die dramatiſchen Schöpfungen des jungen Goethe ausübte, und deſſen fernere Spuren auch noch in ſpäteren Werken des Dichters zu finden ſind. Wenigſtens muß es demjenigen, der ihrem Urſprung nachſpürt, auffallen, daß im „Götz“ wie im „Canut“ die Empörung des freien Ritters gegen die Übergewalt des Staates verherrlicht iſt.

Wie die Quellen mächtiger Ströme oft aus dem tiefen Dunkel der Wälder oder aus weltfernen Bergſchluchten hervorſpringen, ſo entſtammen die Elemente bedeutender Geiſteswerke vielfach weit zurückliegenden, jedoch lebendig nachwirkenden Erinnerungen. Racine, der Abgott des Dichterknaben, ſchuf eine „Iphigenie“ und Schlegel ein Trauerſpiel „Oreſt und Pylades“.[93])

Aufführungen der Racineſchen „Iphigenie“ wohnte Goethe ſicher bei, und da „Oreſt und Pylades“ von Schlegel wahrſcheinlich 1762 bei Ackermann in Szene ging, war er wohl bei dieſer Vorſtellung anweſend. Allein, wie dem auch ſein mag, jedenfalls lernte der Dichterknabe, angeregt durch Darſtellungen von „Canut“ und „Hermann“, dies Jugendwerk ſeines Lieblingsdramatikers bereits frühe durch die Lektüre kennen.

Obſchon hierin keineswegs die Ausgangspunkte für die Schöpfung von Goethes „Iphigenie“ geſucht werden ſollen, ſo wurde doch wahrſcheinlich bereits in der erſten Jugend ſeine Teilnahme für einen Stoff geweckt, deſſen herbe antike Größe er berufen war, uns menſchlich näher zu bringen und mit dem Geiſte der modernen Humanität zu erfüllen. — Schlegel freilich geht in dem Drama „Oreſt und Pylades“ bereits dieſelben Wege; denn er löſt den Konflikt nicht durch Orakelſprüche, ſondern gleichfalls durch die ſittlich befreiende That der Helden. Goethes ſchöpferiſcher Genius fand dieſe Löſung natürlich unbeeinflußt und aus eigner Kraft, immerhin bleibt es aber merkwürdig, daß bereits der ältere Dichter die Gegenſätze des antiken und modernen

[93]) „J. E. Schlegels Werke“, Leipzig 1761—70. E. Wolff, „J. E. Schlegel“, S. 10 ff.

Geiſtes zu verſöhnen verſuchte, alſo das Hauptergebnis der ſogenannten klaſſiſchen Periode bereits vorbereiten half.

Herbſt und Winter des Jahres 1763 vergingen ohne theatraliſche Unterhaltung. Der letzte öffentliche Kunſtgenuß, an dem Wolfgang Goethe teilnahm, war das mit vielem Beifall aufgenommene Konzert des ſiebenjährigen Mozart im Scharffiſchen Saal auf dem Liebfrauenberge am 30. Auguſt 1763. Der Dichter erinnerte ſich des kleinen genialen Mannes mit der gepuderten Friſur und dem Galanteriedegen noch bis ins hohe Alter.[94])

Während des Krönungsjahres 1764 folgte auf die kurze Pauſe ein buntes theatraliſches Leben. Im Junghofe ſpielte ſeit Ende Februar eine franzöſiſche Geſellſchaft, geleitet von Claude Barizon, einem Günſtling des Kurfürſten von Köln. In einer großen Bretterhütte bei der kleinen Allee begannen gleichzeitig italieniſche Operiſten unter Direktion des Grafen Cecchelli und des bereits in Frankfurt angeſehenen Konzertmeiſters Francesco Maggiore ihre Vorſtellungen. Wenige Tage ſpäter eröffnete auch der ehemalige Marionettenſpieler Ludwig Ludwig, deſſen ſtiller Teilhaber damals der Wanderprinzipal Koberwein geweſen ſein ſoll, ſein deutſches Theater in einer großen Bude in der ſogenannten Säuallee, dem breiteſten Teile der Bockenheimer Gaſſe.[95])

Goethe, der alle Feierlichkeiten der Wahl- und Krönungszeit, ſowie ſonſtige damalige Geſchehniſſe im fünften Buche von „Dichtung und Wahrheit“ genau beſchreibt, gedenkt des Theaters nicht mit einem Worte.[96]) Daraus iſt nun keineswegs der Schluß zu ziehen, daß er, ob-

---

[94]) Eckermann, „Geſpräche“ II S. 180. Der damals neu hergerichtete Scharffiſche Saal hatte 76 Werkſchuh Länge und war 30 Schuh breit. Er beſaß einen „bretternen Fußboden, zwey große Criſtallen Luſtres, 18 Wandleuchter und ſaubere Stühl.“ (Frankfurter Nachrichten 1765. Nr. LXXXIII.)

[95]) Über die öffentlichen Vergnügungen während der Krönung ſiehe die Ratsprotokolle, Bürgermeiſterbücher, Ratsſupplikationen, Bürgermeiſteraudienzen, die Krönungsakten und Rechenbücher der Freien Stadt Frankfurt.

[96]) Auch über die ſonſtigen gebotenen Kunſtgenüſſe ſchweigt Goethe. Nach dem Stadtrechenbuche gab es während der Krönungszeit noch Folgendes hier zu ſehen: Im Scharffiſchen Saale auf dem Liebfrauenberge „Exercitia“ einer Türkin, die ſchon öfters hier war. „Schattenſpiele“ und mechaniſche Künſte unter Leitung von Anton Franz Babel. Das Raritäten- und Kunſtcabinet von Joh. Jac. Zicker

wohl hingenommen durch seine Beziehungen zu Gretchen und der Gesellschaft leichtsinniger junger Leute, keine Zeit zum Besuche der verschiedenen Kunsttempel gehabt hätte. Im Gegenteil, da er die Geliebte ja nur manchmal abends sehen konnte, wird er das Freibillet vom Großvater jetzt aus zwiefachen Gründen so viel als möglich ausgenutzt haben. Einmal um die innere Unruhe wegen Gretchens zu beschwichtigen, und zum anderen aus Schaulust und Wißbegierde.

Denn die Frankfurter Theater zu jener Zeit boten durch die vielen anwesenden fremden Herrschaften bei ihren Vorstellungen ein buntes farbenreiches Bild und machten durch den lebhaften Verkehr der Gesandten und anderer vornehmer Herren und ihrer Damen untereinander oft den Eindruck eines Theaters im Theater. Wen man bei den Festlichkeiten nicht zu sehen vermochte, den hatte man Gelegenheit, in der Komödie aus nächster Nähe zu beobachten. Besonders lohnend war in dieser Beziehung ein Besuch des französischen Theaters im Junghofe. Nicht nur die Kurfürsten, Gesandten und die höchsten Damen in glänzenden, meist spanischen Anzügen traf man dort, auch der junge König Josef, dessen schöne sympathische Erscheinung die Frankfurter so sehr entzückte, war manchmal darin zu sehen.

Barizons Spielplan ist derselbe wie derjenige Renauds, die Tragödien Corneilles, Racines, Voltaires, die Lustspiele von Marivaux, Regnard, Destouches, de la Chaussée, Baron, sowie Operetten im Stile des «Le devin du village» [97]) von Rousseau und allegorische Festspiele beherrschten dessen Bühne. Allein Barizons Vorstellungen waren hinsichtlich der Ausstattung weit glanzvoller als die seines Vorgängers. Trotzdem er eine sehr gute Truppe besaß, zog er noch erste Kräfte, wie die berühmten Hofschauspieler Doismond und Deforges aus Kassel, Beleval und Martin nebst Frau aus München, sowie den ersten kurpfälzischen Hoftänzer Pierre d'Aigueville aus Mannheim, auf dem Zettel „Monsieur Pitrot" genannt, heran, „um die hohe Noblesse so viel als möglich zu contentiren". Auch eine

---

aus Amsterdam und die Menagerie von Jacob Eger aus der Schweitz. Im „Könige von England" in der Fahrgasse wurden wöchentlich öffentliche Maskenbälle abgehalten.

[97]) Der Zettel zur Vorstellung dieser Operette am 17. November 1759, im Facsimile wiedergegeben in „Goethe in seinen Beziehungen zu Frankfurt" (Ausstellung des Freien Deutschen Hochstiftes 1895) Tafel XII.

Neuerung, kleine Konzerte in den Zwischenakten, führte Barizon ein und ließ dafür angesehene Musiker von auswärts kommen.

Goethe faßt im dritten Buche von „Dichtung und Wahrheit" seine in der französischen Komödie empfangenen Eindrücke für einen Zeitraum von fast sechs Jahren zusammen. So erzählt er, die berühmte Operette der Madame Favart «Annette et Lubin» bereits in der Zeit der französischen Besetzung gesehen zu haben, während er einer Vorstellung derselben erst 1764 beigewohnt haben kann.

Diese Operette «en un acte et en vers libres, melée d'ariettes et de vaudevilles» [98]) wurde in Paris zuerst am 15. Februar 1762 aufgeführt und scheint in Deutschland vor der hiesigen Premiere im französischen Theater im Junghofe überhaupt noch nicht in Szene gegangen zu sein.

Trotzdem Barizons Spielplan nicht vollständig erhalten ist, lassen sich allein vier Aufführungen der reizenden Operette von Ende März bis ungefähr Ende April 1764 nachweisen. Sie war also damals nicht allein eine Neuheit, sondern auch ein Zugstück ersten Ranges.

Die später von F. Ch. Weiße unter dem Titel „Die Liebe auf dem Lande" [99]) für die deutsche Bühne bearbeitete Operette «Annette et Lubin», deren Hauptinhalt die Kämpfe unschuldig bedrohter Liebe bilden, hat, wenn auch nicht gerade in der Form, so doch im ethischen Gehalte eine gewisse Einwirkung auf Goethes Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" ausgeübt. Natürlich mußte bei ihm erst das persönliche innere Erlebnis hinzukommen, ehe empfangene Keime in seiner Seele lebendig wurden und sich zu eignen Dichtwerken auswuchsen.

Die im dritten Buche von „Dichtung und Wahrheit" erwähnte Operette „Rose und Colas" [100]) sah Goethe auch noch nicht bei Barizon, vielmehr erst zehn Jahre später.

Ob Barizon trotz guter Einnahmen — der erste Platz kostete 6 Livres, der zweite 3 Livres — zu große Ausgaben hatte, ob er und sein stiller Teilhaber Borchers nicht zu wirtschaften verstanden, mag

---

[98]) Favart «Théâtre choisi», Tome I, S. 205—267.

[99]) F. Chr. Weißes „Komische Opern" I. B. J. Minor, „F. Chr. Weiße" S. 162 ff.

[100]) Der Text ist von Sedaine, die Musik von Monsigny. Das Singspiel wurde erst 1772 ins Deutsche übersetzt.

unentschieden bleiben. Thatsache ist, daß er im April 1764 Bankerott machte und unter Zurücklassung aller Habe die Stadt mit seiner Familie verließ. Schon vorher wurde die Lage der zur Truppe zählenden Schauspieler durch die Zahlungsunfähigkeit Barizons eine derartig bedrängte, daß es im Fremontschen Café oft zu wahren Aufständen kam. Bei einem solchen erstach, wie schon früher erwähnt, Barizons Teilhaber Borchers nach einem heftigen Streite beinahe den Komödianten Antoine Saintville.

Der Bankerott des französischen Schauspieldirektors und die damit verbundenen traurigen Umstände der gleichfalls in Schulden geratenen Schauspieler versetzte viele Theaterfreunde in der Stadt in große Unruhe und gab dem jungen Goethe sicher Gelegenheit, das glänzende Elend wandernder Mimen genau kennen zu lernen.

Über die Aufführungen der italienischen Operisten in der „wälschen Komödienhütte in der kleinen Allee“ [101]) kann keinerlei genaue Angabe gemacht werden; denn das von den beiden Unternehmern Graf Cecchelli und Kapellmeister Maggiore dem Rate vorgelegte Repertoire ist nicht mehr vorhanden. Ebensowenig gelang es, einen einzigen Zettel von dieser Truppe ausfindig zu machen.

Nun bezeichnet aber Maggiore die augenscheinlich nicht sehr große Truppe mehrmals als „italienische Intermezzisten“, deren Kunst also hauptsächlich in Darstellungen der sogenannten Opera buffa bestand. Diese suchte im Gegensatze zu dem vielgestaltigen Apparat der großen französischen Oper bei einfacher Szenerie durch melodischen Gesang, durch heitere, leicht verständliche Stoffe und durch flotten Vortrag lebhafte Wirkungen zu erzielen.

Goethe muß derartige Operetten, deren Einfachheit sich nur im Stoffe erhielt, jedoch hinsichtlich der Ausstattung in den sechziger Jahren bereits einer größeren Pracht wich, oft in seiner Jugend gesehen haben. Nach ihrem Vorbilde schuf er wohl auch das verlorene oder vernichtete italienische Singspiel «La Sposa rapita», das er in einem Leipziger Briefe an die Schwester Cornelia am 27. September 1766 erwähnt.[102]) Außerdem beschreibt er aber diese italienischen Intermezzi später so

---

[101]) Der heutige Goetheplatz.

[102]) Goethes Briefe I. B., Nr. 21.

lebhaft,[103]) daß man die Schilderung unwillkürlich auf früh empfangene Eindrücke zurückführen muß.

Hauptsächlich gewann der Dichterknabe diese wohl 1764 in der Opernhütte des Francesco Maggiore. Nicht nur seine damalige Leidenschaft für das Theater überhaupt und die frühe vom Vater geweckte Vorliebe für alles Italienische, selbst für italienische Musik,[104]) sondern auch der Zuspruch seines väterlichen Freundes, des Schöffen Joh. Friedr. Armand von Uffenbach dürfte ihn zum Besuch der italienischen Oper angeregt haben.

Uffenbach war als Liebhaber der italienischen Musik ein großer Gönner Maggiores und zog diesen, nebst Frau und Tochter — zwei treffliche Sängerinnen — auch zu musikalischen Aufführungen im eignen Hause heran.[105]) Unter den zu diesen Hauskonzerten geladenen Gästen befand sich sicher auch Uffenbachs Liebling, Johann Wolfgang Goethe. Zwar erwähnt dieser den „berühmten Kapellmeister aus Napoli" in seiner Lebensgeschichte nicht, daß er ihm jedoch mancherlei Anregungen und fördernde Eindrücke verdankte, beweist Goethes früh gewonnene und genaue Kenntnis der italienischen Operette.

Ebensowenig Nachrichten wie über die Vorstellungen Maggiores erhielten sich über das deutsche Schauspiel während der Wahl- und Krönungszeit, also ungefähr von Ende Februar bis Ende Mai 1764. Der einzige bis jetzt aufgefundene Zettel kündigt am 16. Mai 1764 „Don Juan" mit dem Hanswurst an und beweist durch seine ganze Fassung, daß der Prinzipal Ludwig Ludwig noch ganz auf demselben Standpunkt verharrte wie früher als Marionettenspieler. In derselben

---

[103]) „Anmerkungen zu Rameaus Neffe." (Duni.)

[104]) Schon als kleiner Knabe, als Wolfgang noch nicht einmal den Sinn der Worte verstand, sang er die Arie von Metastasio:

»Solitario, o bosco ombroso,
A te vien l'afflitto cor,
Per trovar qualche riposo
Nel silenzio o nell'orror.

(Dichtung und Wahrheit I. Buch.)

[105]) Verschiedene Anzeigen zu öffentlichen Konzerten Maggiores, darunter diejenige von der Aufführung des Intermezzo »La serva padrona« im Februar 1763, finden sich in Carl Israel, „Frankfurter Concert-Chronik", Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde für das Jahr 1876.

Weiſe wie „Don Juan“ mag er auch „Doktor Fauſt“ wieder gegeben haben. Ja, dies läßt ſich ſogar bei der damaligen Beliebtheit des Stückes mit Sicherheit vorausſetzen. Vielleicht ſaß Wolfgang Goethe unter den Zuſchauern, wurden die in der Marionettenhütte auf dem Liebfrauenberge oder in einem anderen Puppentheater frühe vom Erzzauberer Fauſt gewonnenen Eindrücke durch eine Ludwigſche Aufführung des alten Volksdramas wieder in ihm aufgefriſcht. Jedenfalls war die Hütte in der Säuallee während der Wahl- und Krönungszeit das eigentliche Volkstheater. Wie Goethe im fünften Buche von „Dichtung und Wahrheit“ berichtet, ſuchte er ſich in jenen Tagen Gretchen durch „allerlei Einläſſe“ geneigt zu machen. Darunter waren wahrſcheinlich wohl auch Billete für die deutſche Komödie, die er dann gleichfalls beſucht haben wird, um in der Nähe der Geliebten zu ſein.

Auf dem Bruchſtück des Ludwigſchen Zettels iſt „Der Teufel ein Bärenhäuter“ als luſtige Nachkomödie angekündigt. Dieſer Einakter von Joh. Chriſtian Krüger, ein rohes Machwerk, das bedenkliche, jedoch auch feinere Auftritte enthält, iſt nach Erich Schmidts Anſicht vielleicht anregend für „Die Mitſchuldigen“ von Goethe geweſen.[106]) Wie voll dieſer damals von dramatiſchen Eindrücken war, bezeugt auch ſein Schreiben an Buri vom 3. Juni 1764, bekanntlich bis jetzt der älteſte erhaltene eigenhändig geſchriebene Brief des Dichters.[107]) Goethe bewarb ſich damals um Aufnahme in die von Buri gegründete „Arkadiſche Geſellſchaft“ und erhielt eine wenig entgegenkommende Antwort. Buri vergleicht ſich in dieſer mit einem Herrn von Abgrund und ſucht ſein Verhalten durch deſſen Einſeitigkeit zu erklären. Alsbald erwidert Goethe, Buris Gleichnis ſei falſch, weil Herr von Abgrund ein Geheimnis aus einer Sache mache, die dies nicht ſei, dazu in übertriebener Weiſe mißtrauiſch wäre.

Dieſer Herr von Abgrund iſt kein andrer als der Held des 1746 vollendeten Luſtſpiels von Johann Elias Schlegel „Der Geheimnisvolle“.[108]) Indem ſich Abgrund durch Mißtrauen und unnötige Vorſicht wichtig macht, giebt er ſich einen lächerlichen Anſtrich, ja erſcheint

[106]) Allg. Deutſche Biographie „J. Chr. Krüger“.

[107]) Goethes Briefe I. B. Nr. 2.

[108]) J. E. Schlegels Werke. Leipzig 1761—70.

ſogar als ächter Schwachkopf. Die Kritik des jungen Goethe über dieſe nicht dem Leben abgelauſchte, vielmehr berühmten Muſtern nachgebildete typiſche Geſtalt trifft alſo durchaus zu und liefert einen neuen Beweis für die genaue Kenntnis des angehenden Dichters von Schlegels Werken. Eine Aufführung des Stückes in Frankfurt läßt ſich nicht nachweiſen.[109]) Wahrſcheinlich aber kannte Goethe dieſe ſpäter von Eckhof 1766 trefflich geſpielte Figur nicht nur aus der Lektüre, ſondern auch von der Bühne her.

Wie aus dem ruhigen Tone des Schreibens an Buri hervorgeht,[110]) war Goethes Gemüt im Sommer 1764 über Gretchens Verluſt und die mit dieſem verbundenen unangenehmen Folgen nicht mehr leidenſchaftlich erſchüttert. Die jugendliche Heilkraft kam ihm zu Hilfe und beſchwichtigte die Nachwehen der bitteren Enttäuſchung im Umgange mit einem jungen Manne, der bisher Hofmeiſter in einer befreundeten Familie geweſen war und Goethe für die Geſchichte der alten Philoſophie begeiſterte. Die in Begleitung dieſes Freundes unternommenen Ausflüge in die nächſte Umgebung Frankfurts, beſonders aber in die Einſamkeit der Wälder, wo Wolfgang nach der Natur zu zeichnen begann, verwiſchten die letzten Spuren des peinlichen Erlebniſſes und machten ihn innerlich wieder frei.[111])

Als die Herbſtmeſſe 1764 herannahte, war der junge Dichter wieder ganz der alte. Damals ſchloß er ſich immer feſter an die Schweſter Cornelia an, und mit dieſer gemeinſam ſcheint er im Herbſte 1764 und im Frühjahre 1765 auch das Theater beſucht zu haben. In jener Zeit ſpielte der bereits früher genannte Wanderprinzipal Joſeph Sebaſtiani in Frankfurt, zu deſſen Geſellſchaft wieder eine Kindertruppe gehörte. Bei dieſer waren freilich auch Knaben und Mädchen im Alter von Wolfgang und Cornelia, ja eine bildhübſche junge Künſtlerin ſcheint dem Geſchwiſterpaare ſogar noch an Jahren voraus geweſen zu ſein. Die Kinder führten Ballette, Pantomimen und kleinere franzöſiſche Operetten in deutſcher Sprache auf. Hier hatte alſo Wolfgang wieder Gelegenheit, auf der Bühne im Junghofe wie bereits früher bebänderte Buben und Mädchen in

[109]) Näheres über das Luſtſpiel ſiehe E. Wolff, „J. E. Schlegel“ S. 126 ff.

[110]) Goethes Briefe I. B. Nr 2.

[111]) Dichtung und Wahrheit VI. Buch.

Hirten- oder Jägertracht luſtig herumhüpfen zu ſehen. Die Leiſtungen der Sebaſtianiſchen Kindertruppe gefielen außerordentlich. Und da die ganze Geſellſchaft ſich ſehr anſtändig verhielt und keinerlei peinliche Vorfälle ihr Anſehen untergruben, fanden mehrere Mitglieder auch in beſſeren Familien Aufnahme. Die ſämtliche Truppe wohnte unter Obhut des ſtrengen rechtſchaffenen Direktors im Junghofe, wo Wolfgang Goethe ja noch immer im Fremontſchen Café verkehrte. Ob er dort mit Angehörigen der Sebaſtianiſchen Truppe in Berührung kam, muß unentſchieden bleiben,[112]) augenſcheinlich ſpornte ihn aber deren hieſige Kunſtthätigkeit zu neuem dramatiſchen Schaffen an.

Heitere Vorſtellungen wechſelten mit ſolchen ernſten Gehaltes im Sebaſtianiſchen Theater ab. Von den dargeſtellten Dramen ließ ſich bis jetzt kein Zettel aufſpüren; den „Kaufmann von London" jedoch muß Goethe nicht lange vor der Abreiſe nach Leipzig noch einmal mit der Schweſter zuſammen geſehen haben. In einem Briefe an dieſe vom 6. Dezember 1765 nennt er dies Drama ja das Lieblingsſtück Cornelias.

Von den Sebaſtianiſchen Vorſtellungen zu jener Zeit können nur die drei folgenden namhaft gemacht werden:

Am 3. Oktober 1764: „Die wunderbare Wirkung der Natur, eine durchaus lächerliche Opera comique." Darauf folgten zwei ganz neue Balletts, in denen der Mannheimer Tänzer Bitſch „in einem ſeriöſen Solo" auftrat.

Am Montag (hier fehlt ein Stück im Zettel) 1764: „Harlekins Geburt" und eine luſtige Nachkomödie.

Am 19. April 1765: „Harlekins Grabmahl (Harlequin au Tombeau), eine artige mit ſchönen ſubtilen Maſchinen und prächtigen Verwandlungen des Theaters verſehene Opera Pantomime." Hierauf ein neues Ballett, zum Schluſſe eine luſtige Nachkomödie.

Als Sebaſtiani 1765 Frankfurt verließ, kam er noch um die Vergünſtigung ein, in der Herbſtmeſſe ſeine Bühne wieder hier er-

---

[112]) H. Düntzer nimmt in „Goethes Leben" S. 56 an, das Mädchen, von dem der Dichter an Carl Ludwig Moors 1. Oktober 1766 ſchreibt, er habe deſſen Gunſtbezeugungen mit elenden kleinen Traktaſſerien und Geſchenken erkaufen müſſen, ſei eine Schauſpielerin geweſen. Sollte dieſe Vermutung zutreffen, ſo müßte die Geliebte ein Mitglied der Sebaſtianiſchen Truppe geweſen ſein.

öffnen zu dürfen. Da er im Gegensatze zu Barizon allen Verpflichtungen aufs Pünktlichste nachkam, erhielt er sofort vom Rate einen willfährigen Bescheid. Allein am 19. August kurz vor Beginne der Messe starb Kaiser Franz I., und alle öffentlichen Lustbarkeiten mußten unterbleiben.

Der junge Goethe hatte also keine Gelegenheit mehr, vor der Abreise von Frankfurt das Theater zu besuchen. Dieser Umstand trug gewiß viel dazu bei, daß er den Aufführungen der Kochischen Gesellschaft in Leipzig mit gesteigerter Erwartung entgegensah.

Allein dort scheint er nur dem Spiele einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Stücken beigewohnt zu haben, die ihm nicht schon von Frankfurt her bekannt gewesen wären. Wenigstens bezeugen die spärlichen Mitteilungen über die Leipziger Bühne, daß Goethe dort tiefere Eindrücke von den Künstlern als von den dargestellten Werken empfing.[118]) Besonders bereicherte Caroline Schulze durch ihre hinreißende Darstellung der Julia in Weißes „Romeo und Julia" den jungen Dichter um eine unauslöschliche Erinnerung.

Obwohl in dem mit dem Leipziger Aufenthalt vollendeten Abschnitt von Goethes künstlerischer Entwickelung das Studium Wielands, Lessings und Shakespeares dessen Geist mit neuen Idealen und Anschauungen erfüllte, steht er hinsichtlich seiner Leipziger dramatischen Versuche doch noch ganz im Banne der in Frankfurt früher viel geübten französischen Form.

Weder das Schäferspiel „die Laune des Verliebten", noch das Lustspiel „Die Mitschuldigen" verraten etwas von den volkstümlichen Einflüssen, die immer stärker von England und seit kurzem auch von Frankreich herüberkommend, an der alten klassischen Form rüttelten und das deutsche Drama in eine natürlichere Richtung drängten. Um so mehr muß man über den französischen Typus der beiden Jugendwerke, zum mindesten der 1769 in Frankfurt umgemodelten Mitschuldigen, erstaunen, weil Goethe, trotzdem er ein Wirklichkeitsdichter

[118]) Dichtung und Wahrheit VIII. Buch und Strehlkes Noten dazu. — Biedermann I. 127 ff. — G. v. Löper, Kommentar zu Dichtung und Wahrheit II. B. S. 316 ff — „Aus dem Komödiantenleben des vorigen Jahrhunderts: Denkwürdigkeiten von Karoline Schulze" in „Hist Taschenbuch" von Raumer, V. Folge, 3. Jahrgang S. 401 ff.

war, dennoch für die eigenen Erlebnisse und schwer durchkämpften Leidenschaften das steife veraltete Gewand, nicht die freiere und natürlichere Hülle des damals modernen bürgerlichen Dramas wählte.

Also noch immer beherrscht von der alten dramatischen Form kehrte Goethe im September 1768 nach Frankfurt zurück. Körperlich leidend und in gereizter Stimmung, verlangte sein Zustand in der Folgezeit große Schonung. Wie jedoch seine Briefe bekunden, blieb er in den ersten Monaten nicht ganz ans Haus gefesselt, beobachtete er auch den Geschmack der Frankfurter für die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst. In einem Briefe an Öser vom 24. November 1768[114]) sagt er, daß die Frankfurterinnen weniger vom Schönen, Naiven und Komischen, als vom Erstaunlichen halten. Als Beweis hierfür giebt er unter anderem auch die Beliebtheit der beiden Stücke „Der Galeerensklave" und „Eugenie" an. Da nun gerade das letztgenannte Drama von Beaumarchais gleich nach Goethes Rückkehr als Neuheit über die Frankfurter Bühne ging und das größte Aufsehen erregte, so ist er wohl sicher im Theater gewesen und hat den Eindruck des an starken Effekten reichen Stückes auf die Landsmänninnen selbst verfolgt.

Selten wurden den Frankfurtern so viel neue Dramen in guter Besetzung geboten, wie gerade in und nach der Herbstmesse 1768 und in der folgenden Ostermesse. Seit der berühmte Komiker Kurz-Bernardon die Leitung der Truppe seiner Frau überlassen hatte, traten die sogenannten Bernardoniaden, Possen, in denen Kurz die Hauptrolle spielte, mehr zurück, erhielt das moderne Drama den ersten Platz im Spielplan der Kurzischen Gesellschaft. Soweit die Zettel erhalten sind, lassen sich in der angegebenen Zeit außer „Eugenie" die Vorstellungen folgender Neuheiten nachweisen: „Die Rache des Weisen", Lustspiel von Professor Clodius in Leipzig. „Amalia", Schauspiel von F. Ch. Weiße. „Die Freundschaft auf der Probe", Schauspiel von demselben. „Erast", Schauspiel von Gessner. „Solimann II, oder die drei Sultaninnen", Lustspiel von Favart. „Der ehrliche Verbrecher", ein rührendes Lustspiel von Falbaire. „Die junge Griechin", Schauspiel von einem ungenannten Verfasser; in Frankfurt überhaupt zum

[114]) Goethes Briefe I. B., Nr. 48.

erstenmale aufgeführt. „Die Corsen“ oder „Die Liebe zur Freiheit“, Trauerspiel von einem Frankfurter Freunde der Künste und schönen Wissenschaften. „Die Conföderierten und Dissidenten“ oder „Die Wirkungen des Religionshasses“, Trauerspiel von demselben. Weiter werden in und nach den beiden genannten Messen angekündigt: „Der Freigeist“ von Lessing, „Der Hausvater“ von Diderot und „Der Kaufmann von London“.

Vergleicht man den Inhalt dieses 1769 in Frankfurt noch sehr beliebten und sicher früher und oft von Goethe gesehenen Dramas mit den Mitschuldigen, so möchte man annehmen, daß die darin enthaltenen Verbrechen: Verführung, Diebstahl und Mord nicht ohne Einfluß auf einige peinliche Auftritte in Goethes düsterem Jugendwerke geblieben sind. Zwar sagt er gelegentlich der Schilderung der ihm zu Grunde liegenden Erlebnisse, sein Verhältnis zu Gretchen und dessen Folgen habe ihm bereits zeitig die Augen für die seltsamen Irrgänge geöffnet, durch welche die bürgerliche Gesellschaft unterminiert sei,[115]) allein trotz aller Frühreife Goethes und mancher bösen Vorkommnisse in Frankfurt scheint das Entstehen und Werden der Mitschuldigen ohne litterarische Einwirkungen nicht gut denkbar. Als der Dichter sechsundvierzig Jahre später in der Selbstbiographie auf das wirklich Erlebte in seinen ersten dramatischen Versuchen hinwies, waren ihm die Stimmungen nicht mehr gegenwärtig, die, durch Eindrücke zeitgenössischer künstlerischer Muster geweckt, eigene Erfahrungen erst befruchtend auf seine dichterische Gestaltungskraft wirken ließen.

Während seines Aufenthaltes in Frankfurt 1769 arbeitete Goethe „Die Mitschuldigen“ um. Auf die Exposition übte Lessings damals hier wiederholt aufgeführtes Lustspiel „Minna von Barnhelm“ den größten Einfluß aus, während Ereignisse aus der unmittelbaren Gegenwart, wie die Unruhen in Polen und die Freiheitskämpfe der Corsen unter Paoli, den jungen Dichter zum Einflechten verschiedener hierauf bezüglicher Stellen anregten. Wie sehr diese Ereignisse die Frankfurter beschäftigten, beweist auch die bereits erwähnte Aufführung der beiden Trauerspiele „Die Corsen“ und „Die Conföderirten und Dissidenten“. Das erste Stück ging in der Herbstmesse 1768 aufs neue in Szene,[116])

[115]) Dichtung und Wahrheit VII. Buch.

[116]) Die Premiere der Corsen fand bereits in der Ostermesse 1768 statt.

das andere wurde während der Ostermesse 1769, wie es scheint, zum erstenmale gegeben. Beide Trauerspiele, von guten Kräften dargestellt, errangen große Erfolge. Hauptsächlich aber steigerte die Alexandrinertragödie „Die Corsen" noch die große Begeisterung der Frankfurter für Paskal Paoli und für Freiheit und Menschenwürde überhaupt. Gerade damals war ja die von Goethe in „Dichtung und Wahrheit" geschilderte Epoche, in der humanistische Anschauungen sich auf allen Gebieten Bahn brachen, und der Kampf gegen Vorurteile und Unduldsamkeit auch in der Litteratur begann.

Der Verfasser der oben genannten Dramen ist der mit Goethe bekannte Frankfurter Arzt, Dr. Joh. Michael Hoffmann, geb. 1741, gestorben 1799. Als Sohn eines Marburger Scharfrichters gelang es ihm erst durch das tüchtige Eingreifen eines vorzüglichen Sachwalters, in das Kollegium der Frankfurter Ärzte aufgenommen zu werden. Hoffmann lernte also die niederdrückende Macht engherziger Voreingenommenheiten am eigenen Leibe kennen und scheint deshalb sein dramatisches Talent als Kampfesmittel gegen Willkür, Zwang und Vergewaltigung aller Art benutzt zu haben. Wie Goethe, so machte auch Hoffmann die Bekanntschaft des großen corsischen Helden Paoli im Herbste 1769 bei Bethmann.[117]) Da der junge Dichter augenscheinlich schon zu jener Zeit Beziehungen zu dem begabten und edeldenkenden Arzte unterhielt, wird er auch dessen beide Dramen gekannt und vielleicht sogar gemeinsam mit ihm Paoli bei Bethmann getroffen haben.

Nach dieser Begegnung plante Hoffmann eine Umarbeitung der Tragödie „Die Corsen", die, schnell entstanden, mancherlei Mängel aufwies und eigentlich nur durch die in ihr enthaltenen freiheitlichen Gesinnungen, namentlich aber durch die glühende Vaterlandsliebe des Helden wirkte. Allein der ohne Hoffmanns Genehmigung erfolgte Druck des der Kurzischen Gesellschaft übergebenen Manuskriptes verleidete ihm einstweilen sein Vorhaben.[118]) Ob er die Umarbeitung später vornahm, ließ sich nicht feststellen, statt dessen können noch zwei

---

[117]) „Frankfurtische Gelehrte Zeitungen." LXXXI. Stück, Dienstag, 10. Okt. 1769. S. 421.

[118]) Ebenda. Der unberechtigte Druck der „Corsen" erschien „Frankfurt und Leipzig 1769".

weitere Stücke von ihm namhaft gemacht werden, nämlich „Das zerſtreute Vorurteil“ und „Der verführte und wieder gebeſſerte Student“. Als Goethe in Straßburg weilte, wurde das letztgenannte Luſtſpiel am 23. Oktober 1770 hier zuerſt gegeben.[119])

Im April dieſes Jahres verließ der junge Dichter die Vaterſtadt zum zweitenmale. Eine äußerlich wenig bewegte, jedoch an inneren Erlebniſſen reiche Zeit lag hinter ihm.[120]) Inniger Anſchluß an die Schweſter, hauptſächlich aber der Verkehr mit Fräulein von Klettenberg — der ſchönen Seele — arbeiteten an ſeiner inneren Vertiefung. Allein die frommen Einflüſſe dieſes Umgangs vermögen ihn nicht abzuhalten, frühere dramatiſche Entwürfe umzuarbeiten und neue derartige Pläne zu faſſen. Bevor er aber nach Straßburg geht, erkennt er die Wertloſigkeit dieſer neuen Verſuche und vernichtet ſie in einem zweiten Haupt-Autodafe. Unter den verbrannten Schriften befanden ſich wohl auch Arbeiten aus der Leipziger Zeit. Möglicherweiſe das von Gellerts Stück „Die Betſchweſter“ beeinflußte Luſtſpiel „Der Tugendſpiegel“, der Anfang des geplanten Dramas „Inkle und Jariko“ nach der gleichnamigen Gellertſchen Fabel, ſowie die Entwürfe zu den Trauerſpielen „Der Thronfolger Pharaos“ und „Romeo“.

Was die Frankfurter dramatiſchen Arbeiten vom Jahre 1769 betrifft, ſo wurden nach Goethes Bericht mehrere angefangene Stücke, darunter einige nur bis zur vollendeten Expoſition, andere bereits bis zum dritten oder vierten Akt gelangte, dem Feuer übergeben.[121]) Zu den letzteren zählte jedenfalls auch das „Luſtſpiel in Leipzig“, eine Farce, deren Stoff Goethes dortige Erlebniſſe bildeten.

Im Januar 1769 arbeitete er an dieſem dritten, aus eigenen Erfahrungen erwachſenen Drama.[122]) Das Jugendwerk war aber

---

[119]) Auf dem Zettel iſt bemerkt, dem Stücke liege ein wirklicher Vorgang zu Grunde. Dieſer habe ſich in einer nahen Univerſität zugetragen und manche Leute zum Lachen, andere zum Weinen gebracht. Das Luſtſpiel enthielt auch verſchiedene Studentenlieder.

[120]) Kurz vor Goethes Abreiſe gab Direktor Renaud in Verbindung mit einer Madame Martin eine Reihe franzöſiſcher Vorſtellungen auf der Bühne im Junghof. Ob der junge Dichter ihm wieder begegnete, ob die nun auch erwachſenen Geſchwiſter Derones noch zur Truppe gehörten, läßt ſich aus Mangel an verbürgten Nachrichten nicht beſtimmen.

[121]) Dichtung und Wahrheit VIII. Buch.

[122]) Brief an Friederike Öſer, 13. Feb. 1769. Goethes Briefe B. I Nr. 51.

wohl nicht in Alexandrinern, sondern in Prosa abgefaßt. — Wäre nur eins jener 1769 oder am Anfang des Jahres 1770 geschriebenen Stücke erhalten geblieben, so würde sich der bestimmte Beweis dafür finden lassen, daß der junge Dichter unter dem Einfluß der Frankfurter Bühne mehr und mehr in die Bahn der modernen dramatischen Richtung einlenkte.

Im Herbste 1769 kam die Sebastianische Truppe wieder nach Frankfurt, deren eigentliche Stärke noch immer in der Aufführung neuerer Opern und Singspiele bestand. Daneben gab es aber auch Neuheiten des Lust- und Schauspiels z. B. „Eugenie" von Beaumarchais und ältere beliebte Stücke wie „Die Matrone von Ephesus" von F. Ch. Weiße, „Herzog Michel" und „Die Kandidaten" von Krüger. Das bedeutendste Bühnenereignis jener Zeit bildete jedoch die Premiere der später oft wiederholten französischen Opera buffa „Tom Jones" von Philidor in der Übersetzung des Direktors Sebastiani. Die glänzend in Szene gesetzte Oper errang einen großen Erfolg und gewann in der Folgezeit neben anderen ähnlichen Werken insofern Einfluß auf das bürgerliche Drama der siebziger und achtziger Jahre, als ihr dem berühmten englischen Roman „Tom Jones" von Henry Fielding entnommener Stoff eine Anzahl origineller und lebenswahrer Figuren enthält. Der leichtsinnige, doch ehrliche Tom Jones und Sir Western, der derbe Landjunker, dem die Jagd und ein gutes Essen über alles gehen, sind davon die wirksamsten.

Und dieses Stück, das sowohl durch seinen Text als die Musik ungewöhnliche Wirkungen auf die Frankfurter erzielte, wird wohl auch den jungen Dichter ins Theater gelockt und ihn mit neuen Anschauungen über das Bühnenwirksame erfüllt haben. Am Anfang des Jahres 1770 beginnt ja in Goethe eine innere Wandlung, die ihn von der zermorschten Technik einer abgethanen Epoche frei machen und im Vollbesitze wiedergewonnener Gesundheit und unter verschiedenen segensreichen Einflüssen in Straßburg zum Schüler Rousseaus und mehr und mehr zum begeisterten Anhänger Shakespearescher Ungebundenheit, Leidenschaft und Ursprünglichkeit umbilden sollte. Nun beherrschen ihn die Eingebungen der Phantasie nicht mehr allein, werden die strengen veralteten Formen durch den mächtig hervorbrechenden Strom der Empfindung zersprengt. In dieser warmen Frühlingsstimmung thut

er seinen ersten großen Wurf, belebt er im „Götz von Berlichingen“ eine große Vergangenheit in mächtigen, das Gemüt ergreifenden Gestalten.

Während des Aufenthaltes in Straßburg traf Goethe die Sebastianische Truppe wieder,[123]) deren erste Mitglieder, die jugendliche Heldin Madame Abt ausgenommen, von 1771 an den Kern der Marchandschen Gesellschaft bildeten. Als der in Straßburg geweckte geistige Überschwang des jungen Dichters sich später in Frankfurt in gewaltigen Schöpfungen wie „Götz von Berlichingen“, „Die Leiden des jungen Werther“ und „Faust“ entladen hatte, war diese Truppe dazu bestimmt, seinen Genius in neue Bahnen zu lenken.

Goethes Rückkehr von Straßburg nach Frankfurt erfolgte Ende August 1771. Mitte Mai bis etwa Mitte September 1772 hält er sich in Wetzlar auf. Ausflüge in die Nachbarschaft und die Schweizerreise im Sommer 1775 ausgenommen, weilte er bis zur Übersiedelung nach Weimar stets in Frankfurt und hatte dadurch Gelegenheit, auf der Marchandschen Bühne im Junghofe die beliebtesten neueren Erscheinungen des modernen Dramas, hauptsächlich aber der Oper und Operette zu sehen.

Daß er diesen Vorteil nicht unbenutzt ließ und trotz fieberhaften und rastlosen Schaffens abends so viel Zeit fand, um ins Theater zu gehen, beweist nicht nur die Schilderung Marchands und seiner Leistungen in „Dichtung und Wahrheit“,[124]) sondern auch manche Briefstelle aus der ersten Hälfte der siebziger Jahre, die auf den Besuch des Schauspiels hindeutet oder ihn geradezu erwähnt.[125])

Der Spielplan der kurpfälzischen Hofschauspieler unter der Direktion des Herrn Marchand[126]) und sonstige ausführliche Mitteilungen über

---

[123]) „J. D. Salzmann“ von Stöber, S. 79—82. Auf das Straßburger Theater kommt Goethe im XI. Buche von „Dichtung und Wahrheit“ zu sprechen. Eine Aufführung des dort erwähnten Rousseauschen Stückes „Pygmalion“ in Frankfurt ließ sich nicht nachweisen, wird aber, da das Drama in Deutschland über die Bühne ging, wohl auch hier stattgefunden haben.

[124]) Dichtung und Wahrheit XVII. B.

[125]) Goethes Briefe II. B. 1771—75.

[126]) Die von der Marchandschen Gesellschaft aufgeführten Operetten erschienen in 6 Bänden bei Andreä, Frankfurt a. M. 1770—1778.

dieſe Truppe wurden bereits an anderem Orte veröffentlicht.[127]) Es bleibt deshalb hier nur zu ergänzen, was auf Grund neu aufgefundener Theaterzettel und ſonſtiger Dokumente an Vorſtellungen noch hinzukommt, was von Goethe als Neuheit in einer Saiſon geſehen wurde und ſein dramatiſches Schaffen beeinflußen konnte oder in ſonſt irgend einer Beziehung zu ihm ſteht.

Während und nach der Herbſtmeſſe 1771 erregten beſonders drei komiſche Opern „Der Deſerteur“ von Monſigny, „Die unvermutete Zuſammenkunft auf der Pilgerfahrt von Mekka“ von Gluck und „Der Hufſchmied oder der Dorfarzt“ von Philidor das größte Aufſehen. Allgemeiner Beliebtheit erfreute ſich damals auch das Singſpiel „Roſa und Colas“ von Monſigny und Gretry. Goethe glaubte, wie ſchon früher bemerkt, einer Aufführung des Stückchens bereits während der franzöſiſchen Zeit beigewohnt zu haben, allein ſeine Erinnerung bezog ſich ſicher auf den Herbſt 1771 oder die nächſtfolgenden Jahre. In Paris wurde „Roſe und Colas“ zuerſt 1764 gegeben. Die früheſte Frankfurter Vorſtellung dieſes Singſpiels, vielleicht überhaupt die älteſte in Deutſchland, veranſtaltete am 3. April 1771 die Marchandſche Geſellſchaft.

Auch die von Goethe weiter erwähnten Operetten „Der Faßbinder“ von Audinot und „Das Milchmädchen und die Jäger“ von Duni, ſowie der „Herzog Michel“ gingen bald nach ſeiner Heimkehr und auch ſpäter öfters in Szene. Während der Spielzeit von Anfang September bis Mitte November 1771 fanden außerdem noch die Premieren folgender Stücke ſtatt:

„Der engliſche Wayſe“, ein Schauſpiel in drei Aufzügen überſetzt von H. Faber (12. Oktober), „Die unähnlichen Brüder“ oder „Unglück prüft das Herz“, Original-Luſtſpiel in fünf Aufzügen von H. Müller (Oktober), „Die beiden Freunde“ oder „Der Kaufmann von Lyon“, Schauſpiel in fünf Aufzügen von Beaumarchais (12. November). Im September und November 1771 gab es auch Neuaufführungen von „Der Geizige“ und „Der Tartüffe“ von Molière. Bei Goethes großer Vorliebe für dieſen Meiſter des Luſtſpiels darf man an jenen Abenden ſeine Anweſenheit im Theater wohl vorausſetzen.

[127]) „Geſchichte der Schauſpielkunſt in Frankfurt a. M.“ von E. Mentzel (Theobald Marchands Wirken in Frankfurt) S. 311 ff.

Auf jedes ernstere Stück folgte bei der Marschandschen Truppe eine einaktige Opera buffa oder ein kleines Lustspiel. Im Herbste und Spätherbst 1771 sind hier folgende Werke dieser Art über die Bretter gegangen, die noch häufig in der ersten Hälfte der siebziger Jahre wiederholt wurden. „Der Kaufmann von Smyrna", Singspiel in einem Aufzuge von Stegmann. „Das redende Gemälde", Singspiel in einem Aufzuge von demselben. „Der Dorfbarbier", Operette in zwei Aufzügen von Hiller, Text von F. Chr. Weiße. „Der Schlosser" oder „Der betrogene Ehemann", Opera buffa in einem Aufzuge. „Der Wittwer", Lustspiel in einem Aufzuge. Manchmal schlossen die Vorstellungen auch mit pantomimischen Balletten, in denen meist volkstümliche Figuren wie Holzhacker, Wäscherinnen, Matrosen, Handwerker, Bauern oder Feen, Hexen, Kobolde und Zauberer auftraten. Die Gegenstände der Ballette entsprachen also vollkommen den Stoffen der Singspiele und Operetten. Entweder boten sie halb scherzhaft, halb rührend ein Stück alltäglichen Lebens oder sie waren ein Tummelplatz des Märchenhaften und Wunderbaren. Öfters verwandten die Ballettmeister Brochard und Mierck auch lokale Stoffe für die beliebten Pantomimen. Besonders hervorzuheben sind von diesen „Das Mayntzer Marktschiff", „Der Sachsenhäuser im Palast", „Die Frankfurter Meß", „Seppel auf der Maynbrücke", „Der betrunkene Pfeiffer am Fahrthor". In diesen Pantomimen übernahm Madame Marchand stets die Hauptpartie. Sie tanzte nicht nur ausgezeichnet, sondern war auch eine sehr gute Sängerin und Schauspielerin. Andere Mitglieder der Gesellschaft, z. B. Madame Mierck, Demoiselle Köller und der jugendliche Liebhaber und Held Stierle scheinen gleichfalls die drei Künste ausgeübt zu haben. Daß Marchand auch Frankfurter Lokalstücke gegeben hätte, wie die Tradition berichtet, ist nicht anzunehmen. Dafür war sein Personal durchaus ungeeignet. Es wurde jedoch zu jener Zeit viel in Privatkreisen Theater gespielt, und in diesen werden wohl die Komödien des mit Goethe befreundeten Frankfurter Lokaldichters H. W. Seyfried aufgeführt worden sein.

Ehe Goethe im Mai 1772 Frankfurt wieder verließ, brachte die Marschandsche Gesellschaft noch folgende Neuheiten:

„Die Schule der Bürger", Lustspiel in drei Aufzügen von Faber, nach dem Französischen des Dalainvalle (22. April). „Die Hausplage

oder das Bild des Eheſtandes", Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Peltzl (28. April). „Die Freundſchaft auf der Probe", Opera buffa in zwei Aufzügen, von Gretry (29. April). „Die Fee Urgelle" oder „Was gefällt den Damen", Opera buffa in vier Aufzügen von Favart, deutſch von J. H. Faber. Die Aufführung dieſer Oper bildete ein Kunſtereignis für Frankfurt. Man verfertigte eigens ſchöne theatraliſche Verwandlungen und neue transparente Dekorationen dafür. Goethe beſuchte ſicher dieſe glanzvolle Vorſtellung, vielleicht ſogar in Begleitung ſeiner Mutter, zu deren Lieblingsſtücken „Die Fee Urgelle" zählte.[128])

Als der junge Dichter im September 1772 von Wetzlar wieder nach Frankfurt zurückkehrte, führte Direktor Marchand zwei weitere Neuheiten auf, in denen er ſelbſt in der Hauptrolle die größten Erfolge erringen ſollte. Es iſt das Geblerſche Schauſpiel „Der Miniſter" oder „Der Triumph der Tugend" und die berühmte, im Dezember 1771 in Fontainebleau zuerſt gegebene Oper „Zemire und Azor" oder „Die Schöne und das Ungeheuer". Beide Stücke ſah Goethe und bewahrte ihnen eine Erinnerung bis ins Alter. Geblers Miniſter gehört zu denjenigen Dramen, die damals dieſe Kunſtform benutzten, um zu beſſern und moraliſche Gedanken zu verbreiten, daneben aber auch den Wert des mittleren, ja unteren Standes zu einer gemütlichen Anſchauung brachten. Die Gretryſche Oper hingegen (Text von Marmontel) erzielte ihren Haupterfolg durch die glückliche Verbindung des Zauberhaften mit dem Wirklichen. Als Goethe ſeine Lebensgeſchichte niederſchrieb, war es ihm noch genau gegenwärtig, wie gut ſich Marchand als Vater der ſchönen Zemire in der Viſionsſzene zu geberden wußte.[129]) Dieſer höchſt wirkſame Vorgang trug ſich hinter einem Flor zu und vergegenwärtigte der bei dem Prinzen Azor weilenden Zemire den Schmerz und die Sehnſucht des Vaters und ihrer beiden Schweſtern Fatime und Lisbe. Eine Arie der Zemire im zweiten Aufzuge der Oper „Schönſte der Roſen, du meine Luſt",

[128]) Am 29. Oktober 1779 ſchreibt Frau Rat Goethe an die Herzogin Anna Amalia von Weimar: „Wenn ich nur auf dieſe Zeit die Fee Urganda (Urgelle) wäre, was ſollte mein Hauß vor ein Palaſt ſein! Gold, Demandten, Perlen, alles wolte ich mit dem beſten Guſto anwenden" u. ſ. w.

[129]) Dichtung und Wahrheit XVII. Buch.

von deren Darstellerin Madame Brochard hinreißend gesungen, regte Goethe zu seinem Liede „Ihr verblühet, süße Rosen" in „Erwin und Elmire" an und veranlaßte ihn, die Melodie der Gretryschen Arie etwas umbilden zu lassen und seinen Versen zu unterlegen.[130]) Die erste nachweisbare Vorstellung der Oper fällt auf den 23. Mai 1772, häufige Wiederholungen folgten in den nächsten Jahren.[131]) Noch mehr als ein Menschenalter später übte dies Werk einen großen Reiz auf die Frankfurter aus.

Besonders erwähnenswert im Hinblick auf Goethe dürften in der Herbstmesse 1772 und in der Ostermesse 1773 die Aufführungen folgender Stücke sein. „Der Bramarbas" Lustspiel von Holberg (der Übersetzer ist nicht genannt), „Trau, schau wem?" Lustspiel von Brandes, „Der Hurone" Oper von Gretry, „Der Deserteur aus Kindesliebe" Schauspiel von Stephanie d. J. nach Mercier, und die kleine Operette „Silvain" von Gretry, Text von Marmontel, verdeutscht von Faber. Das Stückchen, eine Umbildung von Gessners „Erast" schildert die Versöhnung eines Vaters mit dem wegen seiner Heirat verstoßenen Sohne und zeugt für den verweichlichten, sentimentale Bühnenvorgänge und süßliche Stimmungen liebenden Geschmack des Publikums jener Zeit.[132])

Nur von den ihm Nahestehenden voll gewürdigt und verstanden, besuchte der Advokat Goethe in der Ostermesse 1772 noch unbeachtet das Marchandsche Theater, im Herbste dieses Jahres war der Verfasser des „Götz von Berlichingen" bereits ein berühmter Mann, auf

---

[130]) Brief an Auguste von Stolberg vom 15. April 1775. Goethes Briefe, II. Band, Nr. 327.

[131]) Wie beliebt die Oper war, geht aus der Biographie Gretrys von Felix van Hulst hervor (Liege 1842). Dieser schreibt S. 38: «Quand elle (die Oper Zemire und Azor) était encore dans sa nouveauté —, un Français la vit annoncer pour le même jour à trois théâtres différents et en trois langues, en français, en allemand et en flamand. C'était à une foire de Francfort. Die eine der drei genannten Vorstellungen fand demnach sicher in Frankfurt statt.

[132]) In der Ostermesse 1773 wurde ungemein viel geboten. „Wir haben einen Teufels Reuter hier und Comödien, Schatten- und Puppenspiel" schreibt Goethe am 14 April 1773 an J. C. Kestner. Von den beiden Letzteren findet sich keine Spur in den Akten, der Teufelsreuter ist der Engländer Walton, der im Rahmhof unter großem Andrang des Publikums Vorstellungen gab.

den man ſicher die Fremden in der Komödie aufmerkſam machte. Wieviel häufiger mag dies aber erſt 1774 nach dem Erſcheinen des Werther geſchehen ſein! Während in der Herbſtmeſſe 1773 die Bühne im Junghofe mehr als je von dem realiſtiſch ſentimentalen Dämon beherrſcht wurde und Operetten wie „Der Töpfer“ [133]) von André, „Der luſtige Schuſter“ von Hiller, „Der Dorfbarbier“ von demſelben und das rührende Schauſpiel „Der Eſſigmann mit ſeinem Schubkarren“ von Mercier, deutſch von M.[archand] über die Bretter gingen, beginnt Goethe zwei unvollendete Dramen „Mahomed“ und „Prometheus“, tritt ihm die wichtigſte Figur der alten Puppenſpiele, der Doktor Fauſt, wieder näher. Was er auf der Bühne ſah, war das Alltägliche, Gebundene und Weichliche, was er dagegen plante und geſtaltete, das Kraftvolle, Kühne und Titaniſche. Beſchränktheit in allerlei Geſtalt, die ihn empörte, vielleicht auch der Widerwille gegen die ſüßlich theatraliſche Richtung vertieften dieſe Stimmung und ließen ihn aus dem Zuſammenſtoß der Gegenſätze neue ſchöpferiſche Ideen gewinnen.

In der Oſtermeſſe 1774 kommt „Eugenie“, das in Frankfurt allgemein beliebte Schauſpiel von Beaumarchais, wieder auf die Bühne, im Mai lieſt Goethe das vierte Memoire desſelben Verfaſſers, und Ende Juni 1774 iſt „Clavigo“ vollendet, deſſen Rohſtoff er dem genannten Berichte Beaumarchais' entnahm. [134]) Während der Herbſtſpielzeit gab die Marchandſche Truppe F. Ch. Weißes rührendes Schauſpiel „Großmut für Großmut“, das wie deſſen „Amalia“ die Liebe zweier Frauen zu einem und demſelben Manne ſchildert. Goethe behandelt denſelben Konflikt am Anfang des Jahres 1775, alſo in der Zeit ſeines Verhältniſſes zu Lilli, und findet, ſicher oft von Erinnerungen an ſeine frühere Geliebte Friederike Brion gequält, in der

[133]) Die Premiere dieſes Andréſchen Singſpiels fiel auf den 29. Okt. 1773 zum Beſten des Kaſſen- und Armenamts. Goethe berichtet am 3. November an Betty Jacobi, das Stück ſei mit großem Beifall gegeben worden. In einem Briefe vom 26. November an dieſelbe beurteilt Goethe das Singſpiel des Freundes und bittet eine ähnliche Kritik bei dem „Merkur“ anzubringen, was aber nicht gelang. In Frankfurt wurde „Der Töpfer“ oft wiederholt. Eine Beſprechung desſelben, wahrſcheinlich von Goethe, ſteht in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ von 1773.

[134]) Die erlebten und litterariſchen Grundlagen von Goethes „Clavigo“ von Emil Soffé. Separat-Abdruck aus dem Programme für 1890/91 der k. k. Staats-Ober-Realſchule in Brünn.

Gestaltung dieses Stoffes Befreiung von heimlichem Zwiespalt und Druck. Bekennt er doch in der Zeit, als er „Stella" schuf, der Gräfin Auguste von Stolberg: „O wenn ich jetzt nicht Dramen schriebe, ich ging zu Grund." [135]) Wie stets bei Goethe, gelangt auch in dieser glühenden Dichtung Selbsterlebtes zum Ausdruck, trotzdem aber sind aus „Amalia" und „Großmut für Großmut" verschiedene Motive in Stella übergegangen. Vergleicht man die drei Stücke miteinander, so kann man nicht mehr daran zweifeln, daß die beiden Weißeschen Werke die litterarischen Modelle für Stella abgaben. — Freilich nur Modelle, die Goethes Künstlerhand erst in fesselnde Gestalten umformte. Bereits frühe hatte er ja seine eigenen Gedanken über „Großmut um Großmut", [136]) die ihm „zum Erzählen zwar ganz erträglich, zum Schreiben aber noch lange nicht ordentlich genug erschienen". [137]) Vielleicht ließ der Bühneneindruck des Werkes den jungen Dichter volle Klarheit darüber gewinnen. Jedenfalls zeigte ihm Weiße den Weg, um Einklang in die Gegenwart zu bringen und die Gegensätze im eignen Inneren zu versöhnen.

Während sich durch neuere Funde der Spielplan der Marchandschen Truppe bis zum Herbste 1773 ziemlich feststellen läßt, sind aus den beiden folgenden Jahren nur wenige Zettel erhalten. Deshalb können außer bereits angegebenen Werken für diese Zeit nur die Aufführungen folgender Stücke namhaft gemacht werden:

„Die Schule der Jugend" oder „Der französische Barnevelt" Schauspiel in fünf Aufzügen, eine Neubildung des berühmten Dramas „Der Kaufmann von London" (10. [?] 1774); „Die abgedankten Offiziers" oder „Standhaftigkeit und Verzweiflung" Lustspiel in fünf Aufzügen von Stephanie d. J. (7. April 1774); „Der König und der Pachter", Opera buffa in zwei Aufzügen von Gretry (22. Sept. 1774); „Der Westindier" Lustspiel in fünf Aufzügen von Cumberland ([?] 1774); „Die verliebten Thorheiten" ein ganz neues Lustspiel in drei Aufzügen; und „Silvain" (24. Okt. 1774); „Die Freundschaft auf der Probe" (18. Mai 1775), ob die Gretrysche Oper oder Weißes Schauspiel

[135]) Brief vom 7. März 1775. (Goethes Briefe, II. B. Nr 301.)

[136]) J. Minor, „F. Chr. Weiße", S. 121—123.

[137]) S. Hirzel, „Der junge Goethe" I. S. 37. — Scherer, „Aus Goethes Frühzeit". Quellen und Forschungen, XXXIV. S. 126 ff. Goethes Briefe I. B. Nr. 48.

läßt sich wegen Schadhaftigkeit des Zettels nicht bestimmen; „Alceste", Oper von Schweizer, Text von Wieland;[138]) „Erwin und Elmire" von Goethe (13. Sept. 1775). Der Zettel ist im Facsimile beigegeben.

Vom letzten Werke abgesehen, ist für Goethe unter den genannten Stücken Cumberlands Westindier besonders erwähnenswert, weil der Dichter damals oft so bezeichnet und nach seiner plötzlichen Berühmtheit in den vornehmen Frankfurter Kreisen ebenso angestaunt wurde, wie der Held des damals sehr beliebten Stückes von Mitgliedern der englischen Aristokratie wegen seiner großen Natürlichkeit bei einer Fülle von Talenten. Auch „Hurone" wurde Goethe genannt, welchen Spitznamen wohl nicht die Voltairesche Erzählung «l'Ingénue», sondern die in der ersten Hälfte der siebziger Jahre oft hier aufgeführte Gretrysche Oper hergab, deren Stoff übrigens der genannten tendenziösen Plauderei Voltaires entnommen ist.

Auf mannigfaltige Weise spielen also die Fäden zwischen dem jungen Goethe und der Marchandschen Truppe. Viel mehr als das Studium Lessings und anderer Dichter wurde sie sein Lehrmeister in der dramatischen Form. Die Vorstellungen moderner, meist französischer und englischer Dramen und der gerade durch ihre Knappheit ungemein wirksamen Singspiele ließen ihn den ethischen Wert einer straffgeführten Handlung und künstlerischen Einheit erkennen und halfen ihm dabei, in verhältnismäßig kurzer Zeit die Ungebundenheit im Götz vollständig zu überwinden und im „Clavigo" und in „Stella" sich bereits als vollkommener Beherrscher der streng geschlossenen theatralischen Form zu zeigen. Der häufige Besuch des Marchandschen Theaters, hauptsächlich aber der trefflichen Darbietungen an Singspielen, regte Goethe aber auch an, sich 1775 in dieser neuen Kunstgattung zu versuchen. Im Märzhefte der von F. H. Jacobi heraus-

[138]) Uber die Aufführung der „Alceste" in der Ostermesse 1774 berichtet Schmid in der „Chronologie des deutschen Theaters" 1775 S. 378. Madame Brochard hätte die Titelpartie gesanglich und schauspielerisch trefflich verkörpert. Ein Zettel der Aufführung ist nicht vorhanden, auch bringen die hiesigen Zeitungen nichts darüber. Nur dann und wann erscheint einmal eine Notiz über ein Theaterereignis. Die Vorstellungen werden gleichfalls noch nicht regelmäßig angekündigt, meist nur solche zu wohlthätigen Zwecken. Deshalb ist das von M. Belli im IV. Bande der „zusammengestellten Auszüge" aus den Frag- und Anzeigungsnachrichten mitgeteilte Repertoire der Marchandschen Truppe unvollständig.

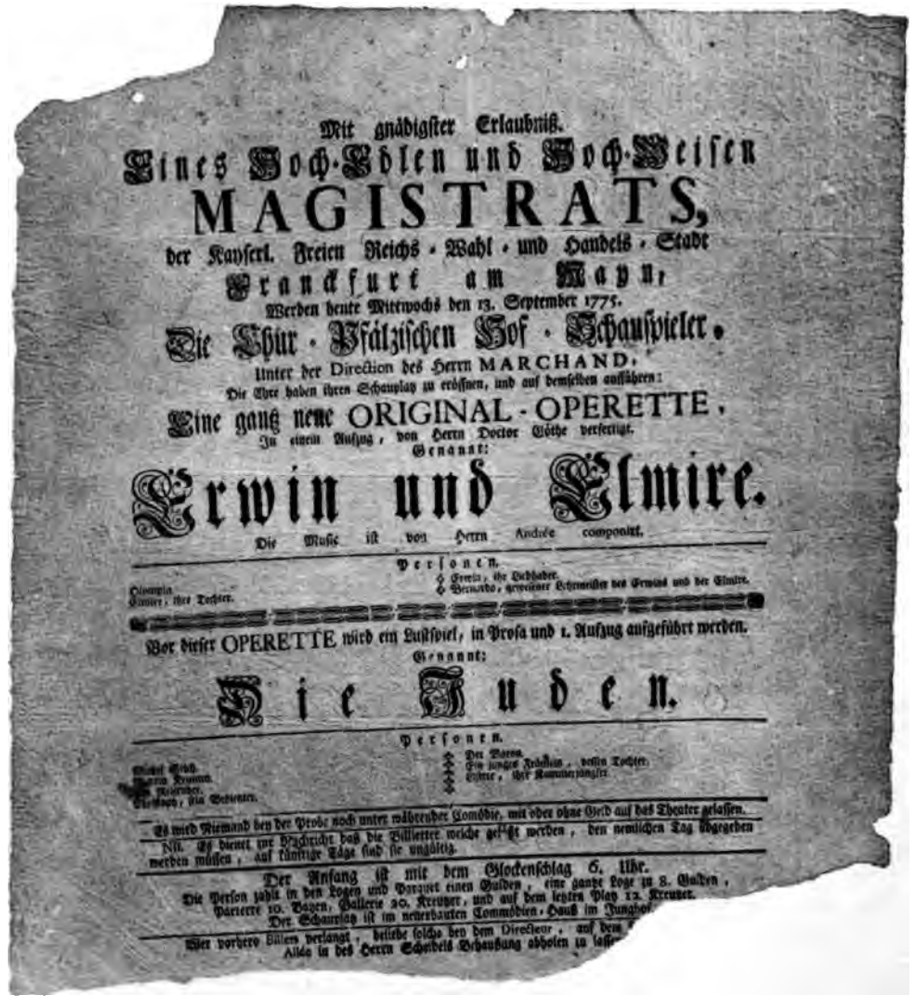
gegebenen „Iris“ erſchien „Erwin und Elmire“, um dieſelbe Zeit dichtete Goethe bereits an ſeinem zweiten Singſpiel „Claudine von Villa Bella“. Gleich nach der Veröffentlichung von „Erwin und Elmire“ oder vielleicht auch noch vorher komponierte Goethes Offenbacher Freund Johann André die Arien und Lieder des kleinen Stückes.

Am Beginne der Oſtermeſſe anfangs April 1775 muß der Komponiſt, bei dem der Dichter damals oft weilte,[139]) die Arbeit vollendet und das Singſpiel ſofort, wahrſcheinlich in Gemeinſchaft mit Goethe, dem Direktor Marchand zur Aufführung angeboten haben. Wenigſtens geht aus Goethes Briefen an Johanna Fahlmer klar hervor, daß die Premiere von „Erwin und Elmire“ noch in dieſer Spielzeit geplant war. Geplant freilich nur; denn unabweisliche Gründe, in erſter Linie der Zettel ſelbſt, der doch „eine ganz neue Originaloperette“ für den 13. September 1775 ankündigt, ſprechen für die Verſchiebung der erſten Aufführung bis zum Beginne der Herbſtmeſſe.

Wenn Goethe in einem Briefe vom 7. Juni 1775 der Johanna Fahlmer für „die Nachricht des herrlichen Tragierens“ und für die dramatiſche Erzählung dankt, die ihm lieber geweſen ſei als die Vorſtellung ſelbſt, ſo kann ſich dieſe Antwort trotz aller dafür ſprechenden Wahrſcheinlichkeit nicht auf die Premiere von „Erwin und Elmire“ im Marchandſchen Theater beziehen. Entweder berichtet Johanna Fahlmer über ein anderes Stück, oder, was eher anzunehmen iſt, über eine private Aufführung des Singſpiels im damaligen Goetheſchen Freundeskreiſe. Unterſtützt wird die Annahme einer Verſchiebung der Premiere durch die weitere Thatſache, daß Marchand nur eine Woche nach der Oſtermeſſe ſpielte, alſo Ende Mai Frankfurt bereits wieder verlaſſen hatte. Außerdem war aber dieſer ein viel zu guter Geſchäftsmann, um den Vorteil außer Acht zu laſſen, den die Anweſenheit des berühmten Verfaſſers von Götz und Werther bei der erſten Aufführung ſeines neueſten Werkes zweifellos bieten mußte. Auch ſchon allein wegen der Abreiſe des Dichters in die Schweiz dürfte Marchand die Premiere bis zu deſſen Rückkehr im Herbſt verſchoben haben.

---

[139]) Dichtung und Wahrheit XVII. B. — Briefe an Auguſte Gräfin zu Stolberg 7.—10. März 75 und 14.—19. Sept. 75 in Goethes Briefe II. B. Nr. 301 und 355. — Emil Pirazzi, „Bilder und Geſchichten aus Offenbachs Vergangenheit“ S. 177 ff.



Mit gnädigster Erlaubniß.

Eines Hoch-Edlen und Hoch-Weisen

MAGISTRATS,

der Kayserl. Freien Reichs-Wahl- und Handels-Stadt

Franckfurt am Mayn,

Werden heute Mittwochs den 13. September 1775.

Die Chur-Pfälzischen Hof-Schauspieler,

Unter der Direction des Herrn MARCHAND,

Die Ehre haben ihren Schauplatz zu eröffnen, und auf demselben aufführen:

Eine gantz neue ORIGINAL-OPERETTE,

In einem Aufzug, von Herrn Doctor Göthe verfertigt.

Genannt:

Erwin und Elmire.

Die Music ist von Herrn Andrée componirt.

Personen.

Olympia
Elmire, ihre Tochter.

Erwin, ihr Liebhaber.
Bernardo, gewesener Lehrmeister des Erwins und der Elmire.

Vor dieser OPERETTE wird ein Lustspiel, in Prosa und 1. Aufzug aufgeführt werden.

Genannt:

Die Juden.

Personen.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Der Baron.
Ein junges Fräulein, dessen Tochter.
Elmire, ihre Kammerjungfer.

Es wird Niemand bey der Probe noch unter währender Comödie, mit oder ohne Geld auf das Theater gelassen.

NB. Es dienet zur Nachricht daß die Billetter welche gelöst werden, den nemlichen Tag abgegeben werden müssen, auf künftige Tage sind sie ungültig.

Der Anfang ist mit dem Glockenschlag 6. Uhr.

Die Person zahlt in den Logen und Parquet einen Gulden, eine gantze Loge zu 8. Gulden, Parterre 10. Batzen, Gallerie 20. Kreutzer, und auf dem letzten Platz 12. Kreutzer.

Der Schauplatz ist im neuerbauten Commödien-Hauß im Junghof.

Wer vorhero Billets verlangt, beliebe solche bey dem Directeur, auf dem [illegible] Allée in des Herrn Scheidels Behaußung abholen zu lassen.

Theaterzettel der Aufführung von Erwin und Elmire am 13. September 1775 in Frankfurt a. M.

Ebenso unhaltbar wie die Behauptung, das Singspiel sei zuerst hier im Mai 1775 aufgeführt worden, dürfte die Mitteilung sein, es wäre bereits im Juli desselben Jahres in Berlin in Szene gegangen.[140]) Es wird ein Jahr später der Fall gewesen sein; denn in einer Beilage zu den „Frankfurter Gelehrten-Anzeigen" von 1775 macht André unter dem 7. August bekannt, daß er die Musik zu „Erwin und Elmire" für Klavier und Orchester erst nächste Ostermesse versenden könne. Die dem Fürsten von Isenburg und Büdingen zugeeignete Partitur erschien auch erst in der Ostermesse 1776. So lange deshalb nicht sicherere Belege für die Frankfurter und Berliner Premiere vom Mai und Juli 1775 gefunden werden, erscheint es berechtigt, die Vorstellung des Singspiels am 13. September 1775 in Frankfurt für die Premiere, überhaupt für eine der ältesten Aufführungen eines Goetheschen Werkes in Deutschland zu halten.

Wie „Clavigo" und „Stella" ist „Erwin und Elmire" bereits nach allen Seiten hin eingehend gewürdigt und auch hinsichtlich der ihm zu Grunde liegenden subjektiven Einflüsse und Erlebnisse zum Gegenstande eingehendster Forschung gemacht worden.[141]) Es werde deshalb hier nur noch darauf hingewiesen, daß das Singspiel 1775 in Frankfurt in seiner ersten Fassung aufgeführt wurde, nicht in der zweiten Form, die sich jetzt gewöhnlich in den Goetheausgaben findet.

Nach der Rollenbesetzung bei der Marchandschen Truppe dürfte Madame Urban die Olympia, den Bernardo Herr Marchand dargestellt haben. Erwin und Elmire wurden zweifellos von dem ersten Sänger und der ersten Sängerin der Gesellschaft, Herrn Huck und Madame Brochard gegeben. Wenn man sich auf ein dieser Künstlerin gewidmetes Gedicht von 1776[142]) verlassen darf, so muß sie in jeder Beziehung für die Rolle der Elmire trefflich geeignet gewesen sein.

Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß Goethes Jugendwerk mit einer der frühesten Dichtungen seines großen Lehrmeisters Lessing gemeinsam über die Bretter ging. Dessen Name steht zwar nicht auf dem

---

[140]) Berliner Theater-Zeitung. Jahrgang 1782 S. 811.

[141]) „Die erlebten und litterarischen Grundlagen zu Goethes dramatischen Jugendwerken" von E. Soffé. I. Heft „Erwin und Elmire". Goethes Werke (Weimarische Ausgabe) B. 38 S. 459 ff.

[142]) Theater-Kalender auf das Jahr 1777. S. 19 ff.

Zettel, aus den angeführten Personen ergiebt sich jedoch, daß es sich um das einaktige Drama „Die Juden“ von Lessing handelt. Dies Stück 1749, also im Geburtsjahre Goethes geschrieben, ist ein Vorläufer von „Nathan der Weise“ und darf trotz ästhetischer Mängel und dramatischer Schwächen dem jungen Lessing als eine kühne That befreiender Humanität angerechnet werden.

Welchen Eindruck die Vorstellung machte, ließ sich bis jetzt nicht ermitteln, ebensowenig, ob Direktor Marchand auch „Clavigo“ und „Stella“ noch während Goethes Anwesenheit in seiner Vaterstadt zur Darstellung brachte. Den neueren Frankfurter Theaterfunden zufolge, spricht sehr viel dafür, dahingegen scheint es vollständig ausgeschlossen, daß der Direktor der kurpfälzischen Hofschauspieler auch an eine Aufführung des „Götz von Berlichingen“ gedacht haben könnte. Für große Tragödien fehlte ihm das geeignete Personal, für Stücke wie „Clavigo“ und „Stella“ hingegen besaß er die besten Kräfte.

Bedeutungsvoller konnte die reiche blühende Frühlingszeit von Goethes Schaffen kurz vor der Übersiedelung nach seiner zweiten Heimat Weimar nicht abgeschlossen werden, als durch die Erstaufführung seines schwungvollen Jugendwerkes „Erwin und Elmire“. Fand sie doch auch noch auf der alten Frankfurter Bühne im Junghofe statt, die den Dichter um so manche still nachwirkenden Eindrücke bereichert und einst dem Knaben die erste Anregung zu dramatischem Schaffen vermittelt hatte.

Zwei Bilder aus Goethes Jugendzeit.

Von

Alexander Frhr. von Bernus

auf

Stift Neuburg.

– – –

Durch Goethes lebendige Schilderung in Dichtung und Wahrheit ist es allbekannt, welche bedeutende Rolle in seinem Jugendleben die Frankfurter Maler spielten, die für seinen Vater und den kunstsinnigen Gast des Hauses, den Grafen Thoranc thätig waren, bekannt auch, daß der frühreife Knabe mannigfachen Einfluß auf die Entstehung ihrer Bilder genommen hat.

Über die Art und den Wert dieser Kunstschöpfungen sich ein richtiges Urteil zu bilden, war bis in die neueste Zeit für weitere Kreise schwer möglich.

Die Arbeiten der Schütz, Seekatz, Trautmann, Juncker waren außerhalb Frankfurts und seiner näheren Umgebung wenig gekannt und man ging achtlos an ihnen vorüber.

Von den für den Königslieutenant geschaffenen Werken hatte man, Goethes Bezeichnung als Tapetenbilder mißverstehend, die Vorstellung, als handele es sich hier mehr um handwerksmäßige Dekorationsarbeiten, als um ernsthafte Kunstwerke.

Niemand hatte die in einem kleinen Städtchen der Provence verborgenen Werke gesehen. Erst als vor etwa 20 Jahren Dr. Martin Schubart sie dort entdeckte und die Bilder des auf Goethes Anregung entstandenen Josephscyklus seinen reichen Sammlungen einreihte, waren sie den Freunden des Besitzers zugänglich.

In weiterem Umfange wurde die Betrachtung erst durch die Goetheausstellung des Hochstiftes von 1895 ermöglicht, die eine Reihe der von Trautmann, Schütz, Seekatz und Juncker für den Königsleutnant gemalten Bilder aus dem Besitz des Herrn Dr. Schubart und dem des Grafen Thorenc-Sartoux enthielt.[1]) Bald darauf brachte das schöne Werk Schubarts über „François de Théas, comte de Thoranc, Goethes Königslieutenant" neben eingehender Beschreibung auch die vortrefflichen Heliogravüren der Josephsbilder, und damit allen Verehrern des Dichters eine willkommene Illustration zu den Schilderungen in Dichtung und Wahrheit. Durch das Studium dieser Schilderungen war Schubart seinerzeit zu seiner erfolgreichen Entdeckungsfahrt angeregt worden, und auf demselben Wege gelangte ich vor etwa Jahresfrist zu einer ähnlichen, allerdings bescheideneren Entdeckung, nicht in der Fremde, sondern im eigenen Hause.

An einem schönen Sommerabende auf Stift Neuburg, dem von Goethes Freunde, Rat Friedrich Schlosser, erworbenen und meiner Familie vererbten, oberhalb Heidelbergs am Neckar gelegenen Landsitze, hatte ich wieder einmal Goethes Lebensbeschreibung zur Hand genommen. Ich hatte das vierte Buch aufgeschlagen und gelangte bald zu folgender Stelle:

„Manchen ähnlichen Auftrag erhielt ich denn auch, um bei den Malern bestellte Bilder zu betreiben. — Mein Vater hatte bei sich den Begriff festgesetzt und wenige Menschen waren davon frei, daß ein Bild, auf Holz gemalt, einen großen Vorzug habe vor einem anderen, das nur auf Leinwand aufgetragen sei. Gute eichene Bretter von jeder Form zu besitzen, war deswegen meines Vaters große Sorgfalt, da er wohl wußte, daß die leichtsinnigen Künstler sich gerade in dieser Sache auf den Tischler verließen. Die ältesten Bohlen wurden aufgesucht; der Tischler mußte Leimen, Hoblen und Zurichten derselben aufs Genauste zu Werke gehen; und dann blieben sie Jahre lang in einem oberen Zimmer verwahrt, wo sie langsam austrocknen konnten. Ein solches köstliches Brett war dem Maler Juncker anvertraut, der einen verzierten Blumentopf mit den bedeutendsten Blumen nach der Natur in seiner künstlichen und zierlichen Weise darauf darstellen

[1]) Vergl. den Katalog der Ausstellung, nr. 296—305.

ſollte. Es war gerade im Frühling und ich verſäumte nicht, ihm wöchentlich einigemal die ſchönſten Blumen zu bringen, die mir unter die Hand kamen; welche er dann auch ſogleich einſchaltete und das Ganze nach und nach aus dieſen Elementen auf das Treulichſte und Fleißigſte zuſammenbildete. Gelegentlich hatte ich auch wohl einmal eine Maus gefangen, die ich ihm brachte, und die er als ein gar zu zierliches Thier nachzubilden Luſt hatte, auch ſie wirklich aufs Genauſte vorſtellte, wie ſie am Fuß des Blumentopfes eine Kornähre benaſcht Mehr dergleichen unſchuldige Naturgegenſtände, als Schmetterlinge und Käfer wurden herbeigeſchafft, dargeſtellt, ſo daß zuletzt, was Nachahmung und Ausführung betraf, ein höchſt ſchätzbares Bild beiſammen war.

Ich wunderte mich daher nicht wenig, als der gute Mann mir eines Tages, da die Arbeit bald abgeliefert werden ſollte, umſtändlich eröffnete, wie ihm das Bild nicht mehr gefalle, indem es wohl im einzelnen ganz gut gerathen, im Ganzen aber nicht gut componirt ſei, weil es ſo nach und nach entſtanden, und er im Anfang das Verſehn begangen, ſich nicht wenigſtens einen allgemeinen Plan für Licht und Schatten, ſo wie für Farben zu entwerfen, nach welchem man die einzelnen Blumen hätte einordnen können. — Er ging mit mir das während eins halben Jahres vor meinen Augen entſtandene und mir theilweiſe gefällige Bild umſtändlich durch und wußte mich, zu meinem Betrübniß vollkommen zu überzeugen. Auch hielt er die nachgebildete Maus für einen Mißgriff: „denn“, ſagte er, „ſolche Thiere haben für viele Menſchen etwas Schauderhaftes, und man ſollte ſie da nicht anbringen, wo man Gefallen erregen will.“ Ich hatte nun, wie es Demjenigen zu gehen pflegt, der ſich von einem Vorurtheile geheilt ſieht und ſich viel klüger dünkt, als er vorher geweſen, eine wahre Verachtung gegen dies Kunſtwerk, und ſtimmte dem Künſtler völlig bei, als er eine andre Tafel von gleicher Größe verfertigen ließ, worauf er, nach dem Geſchmack, den er beſaß, ein beſſer geformtes Gefäß und einen kunſtreicher geordneten Blumenſtrauß anbrachte, auch die lebendigen kleinen Beiweſen zierlich und erfreulich ſowohl zu wählen als zu vertheilen wußte. Auch dieſe Tafel malte er mit der größten Sorgfalt, doch freilich nur nach jener ſchon abgebildeten, oder aus dem Gedächtnis, das ihm aber bei ſeiner ſehr langen und emſigen Praxis

gar wohl zu Hilfe kam. Beide Gemälde waren nun fertig, und wir hatten eine entschiedene Freude an dem letzten, das wirklich kunstreicher und mehr in die Augen fiel. Der Vater ward anstatt mit einem, mit zwei Stücken überrascht und ihm die Wahl gelassen. Er billigte unsere Meinung und die Gründe derselben, besonders auch den guten Willen und die Thätigkeit, entschied sich aber, nachdem er beide Bilder einige Tage betrachtet, für das erste, ohne über diese Wahl weiter viele Worte zu machen.

Der Künstler, ärgerlich, nahm sein zweites wohlgemeintes Bild zurück und konnte sich gegen mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die gute, eichne Tafel, worauf das Erste gemalt stehe, zum Entschluß des Vaters, gewiß das Ihrige beigetragen habe."

Ich legte das Buch aus der Hand. Eine Erinnerung tauchte auf. Kannte ich denn nicht zwei Bilder, die ganz der Beschreibung entsprachen, die Goethe hier so lebendig, in allen Einzelheiten entwirft? Ja mehr noch, besaß ich sie nicht selbst? Die beiden schönen Blumenstücke, die drüben im Saale hoch oben in der Ecke hingen, waren es wirklich die hier geschilderten, oder trog eine Ähnlichkeit? Ich mußte Gewißheit haben. Eine Leiter wurde herbeigeschafft, und die Bilder wurden herabgeholt.

Da stimmte nun alles zu Goethes Worten.

Das erste Bild zeigt die im einzelnen gut geratenen aber ohne bestimmten Plan nach und nach eingeschalteten Blumen in reicher regelloser Fülle aus dem Blumentopfe hervorquellend, an dessen Fuße das zierliche Mäuschen die Kornähre benascht.

Das zweite, von gleicher Größe,[3]) enthält einen aus ähnlichen Blumen bestehenden aber kunstreich komponierten Strauß in besser geformter Vase.

Während dort eine Anzahl der schönsten Rosen gleichwertig nebeneinander prangen, bildet hier eine vollaufgeblühte Rose den Mittelpunkt, um den die übrigen Blüten mit wohlverteiltem Licht und Schatten sich gruppieren, so daß die Rundung des Straußes besser hervortritt.

Anstatt der als anstößig verworfenen Maus und eines vielleicht zu ähnlichen Bedenken Anlaß gebenden Frosches ist ein Vogelnest mit

---

[3]) Die Größe der Bilder ist: 86 cm Höhe, 68 cm Breite.

Erſtes Blumenſtück von J. Junker.

Zweites Blumenſtück von J. Junker.

Eiern, an denen ein zierliches Eidechslein naſcht, gewählt. Schmetterlinge und Käfer fehlen nach des Meiſters Art auch hier nicht. Einzelne Blumen des zweiten Bildes zeigen große Ähnlichkeit mit ſolchen des erſten.

Läßt ſchon die ganze Malweiſe keinen Zweifel, daß wir bei beiden Bildern liebevoll und ſorgfältig ausgeführte Schöpfungen von Junckers Hand vor uns haben, ſo giebt die auf beiden befindliche Signatur „J. Juncker" 1765 die volle Gewißheit ihres Urſprungs und der Zeit ihrer Entſtehung.

Nur in einem Punkte entſprechen die Bilder Goethes Angaben nicht. Sie ſind auf Leinwand gemalt, während in Dichtung und Wahrheit ausdrücklich von Holztafeln die Rede iſt, die in der Schilderung ſogar eine beſondere Rolle ſpielen.

Wie iſt der Widerſpruch zu löſen?

Die Identität der hier von Juncker auf der Leinwand dargeſtellten Gegenſtände mit den nach Goethes Angabe von demſelben Künſtler vor ſeinen Augen und unter ſeiner Anteilnahme und Beihilfe auf Holz gemalten iſt unabweisbar.

Wiederholungen urſprünglich auf Holz gemalter Originale können auch nicht vorliegen, da nicht anzunehmen iſt, daß der Künſtler das von ihm ſo gründlich verworfene Bild mit höchſter Sorgfalt und Treue noch einmal gemalt haben ſollte.

Es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß die Bilder eben auf Leinwand und nicht auf Holz gemalt worden ſind.

Iſt nun Goethes Angabe ein Irrtum oder bewußte Abſicht?

Wir haben in ſeiner Erzählung zweierlei zu unterſcheiden. Zuerſt die maleriſche Darſtellung in ihrer Kontraſtwirkung.

Nach der bekannten Art von Goethes bildlichem Denken iſt es nicht zu verwundern, daß die beiden Bilder in ihrer Verſchiedenheit mit allen Einzelheiten vor ſeiner Seele ſtanden, ſobald er ſich ihrer erinnerte, ſelbſt wenn er ſie jahrzehntelang nicht mehr geſehen hatte.

Dieſen Gegenſatz und die daran ſich knüpfende äſthetiſche Erörterung wie deren Wirkung auf ſeine jugendliche Auffaſſung, das iſt das hauptſächlichſte, was er darſtellen will.

Dafür iſt der Stoff, auf den dieſe Bilder gemalt waren, ganz nebenſächlich; Goethe wird das bei der Niederſchrift auch kaum mehr gewußt haben.

Aber die Geſchichte der ihm damals gegenwärtigen Bilder ſchien ihm die ſchicklichſte Gelegenheit der Liebhaberei des Vaters für gute Holztafeln Erwähnung zu thun. Dieſer charakteriſtiſche Zug, den der junge Wolfgang wohl häufig zu beobachten Gelegenheit hatte, fügt ſich hier nun aufs ungezwungenſte und eindrucksvollſte ein. Die nach Junckers Äußerung durch die Güte der Tafel entſchiedene Wahl des Herrn Rat, der gewiß in manchen Fällen ſich von ſolcher Erwägung leiten ließ, bildet einen effektvollen Schluß.

So gewähren die alten prächtigen Bilder auch einen Einblick in das Schaffen des Autors: Dichtung und Wahrheit zu höherer Einheit verſchmolzen.

Zum Erdgeiſt in Goethes „Fauſt“.

Von

Dr. Robert Hering.

— —

Eine ausführliche Arbeit über den Erdgeist, zu der die große Anzahl der vorhandenen Abhandlungen, — die übrigens nur für die Wichtigkeit des Themas spricht, geradezu herausfordert, ließe sich vielleicht an der Hand folgender Disposition geben.

In einem ersten Kapitel müßte eine kurze Übersicht über die Geschichte des Erdgeistes gegeben werden, chronologisch oder systematisch wären die Ansichten, die man von jeher über diese Figur zu Papier gebracht hat, wiederzugeben. Es würde das zugleich ein interessantes Kapitel der Geistesgeschichte unseres Jahrhunderts bilden, das uns die litteraturgeschichtliche Forschung, unterstützt von romantischen, philosophischen und endlich philologischen Helferinnen, bei diesem Kernpunkt ihres wohl am meisten interpretierten Werkes zeigen würde. Auch an Satyrspielen wäre kein Mangel; es ist geradezu unglaublich, was alles unter dem Erdgeiste verstanden worden ist. Ein zweites Kapitel hätte sich mit der Analyse des Erdgeistes zu beschäftigen, und zwar unter Benützung der im vorhergehenden gewonnenen Ergebnisse. Im Anschluß und im Zusammenhang damit wäre dann der Einfluß des Erdgeistes auf die Ökonomie des Urfaustes und seine Bedeutung in den späteren Goethischen Bearbeitungen klarzulegen.

Es leuchtet von selbst ein, daß eine solche Behandlung des Stoffes den hier zur Verfügung stehenden Raum bei weitem überschreiten würde, ich muß mir das für ein ander Mal vorbehalten. Hier kann ich nur einige zum ersten Kapitel gehörige Beispiele geben, um zu zeigen, zu welch verschiedenen Lösungsvorschlägen das Problem angeregt hat.

Bei der Analyse des Erdgeistes selbst gedenke ich länger zu verweilen, ich will hierbei versuchen, die Frage einmal von einem bestimmten Gesichtspunkte aus zu betrachten, dies allein habe ich mir als Hauptaufgabe gestellt; deswegen bleibt auch die wichtige Frage über das Verhältnis des Erdgeistes zu Mephisto im einzelnen unberührt. Auch hier würde mich ein tieferes Eingehen zu weit führen. Mit wenigen Worten werde ich beim Schluß die Stellung des Erdgeistes im dramaturgischen Haushalte des Urfaustes sowie der ganzen Tragödie beleuchten, woraus sich dann ein zusammenfassender Überblick über das Ganze eröffnen wird.

Soweit es irgend möglich ist, werde ich von einer Polemik absehen, ich müßte sonst bei verschiedenen Fragen weiter ausholen, als ich den Umständen nach darf. Von vorneherein möchte ich jedoch meinen Standpunkt klarlegen, wonach ich es für unstatthaft halte, als Operationsbasis die Form der Dichtung, die uns Goethe als letztes Werk hinterlassen hat, zu betrachten. Ich bin der Meinung, daß dieses Problem nur aus der Gedankenwelt des jungen Goethe heraus erklärt werden kann, und das verweist uns ohne weiteres auf den Text des Urfaust. Wie dann später die einzelnen Begriffe verschoben worden sind, erklärt sich damit leichter in dieser induktiven Weise, während einer deduktiven Methode, der man an sich gewiß eine Berechtigung nicht versagen kann, größere Schwierigkeiten im Wege stehen. Ich halte jedoch bei einem Werke, das in so eminenter Weise als historisches Produkt gekennzeichnet ist, den Weg des historischen Betrachtens für den nächstliegenden. Fragen nach der künstlerischen Ökonomie des Ganzen kommen erst in zweiter Linie in betracht.

Die Figur des Erdgeistes hat, man kann wohl sagen seit dem Erscheinen des Fragmentes und noch mehr seitdem das vollständige Werk vorliegt, die Forschung in Aufregung gehalten. Die verschiedensten Formen der Betrachtung sind angewandt worden, diejenigen, die beinahe in jedem Worte, das im Faust steht, tiefe philosophische Ge-

danken finden wollen, sowohl, wie Vertreter der anderen Richtung haben auf diesem engen Gebiete reiche Ernte gehalten. So sah Fr. Vischer[1]) im Faust, besonders in seinem Verhältnisse zum Erdgeiste, den klaren Vorläufer des Hegelschen Pantheismus; Fausts „Verzweiflungsversuch, die Wahrheit zu erstürmen durch Beschwörung des Erdgeistes erinnert ihn an den Genialitäts- und Gewaltsakt der Eroberung des Absoluten durch die intellektuelle Anschauung". Faust will durch die Magie erraffen, was nur auf dem Geduldswege der Forschung erlangt werden kann.

Diese interessante Parallele ist leider nicht weiter verfolgt worden, ihre Aufnahme wäre gewiß geeignet gewesen in mancher Weise bahnbrechend zu nützen.

Gegenwärtig ist fast durchgängig die Meinung verbreitet, die auch Collin vertritt,[2]) der das Verhältnis des Erdgeistes zu seiner Schöpfung im Geiste Spinozas gedacht findet. Auch Spinoza ließ ja alles, wenn auch in verschiedenen Graden beseelt sein, Gott ist ihm die immanente, bewirkende Ursache der Schöpfung. Die Welt ist aber nur die sichtbar gewordene Wirkung der göttlichen Schöpferkraft, die einzelnen Dinge sind die Modi, die Erscheinungsformen, der unendlichen göttlichen Substanz.

Noch weiter geht Rößler,[3]) der im Erdgeist „die mit der ganzen Schönheit und Macht begnadeter Dichterphantasie als lebendige Erscheinung hingestellte Substanz des akosmischen, weltfeindlichen Philosophen" sieht.

Es sind nur einige Beispiele; ich glaube aber, sie genügen, um darzulegen, wie weit sich die Spekulation von der thatsächlich zu belegenden Anschauungsweise des Dichters entfernt hat. Daß dem Erdgeiste ursprünglich eine wesentlichere Rolle zugedacht war, als wir jetzt sehen, scheint unbedingt festzustehen; schon einem der ersten Kommentatoren des Faust, Chr. H. Weiße, dessen Kritik und Erklärung des Goethischen Faust bereits 1837 erschienen ist, war das aufgefallen.

---

[1]) Fr. Vischer, „Goethes Faust", Stuttgart 1875. S. 261.

[2]) Collin, „Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt". Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt 1896. S. 56

[3]) „Grenzboten" 1883. S. 494.

Wie kommt es nun, daß der Erdgeist in den späteren Goethischen Faustbearbeitungen an Bedeutung verloren hat? Worin besteht sein Wesen? Das ist also die nächste Frage, aus ihrer Beantwortung wird sich dann der Aufschluß über die dramaturgische Bedeutung von selbst ergeben. Betrachten wir daher einmal den Erdgeist im Zusammenhange und damit auch im Gegensatze zum Zeichen des Makrokosmos; vielleicht führt uns diese Betrachtung dem Verständnisse des Erdgeistes selber etwas näher.

Es ist eine allbekannte Thatsache, die neuerdings wohl am gründlichsten von Collin ausgeführt ist,[4]) daß Goethe im Zeichen des Makrokosmos in der Hauptsache Herderische Anschauungen wiedergegeben hat. In der ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes wird der Gedanke ausgeführt, daß „die älteste Hieroglyphe ein Zeichen der Weltschöpfung ist. Dieses ist entstanden aus dem Schöpfungsbericht, der sich wieder auf die Vorgänge in der Natur gründet. Es giebt ein Bild des Kosmos in harmonischer Verknüpfung der wirkenden Urkräfte, es ist das Zeichen des Weltgeistes, in dem alle Naturkräfte enthalten sind." Also eine Welt der großen Zusammenhänge, in der alles sich harmonisch verknüpft, in der Himmelskräfte auf und niedersteigen und sich die goldnen Eimer reichen.

Aber — „gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht so gut in den Plan der Natur, als ihr lieblichstes? Sind die wütenden Stürme, Wasserfluten, Feuerregen, unterirdische Glut und Tod in allen Elementen nicht ebenso wahre Zeugen ihres ewigen Lebens als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenhaine?" So könnte man sagen, wenn man das Zeichen des Makrokosmos auf sich wirken läßt — und in der That vermißte kein anderer als der junge Goethe selbst diesen Gedanken, der uns das Schreckliche in der Natur näher beleuchtet und zwar in Sulzers Werk: „Die schönen Künste in ihrem Ursprung, ihrer wahren Natur und besten Anwendung".[5]) Besonders erregte der Satz: „In der ganzen Schöpfung stimmt alles darin überein, daß das Auge und die anderen Sinne von allen Seiten her durch

---

[4]) A. a. O., S. 27/28.

[5]) Goethes Werke, Weimarer Ausgabe Bd. 37, S. 206 ff.

angenehme Eindrücke gerührt werden", sein Mißfallen. „Was würde Herr Sulzer," fährt Goethe in seiner Rezension fort, „zu der liebreichen Mutter Natur sagen, wenn sie ihm eine Metropolis, die er mit allen schönen Künsten als Handlangerinnen erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunterschlänge?" Also nicht nur ein Bild der schönen Zusammenhänge, wie wir sie ja auch im Zeichen des Makrokosmos verkörpert finden, giebt ihm die Natur; „was wir von Natur sehen, ist die Kraft, die Kraft verschlingt," heißt es weiter, „nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren, groß und bedeutend, manigfaltig bis ins Unendliche; schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte nebeneinander existierend." Was Goethe also hier an dem schönen Bilde der Natur auszusetzen hatte, derselbe Mangel läßt auch Fausten das makrokosmische Zeichen kalt erscheinen. „Welch Schauspiel, aber ach ein Schauspiel nur", ruft er aus, in den schönen Zusammenhängen allein, die ihm das Zeichen des Makrokosmos bietet, kann Faust das nicht finden, was er sucht, er will tiefer, er will wissen, warum diese Zusammenhänge erst durch Zerstörung, durch Schmerz geschaffen werden müssen. Die Kräfte in der Welt wirken nicht nur harmonisch, sie wirken auch in grausamer, schreckenerregender Weise, und diese Seite muß auch in dem Bilde zum Ausdruck kommen. Das verlangt der Rezensent der Sulzerschen schönen Künste und das verlangt der Dichter des Faust; sein Held wendet sich deswegen unbefriedigt vom Zeichen des Makrokosmos ab und einer andern Figur zu. Und diese ist der Erdgeist: er soll die schreckliche Seite, die in dem Weltgetriebe eine so wichtige Rolle spielt, verkörpern, zum wenigsten ihr gerecht werden.

Aus diesem Bedürfnis heraus, gleichsam als Kontrastfigur zum Zeichen des Makrokosmos ist der Erdgeist entstanden. Er soll zunächst eine Inkarnation aller in der Natur wirkenden Kräfte geben, unter denen die zerstörenden eben des Kontrastes wegen besonders hervorgehoben sind. Das Ganze hat nicht mehr die schöne Harmonie, die dem makrokosmischen Zeichen eigen ist, in dem eben die grausame Seite fehlt; aber ganz unerfreulich, ganz ein Repräsentant des Schreckens ist der Erdgeist auch nicht. Zerstörende und aufbauende, oder ins moralische Gebiet übertragen, gute und böse Züge bestehen mit gleichem Rechte nebeneinander. Die Einseitigkeit lag auf Seite des Makrokosmos,

in dem von dieſem Kampfe der beiden Gewalten keine Rede iſt, ob aufgelöſt und unter einem höheren Geſichtspunkte vereinigt oder nicht, das liegt außer unſerem Gebiete. Im Erdgeiſte wirken dieſe Kräfte gegenſeitig auf- und ineinander, wirken ſo der Gottheit lebendiges Kleid. Nur iſt das Bild dieſes Kleides eben infolge der einzelnen Beſtandteile ein anderes als das des Makrokosmos.

Wodurch ſind nun dieſe Gedanken bei Goethe angeregt, oder beſſer geſagt, mit welchen Zeitgenoſſen berührt der Dichter ſich hierin, ſo daß die Annahme einer Befruchtung mit einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit ausgeſprochen werden kann? Wir wiſſen aus „Dichtung und Wahrheit", daß ſchon das Kind das Erdbeben von Liſſabon nicht mit der Güte des chriſtlichen Gottes in Einklang bringen konnte: ſo mögen allmählich auch noch andere Erfahrungen und Sätze aus ſeiner Lektüre den frommen Glauben, der im elterlichen Hauſe herrſchte, untergraben haben. Eine Reaktion brachte erſt wieder ſeine Krankheit, die ihn aus Leipzig nach Frankfurt zurückzwang und den Einflüſſen der frommen Klettenberg zugänglicher machte. Geſund kam er nach Straßburg und nun entbrannte der Kampf in ihm von neuem. Er lernte dort die franzöſiſchen Aufklärungsphiloſophen und beſonders Holbachs «Système de la nature» kennen. Ergänzend zu den Ausführungen in „Dichtung und Wahrheit"[6]) geſteht Goethe ſpäter Eckermann[7]) gegenüber, daß aus ſeiner Lebensbeſchreibung nicht deutlich genug hervorgehe, welch' ſchwerwiegenden Einfluß ſie auf ſeine Entwickelung gehabt haben. Daß Holbachs Werk geeignet war, zerſetzend auf den kaum wiederhergeſtellten Glauben des jungen Goethe zu wirken, iſt außer Frage. Bei der Lektüre dieſes Werkes mußten die Gedanken, die Goethe ſchon bei der Kunde vom Erdbeben zu Liſſabon gekommen waren, wieder Auffriſchung finden. Neben allgemeinen pantheiſtiſchen Ideen, die ſicher nicht ohne Einfluß auf den Dichter blieben und zur Erklärung der religiöſen Anſichten Goethes viel eher als andere Autoren herangezogen werden müſſen, erſcheint in Holbachs Système de la nature ſehr oft das Bild von der Grauſamkeit im Haushalte der Natur. Ja, Holbach geht ſoweit, daß er ſie als Hauptargument gegen

[6]) Buch XI. W. Bd. 28 S. 68.

[7]) Eckermann, „Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens." Hrsg. von A. v. d. Linden. 3. Aufl. Leipzig 1895. II. S. 81.

die Exiſtenz eines allwiſſenden Gottes ins Treffen führt. So ſagt er z. B. « C'est par cette palingénésie (der Moleküle und Atome) que subsiste le grand tout qui, semblable au Saturne des anciens, est perpetuellement occupé à dévorer ses propres enfants. »[8])

Ein andermal führt Holbach aus, daß die Furcht eine Haupttriebfeder zur Bildung des Gottesbegriffes ſei. « Quelle dut être la frayeur de l'homme qui dans tous les pays vit la nature entière armée contre lui et menaçant de détruire sa demeure? Quelles furent les inquiétudes des peuples pris du dépourvu, quand ils virent une nature si cruellement travaillée, un monde prêt à écroûler, une terre déchirée, qui servit de tombeau à des villes, à des provinces, à des nations entières! »[9])

Weiter leſen wir bei Holbach, wie der Schmerz in der Welt hinreichender Grund zum Zweifel an einem allgütigen Gott ſei. Iſt die Erde nicht voll von Unglücklichen, die blos da zu ſein ſcheinen, um zu leiden, zu ſtöhnen und zu ſterben? Zeigt ſich die göttliche Vorausſicht in den Peſten, Hungersnöten, Kriegen und ſonſtigen Wirren, in den phyſiſchen und den moraliſchen Umwälzungen, deren Opfer unausgeſetzt das Menſchengeſchlecht iſt? Iſt dieſe Erde, deren Fruchtbarkeit man als eine Gnade des Himmels betrachtet, nicht an tauſend Stellen trocken und unfruchtbar? Bringt ſie nicht die ſtärkſten Gifte neben den ſchönſten Früchten hervor?

« Ces rivières et ces mers que l'on croit faites pour arroser notre séjour et faciliter notre commerce, ne viennent-elles pas souvent inonder nos campagnes, renverser nos demeures, entraîner les hommes et leurs troupeaux également malheureux?! [10])

Klingt das nicht an an Goethes Hinweiſung auf Waſſerfluten, Feuerregen, unterirdiſche Glut und Tod in allen Elementen? In dieſen Gedankenreihen konnte der ſchon von Natur dahin neigende junge Dichter Nahrung finden, und in der That zeigt ſich noch auf Jahre hinaus in ſeiner Naturbetrachtung ein verwandter Zug, wenn z. B. Werther in der Natur nichts als ein ewig käuendes und wiederkäuendes Ungeheuer ſieht. [11])

---

[8]) [Holbach] Système de la nature ou des Lois du Monde Physique et du Monde Moral par M. Mirabaud. Londres 1770. Tom. II, pag. 174.

[9]) A. a. O., Tom. II, p. 8.

[10]) A. a. O. Tom. II, p. 204.

[11]) Hirzel, „Der junge Goethe". III, 292.

Haben wir so gesehen, wie nach dem Urteile des jungen Goethe in Übereinstimmung mit Holbach in der Natur die verheerende Kraft ein notwendiger Bestandteil im Bilde des All ist, so ist nicht weniger dieselbe Kraft im Leben und Treiben der geistigen Welt, im einzelnen Individuum, wie in der Geschichte ganzer Völker wirksam. Auch hier werden jeden Augenblick „tausend Keime zertreten und tausend Keime neu geboren". Ganze Völker haben späteren Kulturen als Dünger dienen müssen, und auch der einzelne große Geist verschlingt molochartig manches kleinere, schwächere Wesen. Da drängt sich doch die Frage auf: Warum ist das Unglück, dieses Aufopfern des einen zu Gunsten des anderen, stärkeren Wesens nötig?

Und hatte nicht auch Goethe auf seinem Wege ein Wesen sich opfern müssen, damit er weiter kam, und das werden konnte, was er geworden ist? Hier ist der Punkt, wo die Gretchentragödie eng mit dem Erdgeiste zusammenhängt. Sie ist nicht nur lose mit den anderen Szenen der Faustmaterie verbunden. Im Gegenteil scheint mir gerade in der Gretchentragödie der Kernpunkt des Urfaust zu liegen. Nimmt diese Szenenreihe doch nicht nur äußerlich bei weitem den größten Raum des Urfaust ein, auch innerlich hängt sie mit dem Wesen des Erdgeistes, gleichsam als Brennpunkt, in dem alle Strahlen sich vereinigen, zusammen. Er ist der Punkt, der Goethen das Thema fruchtbar machte, fruchtbar im Sinne von Dichtung und Wahrheit[12]) wo der Dichter (bei einer anderen Gelegenheit) ausführt, daß er, um Interesse an einer Sache gewinnen zu können, ihr irgend etwas abgewinnen mußte, das ihm fruchtbar schien und Aussichten gab. Und solche Aussichten gewährt uns die Betrachtung der Gretchentragödie im Zusammenhang mit dem in der Person des Faust vertretenen titanenhaften Himmelsstürmer. Faust kommt aus seiner Studierstube ins Leben hinein und opfert seinem Werden eine Person, die ihm lieb und teuer war:

Und ich, der Gottverhaßte,
Hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie in Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt ich untergraben,
Du, Hölle, wolltest dieses Opfer haben.

[12]) Buch XI. Bd. 28 S. 40.

Dieſe Worte geben den Grundgedanken des Urfauſt wieder, worauf auch ſonſt ſchon hingewieſen iſt.

Und trotzdem war es für Goethen ein Gebot der Selbſterhaltung, daß er Friederiken verließ: ſeine Natur mußte ſich erſt im Weltgetriebe bethätigen, ſie durfte ſich nicht in enge bürgerliche Schranken feſſeln; daß Goethe aus dieſem Grunde ſich von Friederiken trennte, geht klar aus der Deutung des Meluſinenmärchens hervor.

Aber damit iſt die andere Frage noch nicht beantwortet: Warum mußte Friederike untergehen, was war die Schuld dieſes Weſens, das den Vorzug, mit einem großen Geiſte in Berührung gekommen zu ſein, mit ihrem Lebensglücke bezahlen mußte? Sie wird unglücklich, und ihn martert der Gedanke der Schuld. So giebt die Gretchentragödie ſchon eine Illuſtration zu jenem ſpäteren Wort:

Ihr treibt ins Leben uns hinein
Und laßt den Armen ſchuldig werden.

Auf alle dieſe Fragen ſoll der Erdgeiſt Fauſten Antwort geben, er ſoll ſich ihm offenbaren, er ſoll ihm damit ſagen, warum wir im Leben durch Schmerz und Verluſt hindurch uns bethätigen müſſen.

So wird der Erdgeiſt zum Repräſentanten dieſer ſchrecklichen Seite im Erdgetriebe, der Repräſentant, der Vertreter der Frage nach den letzten Dingen überhaupt, der Welt- und Thatengenius, er iſt ſomit eine Anthropomorphiſierung des Gottesbegriffes. Aber der Erdgeiſt weiſt Fauſt zurück, nicht im heftigen Anſtürmen kann man den letzten Schluß der Dinge erfahren, „im Sturme nicht, nur Schritt für Schritt, kannſt du zu Gott gelangen," Sandkorn für Sandkorn ſoll Fauſt einzelne Erfahrungen ſammeln, die dann als Ganzes erſt in ihm wirken werden. Fauſt will hingegen das Reſultat, das durch die Einzelerfahrungen erſt erworben werden kann, in einem Zug erraffen. Die Gretchentragödie iſt eine ſolche Einzelerfahrung, von denen mehrere die Summe des Lebens ausmachen: freilich wirkten und konnten nicht alle ſpäteren in dieſer Intenſität wirken. Wir begegnen uns hier wieder mit Fr. Viſcher, nach deſſen Anſicht Fauſt mit Gewalt das Abſolute erſtürmen will. Nun, das Abſolute im ſpezifiſchen Sinne der Hegelſchen Philoſophie gewiß nicht, das lag Fauſt und Goethen ſicher ferne; nur im Anſchluß an ein konkretes Erlebnis oder irgend ein Konkretum erlebte Goethe

ſeine Philoſophie, aus den Ereigniſſen heraus leitete er den höheren Begriff ab, und ſo ſuchte er auch hier dasjenige, was hinter den Erſcheinungen liegt, aber in beſonderer Rückſicht auf eben die Erſcheinungen.

Dem Genie entſprechend will Fauſt das Ziel erſtürmen, er will mit Gewalt des Rätſels Löſung erzwingen; er wird auf die Geduldwege verwieſen, aber nicht der Forſchung, wie Fr. Viſcher will, ſondern der Erfahrung, Schicht auf Schicht ſoll er legen. Das kühne, titanenhafte Verlangen, das Bild des Lebens zu entſchleiern, mußte zurückgewieſen werden. Ja, konnte überhaupt der Dichter eine genügende Antwort auf Fauſts Fragen geben? Ließ ſie ſich überhaupt in eine Form faſſen? Später iſt der leitende Gedanke ausgeſprochen in den Worten „ein guter Menſch in ſeinem dunklen Drange iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt“: aber gerade der Glaube hieran mußte erſt erworben und verteidigt werden, in anderen Formen begegnet er uns oft ſchon beim jungen Goethe, wenn er z. B. betont, daß jeder Menſch das Recht haben müſſe, ſeiner Natur gemäß zu leben, d. h. die Wege, die ihm ein innerer Drang vorſchreibt, einſchlagen zu dürfen.

Der Erdgeiſt antwortet Fauſt: „Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir.“ Wir wollen zunächſt davon abſehen, ob man das eine abſolute Abſage nennen kann, denn welche Grenzen der Faſſungsgabe Fauſts geſteckt ſind, ob der Geiſt, den Fauſt begreifen kann, ſich nicht doch noch einmal in irgend einer Weiſe dem Erdgeiſte nähern kann, iſt damit nicht ausgeſprochen. Es kommt doch immer wieder darauf hinaus, daß die Möglichkeit, das Ziel zu erreichen, dem ſtrebenden Menſchen ſtets vor Augen ſtehen muß, auch wenn er ſich ſagen muß, nie das Ziel erreichen zu können.

Und dann, durfte ſich, die Möglichkeit einmal vorausgeſetzt, der Erdgeiſt Fauſt überhaupt offenbaren?

Fauſt will vom Erdgeiſte, wie wir geſehen haben, den letzten Grund aller Dinge wiſſen, will insbeſondere von ihm die Frage beantwortet haben, warum wir durch Schmerz zum Beſitz gelangen, warum alſo die Prüfung nötig iſt. Könnte ihm der Erdgeiſt die Frage beantworten, ſo wäre das gleichbedeutend damit, daß ein im Kampfe, im Werden ſich befindendes Individuum von vorneherein die Verſicherung erhält, daß alles zum Guten auslaufen würde, er würde die Anwartſchaft auf die Erreichung ſeines Ideales verbrieft erhalten.

Das widerſtreitet aber jeder perſönlichen Entwickelung. Ein Menſch, der das weiß, wird nicht das, was derjenige wird, der im Zweifeln und Ringen, am Abgrund vorbei ſich ſeinen Weg ſuchen muß. Nur der hat alle Tiefen der menſchlichen Natur erfahren, der dieſe Schule durchgemacht hat.

Auch abgeſehen davon, daß der junge Goethe dieſe Erfahrung nicht haben konnte, denn er ſelbſt war noch im Werden und wußte nicht, wie alles mit ihm einmal enden würde, ſo durfte ſein Held dieſen Hauptpunkt nicht vor ihm voraus haben. Wie er mußte er im Unklaren bleiben, nur dunkel durfte ihn die Zuverſicht beſeelen, daß alles ſich doch noch zum Guten löſen würde.

Und ſo giebt auch hierin der Erdgeiſt den Punkt an, in dem im Urfauſt zunächſt alle Fäden zuſammenlaufen, aber nur, wie es der Natur der Sache nach nicht anders ſein konnte, dumpf — um mich dieſes Goetheſchen Lieblingswortes jener Zeit zu bedienen. Es geſchah ſpäter nicht nur aus rein techniſchen Gründen, daß im Prolog im Himmel mit der ihr folgenden und mit ihr enge zuſammengehörenden Schlußſzene im Himmel die ganze Frage aus der direkten Sphäre Fauſts herausgerückt wurde. Im Prolog im Himmel erfahren wir als feſtſtehend, was für Fauſt ein dunkler Glaube ſein und bleiben mußte, daß Fauſt ſchließlich doch gerettet werden mußte, wenn er ſeiner Natur treu blieb, — er ſelber durfte das mit Beſtimmtheit nicht wiſſen, es hätte, wie geſagt, ſeinen eigenſten Lebensfaden unterbunden.

Und noch etwas anderes können wir aus dem Erdgeiſt und beſonders aus ſeinem Verhältnis zum makrokosmiſchen Zeichen erſehen. Im allgemeinen herrſcht die Meinung, daß Fauſt ſich von dieſem Zeichen abwendet, weil das, was es verkörpert, zu groß, zu erhaben iſt, um von Fauſts endlichem Verſtande begriffen zu werden. Nur paßt dazu nicht recht Fauſts Ausruf: „Welch Schauſpiel, aber ach ein Schauſpiel *nur*“: das läßt doch gewiß von einem Gepacktwerden nichts ahnen. Und dann, wenn man im Erdgeiſt nur den Teil der Wirkſamkeit, bezw. den Bannkreis des Makrokosmos, ſoweit er ſich auf unſeren Planeten bezieht, verſtehen will, alſo eine Einſchränkung des Unendlichen, wie iſt es dann zu erklären, daß das *Ganze* Fauſt als Schauſpiel kalt laſſen ſoll, während ihn ein *Teil* niederſchmettert? Beide können alſo nicht weſensgleich ſein. Wie wäre es denn, wenn

man betonte: „Wo faß ich dich, unendliche Natur“, und dann interpretierte, wo ist der Punkt, in dem ich als Person mit all den schönen Zusammenhängen in Berührung komme? Es wirkt hier der Faktor der Persönlichkeit mit und giebt so dem Ganzen ein anderes Gesicht, das auch äußerlich seinen Ausdruck findet, indem der Makrokosmos eben als Zeichen, der Erdgeist hingegen als Person eingeführt wird. Der Einwurf, daß, wenn der Erdgeist eingeführt werden sollte, er auch als Person eingeführt werden mußte, wird schon durch das Vorhandensein des Makrokosmos als Zeichen und nicht als Person widerlegt. Faust erblickt zunächst das Zeichen des Erdgeistes, der ihm dann auch als Person erscheint.

So wird der Erdgeist zugleich ein Protest der im jungen Goethe tief wurzelnden theistischen Grundanlage seines Wesens im Gegensatze zu pantheistischen Gebilden, als deren frühesten eines das Zeichen des Makrokosmos belegt ist. Wozu ist der Schmerz, das tiefe Grübeln und Ringen, der Kampf ums Dasein in der geistigen und der materiellen Welt vorhanden, wenn nicht für die Persönlichkeit des Individuums ein Gewinn daraus erzielt wird?

Fragen wir uns nun, ob der Grundgedanke des Faust, wie er sich uns hier so eng mit dem Erdgeistproblem verbunden gezeigt hat, nicht auch in anderen Werken des jungen Goethe wiederkehrt.

Schon Frh. v. Biedermann[18]) bemerkte im Mahomet, namentlich in den ersten Szenen, Anklänge an Faust, er erkannte den Grundgedanken jenes Dramas in den Faustischen Worten:

„Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erstarren in dem irdischen Gewühle.“

Gewiß fällt eine Ähnlichkeit mit dem Kern des Mahomet in die Augen, mir scheinen nur die Worte als Beispiel nicht besonders geeignet, da sie nicht, was natürlich Biedermann damals nicht wissen konnte, im Urfaust, sondern in der großen Lücke (Vers 638 f.) stehen.

Eine Ähnlichkeit beider Grundgedanken des Mahomet wie des Faust wird sich besser zeigen, wenn wir Goethes Ausführungen über Mahomet in „Dichtung und Wahrheit“ mit dem vergleichen, was wir

[18]) v. Biedermann, Goethe-Forschungen. Litter. Anstalt Frankfurt a. M. 1879, S. 76.

jetzt als Grundgedanken des Urfauſt bei der Analyſe des Erdgeiſtes gefunden haben.

Im Mahomet ſollte gezeigt werden, wie der vorzügliche Menſch in dem Beſtreben, das Göttliche, was in ihm iſt, auch außer ſich zu verbreiten, auf die rohe Welt trifft; um auf ſie zu wirken, muß er ſich ihr gleichſtellen: hierdurch aber vergiebt er jene hohen Vorzüge gar ſehr und am Ende begiebt er ſich ihrer gänzlich. Das Himmliſche, Ewige wird in den Körper irdiſcher Abſichten eingeſenkt und zu vergänglichen Schickſalen mit fortgeriſſen. Hierin beruht die Tragik des Mahomet, und dieſe berührt ſich, wie man ſieht, ſo eng mit der Fauſts, der Gretchentragödie, daß die Äußerung H. Grimms wohl berechtigt erſcheint, Fauſt habe zum Teil ſeine älteren oder jüngeren Brüder aufgefreſſen. Den Gedanken nun, der dem Mahomet zu Grunde liegt, an der eigenen Perſon durchzuführen, mußte Goethen ungleich mehr reizen, als gegebene Formen mit ſeinem Geiſte auszufüllen, wie es dort die Erweiterung und Vertiefung eines ſchon von Turpin ausgeſprochenen Gedankens mit ſich gebracht hätte.

Aber nicht nur in der Gedankenwelt des jungen Goethe lebte der Erdgeiſt, auch der reife Mann bediente ſich dieſer Figur. In dem „Requiem, dem frohſten Manne des Jahrhunderts“,[14]) kehrt der Erdgeiſt wieder. Beſungen wird hierin der Fürſt von Ligne, ein in den Wirren des Krieges wie in den Künſten des Friedens gleich hervorragender öſterreichiſcher Kavalier. Goethe hatte ihn in Karlsbad kennen gelernt. Die von M. O' Donell verfaßte Skizze[15]) regte den Dichter an, ſie ſetzte eine ſchöne Überſicht des Weltweſens voraus. Das frühe Aufſtreben des Fürſten nach höherer Geiſtesbildung und der ritterliche Mut, der durch frühe Vertraulichkeit mit der Gefahr geſteigert wurde, wird in dem Requiem perſonifiziert, und zwar wird das erſtere durch den Genius im Tenor, und das letztere durch den Erdgeiſt im Baß vertreten. Dieſer letztere ſagt:

„So ſoll dem Jüngling denn, vor allen,
Der Schlachten Ruf,
Der Prüfung Ruf erſchallen!

[14]) W. Bd. 16 S. 383 ff.

[15]) Vgl. R. M. Werner, „Goethe und die Gräfin O' Donell“. Berlin 1884. S. 185 ff.

Wenn die alten, wie die neuen
Erdenbürger sich entzweien —
Nur voran! Mit Glücks Gewalt!
Der Besitz, er wird nicht alt.
Das Entsetzen, wie das Grauen,
Das Zerstören, als ein Bauen,
Nur voran! Mit Geists Gewalt!
Wirblet Pauke, Drommete erschallt."

Genius:

„Verklinge, wilder unwillkommner Ton!"

Wir sehen auch hier den Erdgeist als Vertreter jener Macht, die den Menschen ins Thatengewühle hineintreibt, ihn seine Kräfte zu erproben treibt. Wenn hier jedoch der Held nicht im Getriebe schuldig wird, also die spezifisch tragische Saite nicht angeschlagen und betont wird, so liegt das mehr an der Person des Gefeierten, dessen Schicksale als die des frohsten Mannes des Jahrhunderts nichts weniger als tragische Behandlung rechtfertigten.

Ist es ferner blos Zufall, daß auch hier der Erdgeist als „wilder, unwillkommener" Geist bezeichnet wird?

Sahen wir bisher, welche Fragen sich bei Goethe im Erdgeiste kristallisierten, so lohnt es sich gewiß, einmal etwas abzuschweifen und zu sehen, in welcher Weise einer seiner intimsten Jugendfreunde diese Materie bewältigt hat. Ich meine Klingers Roman „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt", der, ob er gleich erst nach dem Erscheinen des Fragmentes bekannt geworden ist, doch in der Weise, wie hier sein Autor sich mit dem Stoffe abgefunden hat, meiner Meinung nach sehr stark an den Grundgedanken des Urfaust erinnert.

Ich will versuchen, an einigen Bildern den Grundgedanken des Klingerschen Romanes klarzulegen: sie fordern zum Vergleiche von selbst heraus.

Bei Klinger sagt Faust zum Teufel in der Paktszene:[16])

„Reden sollst du und die dunkle Decke wegreißen, die mir die Geisterwelt verbirgt. Was seh ich in dir? ein Ding wie ich es bin. Ich will des Menschen Bestimmung erfahren, die Ursach des moralischen Übels in der Welt. Ich will wissen, warum der Gerechte leidet und

[16]) Fr. M. Klinger, „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt in fünf Büchern". St. Petersburg 1791. S. 65.

der Laſterhafte glücklich iſt. Ich will wiſſen, warum wir einen augenblicklichen Genuß durch Jahre voll Schmerzen und Leiden erkaufen müſſen."

Weiter ſagt Fauſt:[17])

„Warum erlagen ſo viele Tauſende der Wut dieſes Ungeheuers (Aberglauben, Herrſchſucht ꝛc.), konnte, wollte ſie der Genius nicht alle bergen? Sind einige vorher beſtimmt, als Opfer für die anderen zu fallen? Wer ſteht mir dafür, daß ich nicht einer von denen bin und ſein muß, den das Los der Verwerfung bei der Entſtehung getroffen? Mußten es dieſe mit ihrem Leben erkaufen, damit jene im Triumph einzögen und der Ruhe genöſſen? Was haben die Unglücklichen verſchuldet? Was die verſchuldet, die lechzend nach dem Becher griffen, ihren glühenden Durſt zu ſtillen?"

Denſelben Gedanken illuſtriert jene Szene, in der der Teufel Fauſten zu einigen Ärzten geführt hat. Sie belauſchen dieſe beim Viviſezieren. „Damit die Ärzte die einen heilen können, müſſen dieſe geſchunden werden." [18])

Zum Schluß öffnet der Teufel Fauſten die Augen und zeigt ihm, wie alle Thaten, die er auf ſeinen Befehl hat ausführen müſſen, gegen die Abſichten des Auftraggebers zum Böſen ausgeſchlagen ſind. So wollte Fauſt einen Unſchuldigen am Schuldigen rächen und das wurde ihm und ſeiner Familie zum Verderben. Der Mann, den der Teufel auf Fauſts Befehl aus dem Waſſer ziehen mußte, ſtürzt Fauſts Familie ins Unglück. So geht Fauſt die ſchreckliche Wahrheit auf, daß er nicht der Mann ſei, dem Willen Gottes ſich hemmend entgegenzuſtellen. Erinnert das nicht an Goethes Wort an Lavater, „im einzelnen ſentiereſt du kräftig und herrlich, das ganze ging jedoch in deinen Kopf ſo wenig als in meinen" — ?

Wenn Rieger[19]) nach Klarlegung des tieferen Gehaltes in Klingers Fauſt behauptet, kein früherer Bearbeiter des volksmäßigen Fauſtſtoffes habe dieſe Idee dem Stoffe abgewonnen, weder bei Goethe noch beim Maler Müller ſpiele ſie mit, ſo kann ich ihm darin nicht unbedingt beiſtimmen. Legt man allerdings die ſpäteren Goetheſchen Bearbeitungen

---

[17]) U. a. O. S. 367/8.

[18]) U. a. O. S. 270.

[19]) Rieger, „Klinger in ſeiner Reife". Darmſtadt 1896. S. 264.

allein zu Grunde, so muß man Rieger Recht geben: sieht man jedoch den Angelpunkt des Urfaust in den vorher ausgeführten Andeutungen, wonach bei der ersten Konzeption die Frage nach dem Bösen in der Welt eine viel größere Rolle spielt, so wird zunächst ein Parallelismus in den Anschauungen beider in die Augen springen.

Mehr möchte ich zunächst auch nicht behaupten. Es liegt ja nahe, an eine Abhängigkeit Klingers von Goethe zu denken; bei dem intimen Verkehre, den der Dichter des Götz mit seinem Frankfurter Jugendgenossen gepflogen hat, ist eine Mitteilung der dichterischen Pläne eigentlich selbstverständlich. Und dann spricht der Umstand, daß Klinger nicht früher mit seinem Faust hervorgetreten ist, bis Goethe durch sein Fragment sich des Stoffes entäußert zu haben schien, eher für die Annahme einer Abhängigkeit Klingers, der ja auch sonst Goethen verpflichtet war. Klinger legte jetzt mehr Nachdruck auf die Seiten, die seiner Meinung nach zu einer erschöpfenden Behandlung des Stoffes gehörten,[30]) und das waren gerade die, die in der ersten Fassung des Goethischen Faust, die natürlich Klinger nur noch in der Erinnerung haben konnte, noch mehr zum Ausdruck kamen; im Fragmente, das jetzt gedruckt vorlag, waren sie sehr in den Hintergrund getreten.

Haben wir so gesehen, aus welchen Zügen in der Hauptsache das Wesen des Erdgeistes besteht, so wollen wir jetzt noch mit wenigen Worten sein Verhältnis zur Ökonomie des Urfaustes und dann der späteren Bearbeitungen des Faust betrachten. Nach den bisherigen Ausführungen sind wir zu dem Resultate gekommen, daß Goethe ausgehend von dem Zuge des Schrecklichen in der physischen und dem analog in der geistigen Welt, in dem Erdgeiste sozusagen eine Kontrastfigur zum makrokosmischen Zeichen schuf, in die er das hineinlegte, was er im Zeichen des Makrokosmos vermißte. Der Erdgeist soll ihm auf die letzten Fragen des Weltgetriebes, die ihm in dieser eigenen Beleuchtung erschienen, Antwort geben, er verlangt also von ihm Dinge, die füglich nur von Gott verlangt werden können. Wir sahen auch, daß es eigentlich im letzten Grunde nur theistische Momente waren, die Goethen zur Gestaltung der Figur des Erdgeistes

---

[30]) Vgl. Rieger a. a. O. S. 248.

trieben: dem Erdgeiſt wird im Urfauſt, wie ſchon Erich Schmidt[21]) hervorhebt, die Rolle des Herrgottes übertragen. Er iſt ſomit die dem Standpunkte des jungen Goethe entſprechende Form des Gottesbegriffes, die ſich der Dichter nach ſeinem damaligen Vermögen geprägt hatte. Natürlich iſt bei einem werdenden Menſchen und am wenigſten bei einem mit dieſer Intenſität arbeitenden Individuum wie Goethe dieſer Begriff kein immer feſtſtehender. Die Schulen, die Goethe durchgemacht, die einzelnen Stufen, die er im Kampf um ſeinen Gottesbegriff eingenommen hat, ſind im Fauſt, als in dem Werke, das ihn ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigt hat, noch deutlich nachweisbar. Die Frage nach dem Böſen in der Welt, um mich ganz allgemein auszudrücken, war der Punkt, um den ſich nach unſeren bisherigen Ausführungen die erſten Anfänge des Fauſt kriſtalliſierten. Dieſe Frage wird je nach dem Gottesbegriffe verſchieden beantwortet, und mit dem Wechſel in dieſer Beantwortung der Grundfrage muß ſich auch eine Veränderung in den Einzelheiten vollziehen. Nur hierdurch ſind die Inkongruenzen, deren es ja mehrere im Fauſt, beſonders in ſeinem Verhältnis zu Mephiſtopheles giebt, am einfachſten zu erklären.

Im Erdgeiſt liegt uns *eine* Kodifikation des Gottesbegriffes vor: es zeigen ſich hier noch die ſtreitenden Kräfte, ein reiner Pantheismus genügte dem jungen Goethe nicht, ſonſt hätte ſich ſein Fauſt bei dem Zeichen des Makrokosmos, das doch ſpezifiſch pantheiſtiſch iſt, zufrieden geben müſſen. Er ſchafft ſich ein theiſtiſches Gebilde, den Erdgeiſt. Im weiteren Verlaufe ſeiner Entwickelung bildete ſich Goethes religiöſe Weltanſchauung an der Hand naturwiſſenſchaftlicher und philoſophiſcher Einflüſſe, von denen der Spinozas jetzt erſt mächtiger wird, immer mehr in pantheiſtiſcher Weiſe aus, und es iſt nur natürlich, daß damit der Grundgedanke des Fauſt in Mitleidenſchaft gezogen werden mußte. Die Form des mittelalterlichen Teufels, die dem Dichter aus der Fauſtmaterie durch die Volksſage gegeben war, und die im Urfauſt noch mehr hervortritt, wenn auch ſchon mit neuem Gehalt verſehen, ſtieß jetzt den Dichter als nordiſches Produkt ab. Er hatte in Italien ſich beſonders mit antiker Nahrung genährt, in der Metamorphoſe der Pflanze hatte er die Entwickelung des natür-

[21]) E. Schmidt, „Goethes Fauſt in ſeiner älteſten Geſtalt." 3. Abdruck. Weimar 1894, S. XXI.

lichen Werdens klargelegt. Der Ausdruck des dieſer Geiſtesphaſe entſprechenden Gottesbegriffes iſt im Monologe „Erhabener Geiſt“ niedergelegt. „Erhabener Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir alles, Worum ich bat.... und lehrſt mich meine Brüder Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.“ Hier iſt es der Beſitzende, der dies ſpricht: wie grell ſticht dieſe Anſchauung gegen den Grundton des erſten Monologes ab, wo der fordernde Himmelsſtürmer erſcheint. Spätere Worte des Dichters zeigen klar dieſen Unterſchied:

„Statt heißem Wünſchen, wildem Wollen
„Statt läſtgem Fordern, ſtrengem Sollen
„Sich aufzugeben iſt Genuß.“ [22])

Der Dichter nähert ſich hier wieder mehr den im Zeichen des Makrokosmos niedergelegten Gedanken; nur erſcheinen dieſe, weil ſie durch das Medium einer tief angelegten Perſönlichkeit hindurchgegangen und verarbeitet ſind, auf einer höheren Baſis.

Die Frage, ob mit dem „erhabenen Geiſt“ Gott oder der Erdgeiſt gemeint ſei, beantwortet ſich damit von ſelbſt: es iſt eben Gott gemeint, inſofern als der Erdgeiſt eine einer früheren Stufe entſprechende Kodifikation des Gottesbegriffes iſt.

Aber bei dieſen Anſchauungen blieb Goethe doch nicht ſtehen, ich kann hier ſeine religiöſe Entwickelung im einzelnen nicht verfolgen: im Grunde ſeines Weſens war er zu „ichig“, wie Rudolf Hildebrand es einmal nannte, um ſich ein Bild des höchſten Weſens mit Ausſchluß der Perſönlichkeit machen zu können. Nur ein Beiſpiel dafür ſei angeführt.

In einem Briefe an F. H. Jacobi, mit dem er in der Hauptſache wegen religionsphiloſophiſcher Fragen auseinander gekommen war, ſchreibt Goethe (am 6. Januar 1813) u. a.: [23])

„Als Dichter und Künſtler bin ich Polytheiſt, Pantheiſt hingegen als Naturforſcher, und eins ſo entſchieden als das andere: Bedarf ich eines Gottes für meine Perſönlichkeit, als ſittlicher Menſch, ſo iſt dafür auch ſchon geſorgt.“ — Er unterſcheidet alſo vollkommen zwiſchen ſich als

---

[22]) W. Bd. 3. S. 81.

[23]) „Briefwechſel zwiſchen Goethe und F. H. Jacobi.“ Hrsg. v. M. Jacobi. Leipzig 1846. S. 261.

Künſtler, Forſcher und ſittlichem Menſchen, und mit dem letzteren hatte es doch in der Hauptſache das Fauſtproblem zu thun. Nun nimmt er die durch die Kirche gegebenen Formen der chriſtlichen Lehre, wenn auch auf einer höheren Stufe und zum Teil nur ſymboliſch wieder auf, — denn der Inhalt des weiten Lebensganges konnte nicht ohne Spuren an dem Dichter vorübergegangen ſein — und ſtellt die beiden Mächte Gott und Teufel dualiſtiſch nebeneinander.

Aber wohlverſtanden, hinter dem Vorhange läßt er nun klar den Gott des Prologs das ausſprechen, was der Fauſt des erſten Monologs vom Erdgeiſte erſtürmen wollte. Die Antwort, die ihm der Erdgeiſt nicht erteilen konnte, liegt jetzt in den Worten des Herrn: „Ein guter Menſch in ſeinem dunklen Drange Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt“ — wenn Fauſt auch irrt, wenn er auch ſchuldig wird, er wird geläutert und gerettet werden. Das, was der Gott des Prologes ſagt, den Glauben daran muß ſich jedes einzelne Individuum erſt ſelbſt erwerben, durch Zweifel und Verzweiflung hindurch kann dieſer erſt im Leben gewonnen werden. „Der erſte Teil des Fauſt,“ ſagt Goethe einmal zu Eckermann, „iſt aus einem etwas dunklen Zuſtande des Individuums hervorgegangen.“ „Dumpf“ lag im Dichter wie im Fauſt die Idee ſeines ſpäteren Schickſales, mit dem Glauben an ſich ſteht und fällt er wie jeder andere Menſch.

In dieſem Zuſammenhange wird die Gretchentragödie, die nur ein Erlebnis in Fauſts Streben und Werdegang war, ein Bauſtein, dem ſich nun allmählich noch viele andere anreihen konnten. Das konnte jedoch der Fauſt des erſten Monologs nicht wiſſen. Und ſo mußte der Urfauſt, wie es ſein Prolog im Himmel, wie man die Erdgeiſtſzene nennen könnte, ahnen ließ, in dumpfer Verzweiflung enden. Am Schluß des Urfauſt ſteht Fauſt gerade ſo niedergeſchmettert da, wie er nach dem Erſcheinen des Erdgeiſtes niedergeſunken war. Was nun? — Nun das mußte er der Zukunft überlaſſen. Der Menſch Goethe lebte und arbeitete weiter und fand ſo die Löſung des Rätſels, die ſeinem Fauſt nun auch zu gute kam.

Und als er nun viele ſolche Einzelerlebniſſe erfahren und aus ihnen gelernt hatte, fand er auch den höheren Geſichtspunkt, den Plan, unter dem er ſie alle vereinigen konnte.

Der Gott des Prologes mit seiner abgeklärten Weisheit tritt nun an die Stelle des Erdgeistes, und dieser wird dadurch Rudiment, er hat jetzt eigentlich nur noch historische Bedeutung, indem er eine frühere Periode illustriert; auf die Ökonomie des Ganzen kann er jetzt keinen Einfluß mehr haben, seine Funktionen sind einem höheren Träger überwiesen worden. — So komme ich denn zu dem Resultate, daß im Erdgeiste die erste Form des Gottesbegriffes, soweit nur Faust-Goethe in Betracht kommt, verkörpert ist, im „erhabenen Geist" hat dasselbe Prinzip, erweitert und vertieft nach einer pantheistischen Seite hin, die Goethes Entwickelungsgang eingeschlagen hatte, Gestaltung gefunden, und endlich im Gott des Prologes liegt die letzte und höchste Form vor. Dadurch, daß man diese äußerlich zwar verschiedenen Gestalten auch als innerlich verschiedene Wesen und nicht als Erscheinungsformen eines und desselben Anthropomorphisierungstriebes angesehen hat, erklären sich die meisten Auslegungen.

Friedrich Georg Goethe,

des Dichters Großvater.

Von

Dr. R. Jung.

Zu Wolfgang Goethes 150. Geburtsfeste ſeiner Väter gerne zu gedenken, iſt eine unerläßliche Dankespflicht derer, die am 28. Auguſt dem größten Genius huldigen. Was Goethe von den Vätern ererbt hatte, das iſt in den Zahmen Xenien von ihm mit den Worten anerkannt:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernſtes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Luſt zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönſten hold,
Das ſpukt ſo hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was iſt denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Dieſe Worte geben uns die Berechtigung, in dem Leben und Weſen der Vorfahren die Elemente zu ſuchen, die ſich mit anderen in dem Nachkommen zum herrlichſten Ganzen vereint haben. Von ihren Thaten, ihrer Größe allerdings können wir nicht unterhalten; das Geſchlecht Goethe hat in ſeinen früheren Generationen mit dem Tantalus-Geſchlechte nichts gemein, weder einen Halbgott, noch ein Ungeheuer. Die kernige Tüchtigkeit ſchlichter Handwerker und Bürger iſt

das schöne Erbteil der väterlichen Ahnen. Sie darf vor allen dem Manne nachgerühmt werden, der den Frankfurter Zweig des Geschlechtes gründete, dem es nicht weniger durch eigene Thatkraft wie durch die Begünstigung glücklicher Umstände gelang, seine Familie aus den engen Kreisen der Handwerker auf eine äußerlich wie innerlich höhere Stufe in der Bürgerschaft der alten Reichsstadt zu erheben.

Während wir von des Dichters Urgroßvater, Hans Christian Goethe, dem Hufschmied in Artern, kaum mehr als die Namen seiner beiden Frauen und seiner elf Kinder wissen, ist uns von dessen ältestem Sohne, Friedrich Georg Goethe, dem Großvater des Dichters, so viel bekannt, daß wir uns ein klares Bild seiner Stellung im bürgerlichen Leben und seiner persönlichen Bedeutung machen können. Der Enkel freilich liefert uns zu diesem Bilde kaum eine Farbe; wenn er auch in liebevoller Erinnerung der greisen Großmutter gedenkt, unter deren Augen er die ersten Kinderjahre verlebte, von dem väterlichen Großvater spricht er nur an einer Stelle seiner Lebensbeschreibung mit den Worten:

„Unter andern Vorzügen mißgönnten mir die Übelwollenden auch, daß ich mir in einem Verhältniß gefiel, welches aus dem Schultheißenamt meines Großvaters für die Familie entsprang: denn indem er als der erste unter Seinesgleichen dastand, hatte dieses doch auch auf die Seinigen nicht geringen Einfluß. Und als ich mir einmal nach gehaltenem Pfeifergerichte etwas darauf einzubilden schien, meinen Großvater in der Mitte des Schöffenraths eine Stufe höher als die andern, unter dem Bilde des Kaisers gleichsam thronend gesehen zu haben, so sagte einer der Knaben höhnisch: ich sollte doch, wie der Pfau auf seine Füße, so auf meinen Großvater väterlicher Seite hinsehen, welcher Gastgeber zum Weidenhof gewesen, und wohl an die Thronen und Kronen keinen Anspruch gemacht hätte. Ich erwiderte darauf, daß ich davon keineswegs beschämt sei, weil gerade darin das Herrliche und Erhebende unserer Vaterstadt bestehe, daß alle Bürger sich einander gleich halten dürften, und daß einem jeden seine Thätigkeit nach seiner Art förderlich und ehrenvoll sein könne. Es sei mir nur leid, daß der gute Mann schon so lange gestorben: denn ich habe mich auch ihn persönlich zu kennen öfters gesehnt, sein Bildniß vielmals betrachtet, ja sein Grab besucht und mich wenigstens

bei der Inſchrift an dem einfachen Denkmal ſeines vorübergegangenen Daſeins gefreut, dem ich das meine ſchuldig geworden. Ein anderer Mißwollender, der tückiſchſte von allen, nahm jenen erſten bei Seite und flüſterte ihm etwas in die Ohren, wobei ſie mich immer ſpöttiſch anſahen. Schon fing die Galle mir an zu kochen, und ich forderte ſie auf, laut zu reden. — „Nun was iſt es denn weiter, ſagte der erſte, wenn du es wiſſen willſt: dieſer da meint, du könnteſt lange herum gehen und ſuchen, bis du deinen Großvater fändeſt.“ — Ich drohte nun noch heftiger, wenn ſie ſich nicht deutlicher erklären würden. Sie brachten darauf ein Mährchen vor, das ſie ihren Eltern wollten abgelauſcht haben: mein Vater ſei der Sohn eines vornehmen Mannes, und jener gute Bürger habe ſich willig finden laſſen, äußerlich Vaterſtelle zu vertreten. Sie hatten die Unverſchämtheit allerlei Argumente vorzubringen, z. B. daß unſer Vermögen bloß von der Großmutter herrühre, daß die übrigen Seitenverwandten, die ſich in Friedberg und ſonſt aufhielten, gleichfalls ohne Vermögen ſeien, und was noch andre ſolche Gründe waren, die ihr Gewicht bloß von der Bosheit hernehmen konnten. Ich hörte ihnen ruhiger zu als ſie erwarteten, denn ſie ſtanden ſchon auf dem Sprung zu entfliehen, wenn ich Miene machte, nach ihren Haaren zu greifen. Aber ich verſetzte ganz gelaſſen: auch dieſes könne mir recht ſein. Das Leben ſei ſo hübſch, daß man völlig für gleichgültig achten könne, wem man es zu verdanken habe: denn es ſchriebe ſich doch zuletzt von Gott her, vor welchem wir alle gleich wären. So ließen ſie, da ſie nichts ausrichten konnten, die Sache für dießmal gut ſein; man ſpielte zuſammen weiter fort, welches unter Kindern immer ein erprobtes Verſöhnungsmittel bleibt.“

Klar geht hieraus hervor, wie der Knabe Wolfgang über die beiden Großväter dachte. Während er den mütterlichen Großvater Textor tagtäglich in höchſten Ehren, in der ſtolzeſten Würde vor ſich ſah, welche die Vaterſtadt verleihen konnte, geachtet und geliebt von den Mitbürgern, feſſelte ihn kein perſönliches Band, keine eigene Erinnerung an den väterlichen Großvater Goethe. Der ſchlichtbürgerliche Gaſthalter zum Weidenhof, „jener gute Bürger“ iſt ihm ein weſenloſer Schatten neben dem glanzvollen Stadtſchultheißen. Daß Wolfgang den Ahnherrn bei dieſer Gelegenheit ſo unkindlich und altklug — unter Berufung auf die Frankfurter Verfaſſung — und ſo huldvoll

herablassend den Spielgenossen gegenüber verteidigt und anerkannt hat, mag billig bezweifelt werden; hier erzählt der gereifte Mann, nicht der Knabe: der hat den Verleumdern des Großvaters hoffentlich in knabenhafterer Weise gelohnt.

Goethe hat, wie aus dieser Stelle hervorgeht, nichts weiter vom Großvater seinen Zeitgenossen mitteilen wollen, als daß „der gute Mann" Gastgeber zum Weidenhof gewesen, daß nicht von ihm, sondern von dessen Gattin das väterliche Vermögen stammte, daß er von dem längst Verstorbenen nur das Bildnis im Hause der Eltern und das einfache Grabdenkmal auf dem Peters-Kirchhofe kannte. Ob lediglich wegen fehlender Erinnerung oder etwa in absichtlichem Verschweigen Goethe den Großvater Schneider und den Onkel Zinngießer übergangen hat, braucht hier nicht untersucht zu werden.

Die Frankfurter Lokalforschung weiß mehr von dem Schneidermeister und späteren Gastwirt zum Weidenhof Friedrich Georg Goethe zu berichten. Den Arbeiten von Stricker, Volger, Braunfels, Kriegk, Grotefend, Holthof[1]) ist es gelungen, volles Licht über die gewiß nicht unbedeutende Persönlichkeit dieses Mannes zu verbreiten; Düntzer hat kürzlich die aus den Akten des Frankfurter Stadtarchivs gewonnenen Ergebnisse jener Forscher zu einem interessanten, lebensvollen Bilde von dem Ahnherrn des Dichters zusammengestellt.[2]) Aber die Quelle der Lokalforschung, das Stadtarchiv, ist von jenen Forschern noch nicht ganz ausgeschöpft worden. Daß es die nachfolgende Darstellung thut, welche Altes und Neues, Bekanntes und Unbekanntes zu einem Gesamtbilde vereinigt, darf nicht behauptet werden; denn es ist nicht ausgeschlossen, daß die reichen Schätze des Frankfurter Archives noch Nachrichten über Goethes Großvater bergen, oder daß neu hinzuwachsende

---

[1]) (Stricker) Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt (Frankfurt 1862) S. 19. — Volger, Goethes Vaterhaus (Frankfurt 1863) S. 32 — Braunfels, Kleine Nachlese Goethe'scher Familiennachrichten aus Frankfurt in den Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. Bd. III, S. 456. — Kriegk, Die Brüder Senckenberg (Frankfurt 1869) S. 315. — Grotefend, Zur Geschichte der Familie Goethe in den Mittheilungen Bd. VI, S. 227. — Holthof, Zur Genealogie der Familie Goethe in den Mittheilungen Bd. VII, S. 229.

[2]) Düntzer, Goethes Stammbäume (Gotha 1894) S. 92.

Beſtände ſolche enthalten. Wenn freilich der längſt heimgegangene Archivar Clauer, deſſen ſtumpfſinniger Sohn unter der Obhut des Herrn Rat Goethe ſtand, geahnt hätte, daß ſein Zeitgenoſſe Friedrich Georg Goethe beſtimmt ſei, der Großvater des größten deutſchen Dichters zu werden, ſo hätte der gewiſſenhafte Beamte ſicher einen Perſonalfaszikel „Goethe, Friedrich Georg, Schneidermeiſter modo Gaſthalter zum Weidenhof“ über den braven Weidenhofwirt angelegt: jetzt muß ſein Amtsnachfolger nach beinahe zwei Jahrhunderten die in allen möglichen Akten zerſtreuten Nachrichten über den „guten Mann“ zuſammenſuchen. So ſollen denn die nachfolgenden Blätter als beſcheidene Gabe zum nationalen Goethefeſte auch einige neue Nachrichten über Goethe den Großvater bringen, welche die bisherige Kenntnis von ſeinem Leben durch Akten des Frankfurter Stadtarchivs und des Weimarer Goethe-Archivs teils begründen, teils erweitern.

Die Bittſchrift, mit welcher ſich Goethe 1686 beim Rate der Stadt Frankfurt um das Bürgerrecht bewarb, und die Leichenrede, welche im Sterbehauſe vom Parentator verleſen wurde, geben uns genügenden Aufſchluß über ſeine Kindheit und Erziehung, über ſeine Lehr- und Wanderjahre. Am 5. September (alten Stils) 1657 wurde er in Artern, einem Städtchen der Grafſchaft Mansfeld, als älteſtes Kind des Hufſchmiedes Johann Chriſtian Goethe und deſſen Frau Sybilla, geborenen Werner, geboren und am 7. September getauft;[3]) beide Eltern waren proteſtantiſch, der Vater ſtand etwa im 25. Lebensjahre; das Alter der Mutter, einer Tochter des unterſten Lehrers in Artern, iſt nicht bekannt. In gut chriſtlichem Sinne erzogen, wurde er nach der Konfirmation ſeinem Wunſche gemäß einem Schneidermeiſter in Artern in die Lehre gegeben. Nach kurzen Lehrjahren losgeſprochen, ging er, wie es Handwerksgebrauch war, auf die Wanderſchaft, um in der Fremde als Geſelle zu arbeiten. Vier Jahre lang durchwanderte er Ober- und Niederſachſen; weitere vier Jahre verbrachte er „im Reich“, d. h. wohl in Süd- und Weſtdeutſchland, denn auf dieſer zweiten Periode ſeiner Wanderſchaft hielt er ſich außer in anderen Reichsſtädten auch in Frankfurt auf: die Zeit läßt ſich nicht feſt-

[3]) Den Geburtstag giebt die Leichenrede; den Tauftag wie die anderen genealogiſchen Daten entnehme ich dem von Grotefend gegebenen, von Holthof berichtigten und erweiterten Stammbaume der Familie Goethe.

ſtellen, da das Geſellenbuch des Handwerks, in das er ſich nach eigener Ausſage einſchreiben ließ, nicht mehr erhalten iſt.

Um ſich in ſeinem Handwerk beſſer zu vervollkommnen, wandte er ſich, anſcheinend von Frankfurt aus, nach Frankreich, das ja im Zeitalter Ludwigs XIV. für die Mode in ganz Europa maßgebend war. Hier blieb er drei und ein halbes Jahr; gern hätte er dort noch länger gearbeitet, aber „wegen damaliger großer Verfolgung" ſah er ſich gezwungen, wieder nach Deutſchland zurückzukehren. Am 22. Oktober 1685 hatte das Pariſer Parlament das Edikt regiſtriert, welches die Widerrufung des Ediktes von Nantes ausſprach; wenn auch den Reformierten Handel und Wandel erlaubt blieb, ſo unterſagte die Verordnung doch jede proteſtantiſche Religionsübung und duldete nicht einmal die Verſammlungen in Privathäuſern. Ob Goethe ſchon vor oder erſt nach Erlaß des Ediktes Frankreich verlaſſen hat, bleibt zweifelhaft; er hatte zuerſt in Lyon gearbeitet und war von da vor der Verfolgung nach Paris entwichen: von hier aus trat er die Rückreiſe an. Wenn Goethe ſich ruhig verhalten und die offene oder heimliche Teilnahme an proteſtantiſchen Gottesdienſten gemieden hätte, ſo wäre er wohl in Frieden bei ſeiner Arbeit gelaſſen worden; anſcheinend aber hat er mit dem offenen Bekenntnis ſeines Glaubens nicht zurückgehalten. Von Paris aus wanderte er nach ſeiner Heimat Artern, wo er beide Eltern noch am Leben traf. Nach längerem Aufenthalte ging er mit Zuſtimmung ſeiner Eltern 1686 nach Frankfurt, wo es ihm offenbar am beſten auf der beinahe zwölfjährigen Wanderſchaft gefallen hatte und wo er hoffen durfte, für ſeine in der franzöſiſchen Lehre verfeinerte Arbeit vornehme und gut zahlende Kundſchaft zu finden; ſein „Vaterland" Artern war für ihn zu klein geworden. Nur kurze Zeit arbeitete er in Frankfurt noch als Geſelle, vielleicht bei dem Schneidermeiſter Sebaſtian Lutz. Gegen Ende des Jahres 1686 verlobte er ſich mit deſſen $9^1/_2$ Jahre jüngeren Tochter Anna Eliſabeth und erbat die Genehmigung der Geſchworenen des Schneiderhandwerks, ſich um das Meiſterrecht in demſelben zu bewerben. Nach erlangter Zuſtimmung, nach Ablegung des Meiſterſtückes und nach Prüfung ſeiner Verhältniſſe durch die dazu beſtimmte Behörde, das Inquiſitions-Amt, richtete er folgende Bittſchrift um das Bürger- und Meiſterrecht an den Rat:

„Unterthäniges Bittschrifftlein
Mein
Friederichs Georgen Göthen, von
Artern in der Grafffschafft Mansf-
feld, Schneiders

umb die Burger-
schafft [4])

Hochedelgebohrne, Gestrenge, Wohledle, Veste, Hochgelehrte, Wohlfürsichtige, Hoch- und Wohlweise, insonders Großgünstige, Hochgebietende Herrn Schultheiß, Burgermeister und Rath.

Ew. Hochadel. Gestr. und Herrl. geruhen großgünstig zu vernehmen, was massen ich nach erlerntem Schneiderhandwerk in vielen vornehmen Reichs- und anderen Stätten fürnemlich aber auch allhier gearbeitet, und nach dem ich mich bey dem Handwerk einschreiben lassen, umb mich besser zu perfectioniren in Frankreich gereiset, auch vierthalb Jahren darinnen zugebracht, und nach meiner Wiederkunfft den Geschwornen deß Handwerks eröffnet, daß ich mit Consens und Einwilligung meiner lieben Eltern meinem Vatterland, [5]) als einem geringen Ort, woselbsten wenig zu verdienen ist, valediciret, und mich entschlossen allhier häusslich niederzulassen, die auch ihres Orts mir befürderlich zu erscheinen sich gantz willig erkläret, bevorab, da ihnen wohl wissend, daß ich mich mit eines ehrlichen Burgers und Meisters Tochter in christliche Eheverlöbnuß eingelassen. Allermassen nun dieselbe [6]) bey löblichem Inquisitionampt angezeigt, daß sie mit mir wohl zufrieden, und weilen ich den Articuln [7]) ein Genügen gethan, keine Verhindernuß wegen erlangender Meisterschafft obhanden, so hab ich mich anbey zum Burgerrecht mit Vorlegung authentischer Urkunden der Ordnung gemäß behörig legitimirte, und, testante protocollo, übrige praestanda praestiret.

[4]) Diese Inhaltsangabe befindet sich nicht, wie hier, am Kopfe der Eingabe, sondern auf der vierten Seite des Bogens.

[5]) Das Wort Vaterstadt hat sich in Frankfurt erst gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts eingebürgert.

[6]) Die Geschworenen des Schneiderhandwerks.

[7]) Des Frankfurter Schneiderhandwerks.

Gelanget demnach an Ew. Hochadel. Geſtr. und Herrl. hiemit mein unterthäniges Bitten, die mein und meiner Verlobten zeitliche Wohlfarth zu befürderen, und mich in dero löbliche Burgerſchafft auff- und anzunehmen hochgeneigt geruhen wollen.

Gleich wie nun ſolche hohe Begünſtigung meinen Eltern und Schwieger-Eltern zu ſonderbahrem Troſt und Freude gereichet, alſo werden ſie ſolches in unterthäniger Devotion und Danknehmigkeit zu rühmen wiſſen, ich aber mein bißheriges dem gantzen erbaren Handwerk allhier wohl bekanntes Wohlverhalten und habendes gutes Zeugnuß jeder Zeit zu vermehren trachten: getröſte mich derohalben gerühriger Erhörung und verbleibe

Ew. Hochadel. Geſtr.
und Herrl.
Unterthänig gehorſam-
er
Fridericus Georg Göthé"

Dieſes Schreiben iſt in den Supplikationen des Stadtarchivs aus dem Jahre 1686 enthalten und zur Zeit depoſitariſch an das Goethe-Muſeum im Goethe-Hauſe abgegeben. Goethe ſelbſt hat an dieſem Schreiben nur die Unterſchrift mit eigener Hand geſchrieben; Verfaſſer und wohl auch Schreiber iſt einer der Advokaten geweſen, welche nach Frankfurter Gebrauch die Abfaſſung von Bittſchriften an den Rat und die ſtädtiſchen Behörden gewerbsmäßig betrieben. Wir ſind alſo nicht berechtigt, aus Stil und Darſtellungsweiſe irgendwelche Schlüſſe auf des Schneidergeſellen Bildung zu ziehen. Er ſchreibt ſeinen Namen Göthé: der Akzent auf dem letzten Buchſtaben, den er ſich wohl während ſeines Aufenthaltes in Frankreich angewöhnt hatte, wird der noch heute im Frankfurter Volksmunde üblichen Ausſprache des Namens Goethe = Goethee gerecht. Er hat ſich ſtets, ſoweit mir Unterſchriften von ihm bekannt ſind, Göthé oder Göthe, niemals Goethe geſchrieben; die lateiniſche Form Fridericus ſeines Hauptvornamens findet ſich nur hier, denn ſonſt ſchreibt er Friderich oder Fridrich. In den amtlichen Akten und Büchern des Archivs wird ſein Name auf die verſchiedenſte Weiſe geſchrieben: Göthe, Göte, Göde, Goede, Gede, Goder, Geder, Göder, Göthge (anklingend an Goedtke von Adlers-

berg, eine damals sehr bekannte Familie in Frankfurt) u.s.w.; die vom Enkel beliebte Schreibung Goethe kommt meines Wissens amtlich nicht vor. Die „authentischen Urkunden" befinden sich leider nicht bei der Bittschrift; sie sind dem Bittsteller offenbar zurückgegeben worden; auch das Protokoll des Inquisitions-Amtes ist nicht beigefügt.

Die Genehmigung dieses Gesuches, welches den 14. Dezember 1686 zur Verlesung kam, erteilte der Rat mit folgendem, dem Ratsprotokolle entnommenen Beschlusse:

„Alß Friederich Georg Göthe, von Artern in der Grafschafft Mansfeld, Schneider, umb die Burgerschafft unterthänig gebeten und das Inqvisitionsprotocoll verlesen worden: Soll man demselben willfahren."

Warum nun Goethe über zwei Monate vergehen ließ, ehe er sich in das Bürgerbuch der Stadt als Bürger, in das Meisterbuch des Handwerks als Schneidermeister eintragen ließ, ist nicht mehr festzustellen. Auch mit der Eheschließung hatte er es nicht eilig; die Trauung erfolgte erst am 18. April 1687 in der Barfüßer-Kirche, wenn auch der Eintrag im Bürgerbuch:

„Friederich Georg Göthe, auß Ardern im Mansfeldischen, Schneider, duxit filiam civis, juravit den 28 Febr: 1687.
dedit Burgergelt fl. 15:—
Jns Handwerck fl. 4:—"

die Ehe bereits als vollzogen erscheinen läßt. Im Meisterbuche des Schneiderhandwerks haben die Handwerksgeschworenen den neuen Meister mit folgenden Worten willkommen geheißen:

„Jörg Friderich Göte

Anno 1686 den 24 Feberwarius ist an daß Meisterstück getretten der ehrbare junge Gesell Jörg Friderich Göte und in drey Tagen Meister und zünftig worden. Gott geb ihm seinen Segen und sindt die geschworenen Meister gewessen

Christoffel Müller — Caspar Schöffer
Jörg Ebel — Balthasser Trautwein
Süman Schmidt — Wilhelm Christoffel Bauman."

Wir wenden uns zunächſt zu Meiſter Friedrichs junger Häuslichkeit. Er hatte ſeine Frau aus dem eigenen Handwerk gewählt; es war die am 19. März 1667 getaufte Anna Eliſabeth Lutz, die Tochter des Schneidermeiſters Sebaſtian Lutz. Vielleicht hat er ſeine Frau als Geſelle in der Lutzſchen Werkſtätte kennen gelernt. Nach Geld und Gut hat er nicht geheiratet, denn Schwiegervater Lutz war nur ein mäßig wohlhabender Mann, der im Jahre nach der Verheiratung dieſer Tochter ein Vermögen von 1100 Gulden verſteuerte.[8]) Goethes finanzielle Verhältniſſe waren noch beſcheidener; er verſteuerte in den Jahren 1687—1691 ein Vermögen von 300 Gulden, woraus aber nicht ohne weiteres zu ſchließen iſt, daß er ſie wirklich beſaß; denn das war der geringſte Vermögensbetrag, den der Bürger verſteuern mußte. Wenn er dieſe 300 Gulden bei ſeiner Niederlaſſung noch nicht beſaß, ſo iſt er doch raſch vorwärts gekommen; denn ſchon bald treffen wir ihn als Hausbeſitzer.

Am 21. Januar 1691 erkauften Friedrich Goethe und ſeine Frau Eliſabeth von dem Bierbrauer Johann Andreas Weitz und deſſen Frau eine Behauſung in der Großen Sandgaſſe zwiſchen dem Stadtallmend und dem Hauſe der Ulenckiſchen Erben für 2000 Gulden; das Haus führte den Namen Zum goldenen Rad und von 1761 ab die Grundbuchbezeichnung Lit. K Nr. 66. Es iſt gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts mit dem Nachbarhauſe Lit. K Nr. 67 abgeriſſen worden; auf den vereinigten Grundſtücken Lit. K 66—67 ſteht jetzt das Endersſche Haus Große Sandgaſſe 17. Von dem Kaufpreis hat Goethe aus eigenen Mitteln 600 Gulden bezahlt; die reſtlichen 1400 Gulden ſchoß ihm der Pfarrer Heß in Bonames vor und ließ dieſes Darlehen als Inſatz auf das Haus einſchreiben. Von dem Inſatzkapital zahlte Goethe dem Pfarrer Heß 1694 600 und 1695 den Reſt mit 800 Gulden zurück.[9]) Am 28. Februar 1691 kommt Meiſter Goethe beim Bauamt um die Erlaubnis ein, ſein Vorder- und Hinterhaus in der Höhe des zweiten Stockwerkes durch einen Gang verbinden zu laſſen; die Erlaubnis wird am 14. März erteilt, nachdem er die

[8]) Dieſe wie die ſpäteren Angaben aus den Steuerliſten des Archives nach Grotefend.

[9]) Währſchaftsbuch 1691 und Bartholomaeus-Buch I, 21a, 21b im Stadtarchiv; Inſatzbuch beim Kgl. Amtsgericht V.

Ausführbarkeit dieses Planes dem Bauamte durch ein Modell von Dielen an Ort und Stelle nachgewiesen hatte. Nach den Protokollen des Bauamts hat er auch 1692 und 1694 dort gewohnt; in letzterem Jahre ließ er einen Waschkessel unter dem Heerde setzen. Dieses Haus hat Goethe, bevor er 1705 zur zweiten Ehe schritt, an einen gewissen Knörrschild mit ansehnlichem Gewinne wieder verkauft; denn der Restkaufschilling den Knörrschild schuldig blieb, und den Goethe in die zweite Ehe einbrachte, belief sich auf 2000 Gulden.

Meister Goethes Ehrgeiz ging offenbar nicht dahin, in der Öffentlichkeit oder innerhalb seines Handwerkes eine gewisse Rolle zu spielen; die Akten des Handwerks, so weit sie erhalten sind, erwähnen ihn nicht: niemals hat er es zur Würde eines Geschworenen in seiner Zunft gebracht. Er war ein ruhiger Staatsbürger, welcher der hohen Obrigkeit pünktlich seine Steuern zahlte und ihr nicht lästig fiel, denn sonst würde man wohl seinem Namen einmal in den Protokollen des Rates begegnen.

Er lebte lediglich seiner Nadel und zwar, wie weiter unten gezeigt werden soll, mit schönstem Erfolg. Sein Geschäft aber lernen wir aus einem Prozesse, den er geführt hat, vollständig kennen. Der Damenschneider Goethe hat einmal einen seiner Kunden auf Zahlung verklagen müssen, und dieser Kunde war der Stadtsyndicus Dr. Johann Wolfgang Textor. Goethes des Dichters Großvater contra Goethes Urgroßvater — die erste Beziehung der Familien Goethe und Textor! Sie möge nach den Akten des Frankfurter Archivs etwas eingehender dargestellt werden.

Der durch die Franzosen aus Heidelberg vertriebene kurfürstlich pfälzische Rat und Vize-Hofrichter, Professor Dr. jur. Johann Wolfgang Textor, hatte 1691 das Amt eines Syndicus primarius in Frankfurt gefunden; er trat als erster Syndicus, d. h. rechtsgelehrter Berater des Rates, nicht nur in juristischen, sondern auch in politischen Angelegenheiten, an die Spitze der schon vor ihm im Amte befindlichen Syndiker. Er war der Großvater des späteren Stadtschultheißen gleichen Namens, also Goethes Urgroßvater. Am 8. Juni 1693 heiratete Textor, ein Witwer von 55 Jahren mit vier erwachsenen Kindern, die jugendliche Maria Sibylla Fleischbein, die Tochter des

Schöffen Philipp Nicolaus Fleiſchbein.[10]) Das Beſtreben, ſeine Stellung in den höchſten amtlichen und geſellſchaftlichen Kreiſen Frankfurts zu feſtigen, hat ihn wohl in nicht geringem Grade zu dieſer Eheſchließung veranlaßt. Nach dreivierteljähriger unglücklicher Ehe entwich die Frau nach Mainz; am 16. September 1695 wurde die Ehe des alternden Mannes mit der jugendlichen Frau durch Spruch des Schöffengerichtes geſchieden. Uxor desertrix, wie die Flüchtige in den Akten genannt wird, hinterließ etwa 2000 Gulden heimlich gemachter Schulden; der Ehemann verweigerte ihre Bezahlung. Die Gläubiger vereinigten ſich zur Klage gegen Dr. Textor vor dem Schöffengerichte und reichten ihre Rechnungen ein, welche einen intereſſanten Einblick in das üppige Leben der Frau Textor gewähren. Zu dieſen Gläubigern gehörte auch der Schneidermeiſter Friedrich Goethe mit einer Forderung von 87 Gulden 9 Kreuzern. Seine Rechnung iſt bei weitem nicht die größte, wohl aber — ganz abgeſehen von der Perſon des Rechnungſtellers — die intereſſanteſte; ſie zeigt uns die Toilettenbedürfniſſe einer vornehmen Frankfurter Dame vor zwei Jahrhunderten, ſie lehrt uns die Stoffe und Preiſe der damaligen Schneider ſo deutlich kennen, daß allein die kulturgeſchichtliche Bedeutung und die Seltenheit ſolcher Rechnungen die vollſtändige Veröffentlichung dieſes Dokumentes lohnt:

I.

„Anno 1694 den 15ten April ady Oſtermeſſ in Franckfurt

Vor Jhro Excell. Herrn Doctor Textor ſeiner Frau Liebſte an Arbeit gemacht

	fl.	kr.
Vor die Frau Liebſte eine Schnürbruſt gemacht mit grün Sammet überzogen	2	—

[10]) Der von Frau Belli-Gontard in ihrem Leben in Frankfurt a. M., Bd. II (Frankfurt 1850) gegebene Stammbaum der Familie Textor iſt durchaus unvollſtändig. Syndicus Textor hinterließ aus erſter Ehe vier Kinder, von denen ich aber, da ſie außerhalb Frankfurts geboren ſind, nur den älteſten Sohn Chriſtoph Heinrich, Goethes Urgroßvater († 1716), und eine Tochter Dorothea Juliane Eliſabeth († 1702) ſicher mit Namen anzugeben vermag. Chriſtoph Heinrich blieb, nachdem er ſich 1704 vergebens um die Stadtſchreiber-Stelle beworben hatte, dem ſtädtiſchen Dienſte fern, in welchem es ſein Sohn Johann Wolfgang, der Stadtſchultheiß, zur höchſten Würde bringen ſollte.

		fl.	kr.
Vor 1 ℔ Fiſchbein	à 2 fl.	2	—
3 Ehlen Canavas	à 15 kr.	—	45
Vor Seiden und weißen Leinwand zu füttern		—	30
Der Frau Liebſte ein Kleid gemacht, mando [11]) und Unterrock [12]) von gelb geſtreifften ſeiden estoff, den mando gefüttert und Unterrock mit einer ſilbern Bord		3	—
Vor Seiden, Floretband und Bley		—	40
6 Ehlen gelbe Cotton in Rock zu füttern	à 30 kr.	3	—
Der Frau Liebſte ein Kleid gemacht, mando und Unterrock von blau Dammaſt, mando und Unterrock garnirt mit ſilberne Borden		3	30
Vor Seiden, Floretband und Bley		1	—
10 Ehlen geſtreifft Leinwand in Unterrock und mando	à 20 kr.	3	20
Der Frau Liebſte ein Unterrock gemacht von roth geſtreifftem Crepon mit einer ſilberen Bord		1	—
6 Ehlen roth geſtreifften Leinwand zu füttern	à 20 kr.	2	—
Vor Seiden und Floretband		—	15
Der Frau Liebſte eine Schnürbruſt gemacht mit ponceau Sammetüberzog		2	—
1 ℔ Fiſchbein	à 2 fl.	2	—
3 Ehlen feinen Canavas	à 15 kr.	—	45
Vor ſeiden weiß Leinwand zu füttern		—	36
Der Frau Liebſte ein paar Ermel in dem ponceau mando verändert		—	20
Dito vor die Frau Liebſte ein mando von braun geſtreifften estoff gantz auf die neue Facon gemacht		1	20
Vor Seiden		—	12
Der Frau Liebſte eine Schnürbruſt gemacht von fein holländiſchen Canavas mit incarnat Seiden geſtept		3	—
1 ℔ Fiſchbein	à 2 fl.	2	—
2 Loth incarnat Seiden	à 40 kr.	1	20
1½ Ehl. feinen holländiſchen Canavas	à 40 kr.	1	—
Vor Leder und 10 Ehlen Floretband			20

[11]) Manteau = Schleppe.

[12]) Hier wohl = Kleiderrock.

		fl.	kr.
10 Ehlen roth Leinwand in mando und Unterrock zu füttern	à 13 kr.	2	10
Der 2 Jungfer ein schwartz Crepon Kleid gantz gewend, Unterrock und mando		2	—
Der 2 Jungfer ein Bruststück gemacht von weisen Dafft mit Silber garnirt, Canavas und Fischbein		1	—
Ein weisen Unterrock gemacht von gestreifften Leinwand		—	40
1 Ehlen Leinwand zum Stoß		—	15
	Summa fl.	34	25

Verbleibe Jhro Excell.

Dienstwilligster

Friederich Göthge"

Diese Rechnung gewährt uns einen klaren Einblick in Goethes Werkstätte. Meister Goethe lobesam war also lediglich Damenschneider, und zwar ein solcher, welcher die angesehensten Damen der Stadt zu seiner Kundschaft zählte, denn die Frau Syndicus wird von dem Vertreter der Kläger einmal, gerade unter Berufung auf Goethes des Schneiders Rechnung, „als eine der vornembsten Weiber in der Stadt Frankfurt" bezeichnet. Der Wortlaut der Rechnung — sie ist nur in der Abschrift eines Schreibers erhalten — zeigt, daß ihr Aussteller auf gut ausgenutzte Wanderjahre in Frankreich zurückblickt, daß sein Deutsch und seine Orthographie im Vergleich zu anderen Handwerksgenossen jener Zeit leidlich gut sind. Die Rechnung erstreckt sich nur auf Macherlohn und Auslagen für kleinere Zuthaten; die Stoffe hat nicht der Schneider geliefert, sondern der Tuchhändler, in dessen „Nahrung" jener nicht eingreifen darf.

Durch Erkenntnis des Schöffengerichtes vom 15. März 1695 wurden die Kläger mit ihrer Klage abgewiesen und legten sofort Berufung beim Reichskammergericht in Wetzlar ein. Die Akten über den dort verhandelten Prozeß „Textorische Creditores contra Dr. Johann Wolfgang Textor" befinden sich im Frankfurter Stadtarchive; ein dazu gehöriger Band enthält in Abschrift die in der ersten Instanz, vor dem Frankfurter Schöffengerichte, erwachsenen Akten, aus denen

der bisherige Verlauf des Rechtsſtreites dargeſtellt wurde, während die Rechnung in der in Wetzlar eingereichten Form abgedruckt iſt. Das Kammergericht arbeitete, wie üblich, mit bedächtiger Schnelle; es wurde nur in den Jahren 1695—1697 verhandelt; in den Jahren 1698—1700 „nihil actum“, wie eine Notiz über den Inhalt der Akten lakoniſch bemerkt; ſie ſchließt mit den Worten „completum 10. May 1701“. Aus welchen Gründen der Prozeß ins Stocken kam, iſt nicht erſichtlich.

Dem Stadtſyndicus Dr. Textor hatte die unglückliche Ehe mit ihren ärgerlichen Folgen die letzten Lebensjahre ſtark verbittert. Er ſtarb am 27. Dezember 1701; eine Woche vor ſeinem Tode richtete er nach Frankfurter Sitte, wie auch ſein Enkel, der Stadtſchultheiß, ſpäter that, ein Abſchiedsſchreiben an den Rat mit der Bitte, ſich ſeiner Kinder anzunehmen und dieſelben „in keinerlei Weis noch Weg wider das, was recht und billig, graviren zu laſſen.“ Das konnte dieſe freilich nicht vor den erneuten Forderungen der Gläubiger ſchützen; zu ihnen gehörte der Schneider Goethe. Dieſer klagte jetzt beim Schöffengerichte gegen die Erben auf Zahlung für die Arbeiten, die er für die Textorſchen Töchter geliefert hatte, wie ſie in Rechnung II (vgl. oben S. 225) verrechnet ſind. Die Akten dieſes wie des erſten Prozeſſes vor dem Schöffengerichte ſind vor 25 Jahren vernichtet worden; drei Schriftſätze Goethes mit der neueingereichten Rechnung haben ſich damals auf nicht mehr aufzuklärende Weiſe der Vernichtung entzogen.[18]) Auf dieſe allein ſtützt ſich unſere Kenntnis von dem zweiten Prozeß; denn in den verſchiedenen Gerichtsbüchern des Stadtarchivs wird ſeiner mit keinem Worte gedacht. Aus dem zeitlich letzten dieſer Schriftſtücke geht hervor, daß der Kläger Goethe ſich zwar für verpflichtet hält, den Ausgang des noch in Wetzlar ſchwebenden Rechtsſtreites abzuwarten, daß dieſe Forderung aber ſich lediglich auf Arbeiten erſtreckt, die er im Auftrage des Dr. Textor an deſſen Kinder geliefert habe; daß dieſe ſeine zweite Rechnung zu den anderen, erſt in Frankfurt, dann in Wetzlar eingeklagten Forderungen gekommen ſei, könne ihm, weil auf einem Verſehen des Vertreters der Gläubiger

[18]) Dieſe vier Stücke ſind aus dem Beſitze des Freiherrn von Donop in den des Herrn Alexander Meyer Cohn gekommen; dieſer hat den am 23. Oktober 1702 eingereichten Schriftſatz Goethes dem Frankfurter Goethe-Muſeum verehrt; er allein war mir zugänglich.

beruhend, nicht schädlich sein. Der Schriftsatz ist natürlich das geistige Eigentum des Advokaten Walther; Goethe selbst hat lediglich seinen Namen darunter gesetzt. Über den Ausgang des Prozesses kann ich nichts mitteilen; vielleicht ist Meister Friedrich durch Vergleich zu seinem Gelde gekommen, denn ein Urteil ist in dieser Sache nicht gefällt worden.

Mit seiner Damenschneiderei hat Goethe sich rasch ein nach heutigen Begriffen kleines, nach damaligen nicht unbeträchtliches Vermögen erworben. Die noch erhaltenen Steuerlisten aus jener Zeit liefern dafür vollständig den Beweis, den schon Grotefend geführt hat. Das auf der Selbsteinschätzung beruhende Steuersystem der Stadt Frankfurt ließ den Bürger sein Vermögen alljährlich oder vielmehr zweimal im Jahre der Steuerbehörde, dem Schatzungs-Amte angeben; an jedem der beiden Ziele mußte er je 100 Gulden seines erklärten Vermögens mit 10 Kreuzern versteuern; als geringster Betrag mußten 300 Gulden mit ½ Gulden Steuer pro Ziel angegeben werden, dagegen brauchten nicht mehr als 15000 Gulden mit 25 Gulden Steuer pro Ziel erklärt zu werden; außer der Steuer wurden als kleinere Abgaben Heerdschilling und Wachtgeld erhoben. Aus den Schätzungslisten hat nun Grotefend Goethes Vermögen nach den einzelnen Jahrgängen folgendermaßen berechnet:

1687—1690	=	300 fl.
1691—1693	=	600 „
1694	=	1200 „ [19])
1695	=	2000 „
1696—1697	=	3600 „
1698	=	4500 „
1699	=	5000 „
1700	=	6200 „
1701	=	7000—7900 fl.
1702	=	8500—9100 „
1703	=	10600 fl.
1704	=	11500—15000 fl.

[19]) Diese Erhöhung entspricht der Rückzahlung von 600 Gulden Insatzkapital im Februar 1694, wie die folgende der Rückzahlung des Restes desselben mit 800 Gulden im Februar 1695.

Wie ist diese rasche, bei den ruhigen und stetigen Erwerbsverhältnissen der Frankfurter Handwerker in damaliger Zeit auffallend rasche Vermögenszunahme zu erklären? 1687 fing Goethe mit nichts oder doch fast nichts sein Geschäft an; nach 17 Jahren hat er bereits ein Vermögen von 15000 Gulden erworben und damit die höchste Steuerstufe erreicht. Es hält schwer zu glauben, daß die Nadel allein dem Schneider zu Wohlstand verholfen hat. Erbfälle von Seiten der Familien Goethe und Lutz erscheinen ausgeschlossen — die dürftigen Vermögensverhältnisse der letzteren hat Grotefend nachgewiesen, die Verwandten in Artern waren gewiß nicht wohlhabender; Gewinn aus Immobiliengeschäften läßt sich aus den bis 1700 auf dem Archive, von da ab auf dem Kgl. Amtsgerichte V verwahrten Währschaftsbüchern nicht nachweisen, wenigstens kommt der Name Goethe in den Registern derselben von 1687 bis 1730 nicht vor. Auffallend ist besonders der letzte, binnen eines Jahres gemachte Sprung von 11500 auf 15000 Gulden: daß in so kurzer Frist auch das glänzendste Geschäft eines Frankfurter Handwerkers von damals seinem Inhaber einen Reinertrag von 3500 Gulden abgeworfen haben soll, ist ganz unwahrscheinlich. Daß Goethes Handwerk einen goldenen Boden hatte, ist ja sicher; als gewiß dürfen wir wohl annehmen, daß die stetig anwachsenden Vermögensvermehrungen von 1691 bis 1704 seiner Hände Fleiß zu verdanken sind; der beliebte Damenschneider wird sie nicht nur für die vornehmen Kundinnen in Frankfurt, sondern auch für die Damen der benachbarten Höfe gerührt haben.

Über Goethes Familienleben geben uns lediglich die trockenen Daten der Kirchenbücher Auskunft; wir wollen aber der Leichenrede glauben, daß er mit seiner ersten Gattin bis zu deren am 6. August 1700 erfolgten Tode „eine liebreiche, friedliche, vergnügte und gesegnete Ehe" geführt hat. Von den fünf Söhnen, die sie ihm geschenkt hatte, überlebten vier die Mutter; der älteste von diesen, Johann Michael, war wohl schon von Jugend an blödsinnig. Die Namen der Paten, die er für seine Kinder wählte, lassen uns teils auf seinen Umgang, teils auf seine geschäftlichen Verpflichtungen schließen: der Pate des ältesten Sohnes, Handelsmann Bartholomaeus Backhausen war Buchhalter im Barckhausenschen Geschäft, den zweiten Sohn hub der Buchhalter Johann Kley, den dritten der Schneidermeister Johann Jakob

beruhend, nicht schädlich sein. Der Schriftsatz ist natürlich das geistige Eigentum des Advokaten Walther; Goethe selbst hat lediglich seinen Namen darunter gesetzt. Über den Ausgang des Prozesses kann ich nichts mitteilen; vielleicht ist Meister Friedrich durch Vergleich zu seinem Gelde gekommen, denn ein Urteil ist in dieser Sache nicht gefällt worden.

Mit seiner Damenschneiderei hat Goethe sich rasch ein nach heutigen Begriffen kleines, nach damaligen nicht unbeträchtliches Vermögen erworben. Die noch erhaltenen Steuerlisten aus jener Zeit liefern dafür vollständig den Beweis, den schon Grotefend geführt hat. Das auf der Selbsteinschätzung beruhende Steuersystem der Stadt Frankfurt ließ den Bürger sein Vermögen alljährlich oder vielmehr zweimal im Jahre der Steuerbehörde, dem Schatzungs-Amte angeben; an jedem der beiden Ziele mußte er je 100 Gulden seines erklärten Vermögens mit 10 Kreuzern versteuern; als geringster Betrag mußten 300 Gulden mit ½ Gulden Steuer pro Ziel angegeben werden, dagegen brauchten nicht mehr als 15000 Gulden mit 25 Gulden Steuer pro Ziel erklärt zu werden; außer der Steuer wurden als kleinere Abgaben Heerdschilling und Wachtgeld erhoben. Aus den Schätzungslisten hat nun Grotefend Goethes Vermögen nach den einzelnen Jahrgängen folgendermaßen berechnet:

1687—1690	=	300 fl.
1691—1693	=	600 „
1694	=	1200 „ [19])
1695	=	2000 „
1696—1697	=	3600 „
1698	=	4500 „
1699	=	5000 „
1700	=	6200 „
1701	=	7000—7900 fl.
1702	=	8500—9100 „
1703	=	10600 fl.
1704	=	11500—15000 fl.

[19]) Diese Erhöhung entspricht der Rückzahlung von 600 Gulden Insatzkapital im Februar 1694, wie die folgende der Rückzahlung des Restes desselben mit 800 Gulden im Februar 1695.

Wie ist diese rasche, bei den ruhigen und stetigen Erwerbsverhältnissen der Frankfurter Handwerker in damaliger Zeit auffallend rasche Vermögenszunahme zu erklären? 1687 fing Goethe mit nichts oder doch fast nichts sein Geschäft an; nach 17 Jahren hat er bereits ein Vermögen von 15000 Gulden erworben und damit die höchste Steuerstufe erreicht. Es hält schwer zu glauben, daß die Nadel allein dem Schneider zu Wohlstand verholfen hat. Erbfälle von Seiten der Familien Goethe und Lutz erscheinen ausgeschlossen — die dürftigen Vermögensverhältnisse der letzteren hat Grotefend nachgewiesen, die Verwandten in Artern waren gewiß nicht wohlhabender; Gewinn aus Immobiliengeschäften läßt sich aus den bis 1700 auf dem Archive, von da ab auf dem Kgl. Amtsgerichte V verwahrten Währschaftsbüchern nicht nachweisen, wenigstens kommt der Name Goethe in den Registern derselben von 1687 bis 1730 nicht vor. Auffallend ist besonders der letzte, binnen eines Jahres gemachte Sprung von 11500 auf 15000 Gulden: daß in so kurzer Frist auch das glänzendste Geschäft eines Frankfurter Handwerkers von damals seinem Inhaber einen Reinertrag von 3500 Gulden abgeworfen haben soll, ist ganz unwahrscheinlich. Daß Goethes Handwerk einen goldenen Boden hatte, ist ja sicher; als gewiß dürfen wir wohl annehmen, daß die stetig anwachsenden Vermögensvermehrungen von 1691 bis 1704 seiner Hände Fleiß zu verdanken sind; der beliebte Damenschneider wird sie nicht nur für die vornehmen Kundinnen in Frankfurt, sondern auch für die Damen der benachbarten Höfe gerührt haben.

Über Goethes Familienleben geben uns lediglich die trockenen Daten der Kirchenbücher Auskunft; wir wollen aber der Leichenrede glauben, daß er mit seiner ersten Gattin bis zu deren am 6. August 1700 erfolgten Tode „eine liebreiche, friedliche, vergnügte und gesegnete Ehe" geführt hat. Von den fünf Söhnen, die sie ihm geschenkt hatte, überlebten vier die Mutter; der älteste von diesen, Johann Michael, war wohl schon von Jugend an blödsinnig. Die Namen der Paten, die er für seine Kinder wählte, lassen uns teils auf seinen Umgang, teils auf seine geschäftlichen Verpflichtungen schließen: der Pate des ältesten Sohnes, Handelsmann Bartholomaeus Backhausen war Buchhalter im Barckhausenschen Geschäft, den zweiten Sohn hub der Buchhalter Johann Kley, den dritten der Schneidermeister Johann Jakob

Groh; beim vierten ſtand der Tuchhändler Hermann Jakob Firnhaber, beim fünften der Handelsmann Johann Nicolaus Glüer Gevatter. Die Schwiegereltern Lutz überlebten den frühen Tod ihrer Tochter, konnten ſich aber in ihren dürftigen Verhältniſſen der Kinder des Witwers nicht wohl annehmen. Goethes Mutter war ſchon 1689, der Vater 1694 in Artern geſtorben.

Dies iſt alles, was wir vom Schneidermeiſter Goethe aus der erſten Periode ſeines Lebens wiſſen: ein ruhiger, fleißiger Arbeiter, dem es gelungen war, ſich durch ſein Handwerk eine geachtete Stellung und ein leidliches Vermögen zu erringen. In der zweiten Periode ſeines Lebens legt er die Nadel nieder, um ſein Glück in einem geſellſchaftlich höheren Stande als Gaſtwirt zu verſuchen.

Beinahe fünf Jahre blieb nun Goethe im Stande des Witwers; daß ſein Geſchäft gerade in dieſer Zeit einen raſchen Aufſchwung nahm, haben wir aus den Steuerliſten erſehen. Die Sorge des vielbeſchäftigten Mannes um die vier Söhne, von denen der älteſte, blödſinnige 15, der jüngſte 5 Jahre zählte, hat ihn wohl in erſter Linie zur Wahl einer zweiten Frau veranlaßt. Am 4. Mai 1705 vermählte er ſich in zweiter Ehe mit Cornelia Schelhorn; die Hochzeit fand in der Barfüßer-Kirche ſtatt, zu deren Gemeinde ſich Goethe hielt; er ſtand im 48., die Frau im 37. Lebensjahre. Die Hochzeit hatte wohl durch den vier Wochen vorher erfolgten Tod des jüngſten Sohnes einen kleinen Aufſchub erlitten. Cornelia war die Tochter des am 11. Juli 1704 beerdigten Schneidermeiſters Georg Walther; ihre Mutter Anna Margaretha geb. Streng war noch am Leben. Cornelia Walther, getauft am 27. September 1668, hatte am 11. Juni 1688 den Gaſthalter zum Weidenhof Johann Schelhorn geheiratet; er ließ ſie am 16. September 1704 als kinderloſe Witwe zurück. Cornelia brachte dem zweiten Gatten außer dem Weidenhof, der anſcheinend mit 5000 Gulden beliehen war, ein Haus in der Bockenheimer Gaſſe und eines in der Eſchenheimer Gaſſe, erſteres 1730 zu 3000, letzteres zu 1500 Gulden veranſchlagt, ſowie ein kleines Vermögen von etwa 2000 Gulden mit;[20]) die Gaſthalterei zum Weidenhof hatte der verſtorbene Schelhorn 1681 für 10750 Gulden erworben. Das Vermögen, welches

[20]) Nach dem weiter unten zu erwähnenden Goethiſchen Teilungsprozeß von 1730.

Goethe 1705 in seine zweite Ehe einbrachte, wurde 1730 auf 18847 Gulden 12 Kreuzer berechnet.

Wenn Goethe sich entschloß, jetzt sein Handwerk aufzugeben und den Weidenhof zu übernehmen — beide Gewerbe durfte er nach den Frankfurter Gesetzen nicht ausüben — so geschah es wohl in der Hoffnung, daß ihn der Betrieb des bekannten und beliebten Gasthofes noch rascher zum reichen Manne machen werde als seine Schneiderei, und in der Erwägung, daß die Stellung des Gastwirtes eine angesehenere in der Bürgerschaft war als die des Schneiders.

Der Weidenhof auf der Zeil, in einer der belebtesten und zumal durch den nahen Viehmarkt verkehrsreichsten Gegenden der Neustadt gelegen, war im Mittelalter ein Hof der Familie von Holzhausen und seit dem 31. Oktober 1607 ein besuchtes Gasthaus und blieb es bis in die 30er Jahre des XIX. Jahrhunderts, allerdings zuletzt zur Fuhrmannsherberge gesunken. 1834 wurde er von der Thurn- und Taxisschen Post angekauft, später aber, weil er sich für Postzwecke nicht eignete, an den Musikalienhändler C. A. André verkauft; dieser errichtete 1843 an Stelle des Gasthofes den Neubau „Haus Mozart", welches 1898 wieder zum Hôtel umgebaut wurde. Das Hauptgebäude, wie es Goethe übernahm, stammte aus dem Jahre 1629. Die an der Spitze dieser Zeilen stehende Abbildung, einem Reklamebilde des Gastwirtes Vogelhuber entnommen, zeigt uns das stattliche Aussehen des Gasthauses in der Zeit von 1761—1791, da Vogelhuber Wirt im Weidenhofe war; da auf solchen Reklamekarten damals gerade so gelogen wurde wie heute, so ist das Bild mit Vorsicht zu betrachten. Goethe selbst hat an der Straßenseite seines Gasthofes keine oder nur unwesentliche bauliche Veränderungen vornehmen lassen; am 13. November 1706 erhielt er die Erlaubnis, einen zwei Stockwerke hohen Stall, wohl im Hofe, zu errichten.

Das Glück ist mit Goethe auch in den Weidenhof übergesiedelt. Er muß ein rühriger Wirt gewesen sein; als er in das Geschäft eintrat, nahm die Schildwirtschaft zum Weidenhof nach dem vom Inhaber ans Rechnei-Amt gezahlten Ungeld die achte Stelle unter den Gastwirtschaften ein; bei einer neuen Festsetzung des Ungeldes im Jahre 1730 finden wir den Weidenhof an vierter Stelle; nur die Inhaber des Roten Männchens, des Krachbeins und des Türkenschusses zahlen

eine höhere Abgabe. Goethe hat sein Haus auf die Höhe eines Hôtels ersten Ranges erhoben. Sein Hauptgeschäft war nicht etwa, wie Düntzer meint, der Weinhandel oder Weinschank, sondern die Schildwirtschaft, d. h. die Gastherberge; er wird amtlich stets als Gasthalter zum Weidenhof bezeichnet. Im Jahre 1724 hat er erfolgreich gegen den unlauteren Wettbewerb von Wirten Einspruch beim Rechnei-Amte erhoben, welche Gäste beherbergten, ohne die Schildgerechtigkeit zu besitzen.

Als Nebengeschäft betrieb der Weidenhofwirt den Weinhandel; dies geht aus einer Aufzeichnung des Arztes Senckenberg hervor, die unten in anderem Zusammenhange gegeben wird.

Den mehr als behäbigen Wohlstand, in dem Goethe lebte, ersehen wir nicht nur aus den Steuerlisten, sondern auch aus dem Grundbesitz, den er im Laufe der Jahre erwarb. 1691 besaß er bereits das Haus in der Großen Sandgasse, das er aber vor oder bei seiner zweiten Eheschließung verkaufte, denn in die zweite Ehe brachte er an Grundbesitz nur einen Morgen Weingarten auf dem Röderberg mit. 1705 erheiratete er den Weidenhof; 1709 erhielt seine Frau aus der Waltherschen Erbschaft die Häuser in der Bockenheimer (Lit. E Nr. 130) und Eschenheimer Gasse; 1714 erwarb er ein von Günderrodesches Baumstück am Affenstein von neun Morgen, welches Frau Rat 1793 an Herrn von Bethmann-Metzler verkaufte;[21]) 1715 verpachtete er ein ihm gehörendes Grundstück in Babenhausen.[22]) Der nach dem Tode der Frau Rat von deren Erben versteigerte Weingarten vor dem Friedberger Thore, dessen Thoreingang mit den Initialen F und G und dazwischen der Jahreszahl 1725 versehen war — er ziert jetzt den Zugang zwischen Hof und Garten des Goethehauses in Frankfurt (vgl. die Abbildung am Schlusse dieser Zeilen) —, war offenbar nicht im Besitze Friedrich Georg Goethes, sonst müßte er doch in dem Inventar seiner Verlassenschaft von 1730 aufgeführt sein; daß er ihn früher besessen und noch vor seinem Tode verkauft habe, ist nicht wahrscheinlich. Jener Thoreingang wurde vielleicht 1725 am Baumstück im Affenstein oder am Weingarten auf dem Röderberg angebracht und erst später nach deren Veräußerung an den Goetheschen Wein-

---

[21]) Katalog der Goethe-Ausstellung des Hochstiftes 1895 S. 4.

[22]) Katalog der Goethe-Ausstellung des Hochstiftes 1895 S. 4.

garten vor dem Friedberger Thore versetzt. In den Gerichtsbüchern wird Goethe mehrfach als Kläger in Insatzangelegenheiten genannt, die kein weiteres Interesse darbieten.

Daß Friedrich Goethes zweite Ehe „eine nicht weniger liebreiche, friedliche, vergnügte und gesegnete“ war als die erste, berichtet uns die Leichenrede; wir haben keine Veranlassung, daran zu zweifeln. Der Enkel und ihr Arzt Senckenberg haben uns Cornelia Goethe in hohem Alter geschildert. Die heranwachsenden Kinder ihres Sohnes Kaspar waren die Freude der mehr als achtzigjährigen Greisin, welche die kindlichen Spiele der Enkelkinder liebevoll duldete und förderte, welche durch das Weihnachtsgeschenk des Puppenspieles ihre Phantasie fruchtbringend anregte. „Ich erinnere mich ihrer gleichsam als eines Geistes, als einer schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend ist sie mir im Gedächtniß geblieben“; so lebte sie nach mehr als fünfzig Jahren in der Erinnerung des Enkels. Unter dem frischen Eindruck des am 26. März 1754 aus Altersschwäche erfolgten Hinscheidens dieser Frau, der Freundin seiner Eltern, schrieb Senckenberg in sein Tagebuch: „Hatte etliche Wochen viele Schläfrigkeit, glaubte, ihr Schnupfen und Husten komme, der gewöhnlich zur Frühlingszeit war. Sie geht schlafen, schnell hört sie auf zu sprechen, und als man auf sie blickte, war sie schon ohne Bewegung und ohne Laut. Sie lebte sanft und so starb sie ruhig, wie wenn sie anderes thue, immer die nämliche. Immer arbeitsam, in ihrer Art wohlthätig, sparsam, von einfacher und geringer Lebensweise, nicht stolz. Sie starb nicht eigentlich am Marasmus, sondern vielmehr am Versagen der Kräfte, an der Unfähigkeit des Körpers, sich zu bewegen, eines Todes ohne Krankheit oder am Alter. War nie sehr fett. Betrübte und erfreute sich über nichts. Immer dieselbe, von etwas langsamer, aber im Arbeiten fleißiger Natur.“ [23]) Enkel und Arzt stimmen also im Lobe der alten Frau völlig überein; kein Schatten ruht auf ihrem Andenken.

Zu den drei Söhnen, welche Goethe in die zweite Ehe mitbrachte, kamen in dieser noch drei Kinder. Das erste, die Tochter Sybille, starb schon nach einem Jahre; das zweite, Johann Friedrich, von

---

[23]) So nach der Übersetzung Kriegks.

Goethes Freund Lortz aus der Taufe gehoben, brachte es nur auf 19 Jahre, das letzte war der am 31. Juli 1710 geborene Johann Kaſpar, bei dem der Sattler Johann Kaſpar Müller die Patenſtelle annahm. Da von den Kindern aus erſter Ehe auch noch Johann Jakob 1717 im Alter von 23 Jahren ſtarb, ſo überlebten den Vater nur Johann Michael und Hermann Jakob aus erſter, Johann Kaſpar aus zweiter Ehe.[24])

Da Johann Michael anſcheinend von Jugend auf von Blödſinn umnachtet war, ſo konnte von einer Vorbereitung auf das praktiſche Leben keine Rede ſein; welches Handwerk oder welchen ſonſtigen Beruf der Vater die beiden im Jünglingsalter verſtorbenen Söhne Johann Jakob und Johann Friedrich erlernen ließ, iſt nicht bekannt; ich vermuthe, daß ſie im väterlichen Geſchäfte die Gaſtwirtſchaft erlernten,

---

[24]) Nachfolgende, auf Grotefends Zuſammenſtellung aus den Kirchenbüchern beruhende Stammtafel giebt eine Ueberſicht über J. G. Goethes Frauen und Kinder:

Goethe, Friedrich Georg
geb. 5. Sept. 1657 in Artern,
geſt. 10. Febr. 1730 in Frankfurt a. M.
verheirathet mit

I.
18. April 1687
Lutz, Anna Eliſabeth
getauft 19. März 1667,
geſt. 6. Auguſt 1700.

Kinder:

1) Bartholomaeus, get. 20. März 1688, begr. 7. Nov. 1690.
2) Johann Michael, get. 16. März 1690, begr. 4. März 1733.
3) Johann Jakob, get. 9. Dez. 1694, begr. 8. Sept. 1717.
4) Hermann Jakob, get. 15. Mai 1697, verheir. 30. Juni 1722 mit Hoppe, Suſanne Eliſabeth (get. 10. Juli 1704, begr. 22. Aug. 1778), begr. 31. Dez. 1761.
5) Johann Nicolaus, get. 8. Febr. 1700, begr. 3. April 1705.

II.
4. Mai 1705
Schelhorn, Cornelie, geb. Walther,
Witwe ſeit 16. Sept. 1704,
get. 27. Sept. 1668,
geſt. 26. März 1754.

Kinder:

1) Sybille, get. 25. Juni 1706, begr. 13. Juli 1706.
2) Johann Friedrich, get. 23. Sept. 1708, begr. 31. Okt. 1727.
3) Johann Kaſpar, get. 31. Juli 1710, verheir. 20. Auguſt 1748 mit Textor, Katharina Eliſabeth (get. 13. Febr. 1731, geſt. 13. Sept. 1808), geſt. 25. Mai 1782.

um dereinst dem Vater nachfolgen zu können. Hermann Jakob und Johann Kaspar erhielten eine ganz verschiedene Erziehung. Ersterer wird etwa 1710, gerade als der jüngste Stiefbruder geboren wurde, nach vollendetem Elementarunterricht in der „deutschen Schule", d. h. einer privaten Volksschule, in die Lehre gekommen sein; er blieb dem Handwerkerstande des Vaters treu und erlernte die Zinngießerei; 1722 wurde er Meister und Bürger und vermählte sich am 30. Juni mit der 18jährigen Susanne Elisabeth Hoppe, der Tochter eines Schneidermeisters; die Hochzeit richtete Vater Goethe in seinem Weidenhofe zu und stattete den Sohn mit Kleidern und Heiratsgut für 1500 Gulden aus. Höhere Ziele setzte der Vater dem jüngsten Sohne Johann Kaspar; „es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das, was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisirt zu sehen, so ungefähr, als wenn man zum zweiten Mal lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nutzen wollte." Als Kaspar heranwuchs, war der Weidenhofwirt längst ein gemachter Mann, Besitzer eines der angesehensten Gasthöfe und eines stattlichen Vermögens, der wohl in der Lage war, den jüngsten Sohn auf die Universität zu schicken, um dort die Rechte zu studieren; denn dem Juristen standen in der Reichsstadt die höchsten Stellen der Verwaltung offen, und wenn er es auch nicht so weit brachte, so harrte seiner doch eine lohnende Praxis als Advokat. Kaspar hat sicher den ersten Unterricht in einer deutschen Schule erhalten und ist dann von Privatlehrern auf das Gymnasium vorbereitet worden. Aus welchen Gründen der Vater aber nicht das Frankfurter Gymnasium, sondern das Paedagogium in Koburg für seinen Sohn wählte, ist nicht bekannt. Daß Vater Goethe, wie später sein Sohn, der höheren Schule in Frankfurt und ihren wissenschaftlichen Leistungen mißtraut haben sollte, ist nicht anzunehmen, ebensowenig, daß er sich scheute, den Gastwirtssohn unter die Söhne der vornehmsten Familien, welche das Gymnasium besuchten, sich setzen zu lassen; aller Wahrscheinlichkeit liegen hier Gründe persönlicher Natur vor, die sich unserer Kenntnis entziehen. Als 15jähriger Knabe kam Kaspar 1725 nach Koburg und blieb dort, bis das Leben des Vaters sich dem Ende zuneigte.

Im letzten Lebensjahre litt Goethe mehrfach durch Unwohlsein; die Beschwerden des Alters und dieser bedenkliche Gesundheitszustand

veranlaßten ihn, am 17. Oktober 1729 ein notarielles Teſtament zu machen. Es zeugt von der gewiſſenhafteſten Fürſorge des Hausvaters für ſeine Kinder und Enkel wie für ſeine bedürftigen Verwandten; es iſt von Grotefend nach dem im Stadtarchive beruhenden Original bereits ausführlich, zum Teil wörtlich wiedergegeben worden; es genügt vollſtändig, wenn wir hier die Hauptbeſtimmungen mitteilen, welche das Eigentum Goethes ſind, während der Wortlaut in den damals bei Teſtamenten üblichen Redewendungen als das Werk des Notares zu betrachten iſt.

Zunächſt gedenkt er ſeiner Verwandten in Thüringen und vermacht 25 Speziesdukaten, die er 1705 bei ſeiner zweiten Heirat als eiſernen Barbeſtand in den Weidenhof gebracht und dort in einer eiſernen Kiſte geſondert verwahrt hatte, zu zwei Dritteln ſeiner Baſe Anna Eliſabeth Goethe und zu einem Drittel deren Schweſter Anna Juliana. Beide Mädchen waren die Nichten Goethes, Kinder ſeines Bruders, des Schreiners Johann Philipp Goethe in Allſtedt, die älteſte vielleicht das Patenkind von Goethes erſter Frau, aber nicht, wie Holthof vermutet, die Patin von Hermann Jakobs erſtgeborener Tochter. Der Umſtand, daß von des Bruders Kindern nur dieſe beiden bedacht wurden und daß das Teſtament einen auswärtigen Wohnort nicht nennt, berechtigt wohl zu dem Schluſſe, daß beide Nichten bei dem Onkel im Weidenhofe wohnten und im Gaſthauſe thätig waren. Der Schreinergeſelle Johann Ernſt Döring, der Sohn ſeiner Schweſter Maria Chriſtina in Artern, erhält 20 Reichsthaler zur Hausſteuer; er hat wohl auf der Wanderſchaft in Frankfurt gearbeitet und dort im Hauſe des Onkels verkehrt; denn dieſe einzigen Vermächtniſſe an die Verwandtſchaft ſind doch wohl nur aus perſönlichen Beziehungen des ſeiner Heimat längſt entfremdeten Onkels zu den Kindern der Geſchwiſter zu erklären.

Nach Frankfurter Sitte werden dann die beiden milden Stiftungen, Armenhaus und Almoſenkaſten, mit je 10 Reichsthalern bedacht.

Haupterben werden natürlich die drei Söhne; die als Erbin nicht erwähnte Witwe erhält nach Frankfurter Recht ihr in die Ehe eingebrachtes Vermögen und die Hälfte der Errungenſchaft während der Ehe. Nach Abſonderung der mütterlichen Vermögen haben ſich die Söhne zu gleichen Teilen in die väterliche Hälfte der Errungenſchaft

zu teilen; die Söhne Johann Michael und Hermann Jakob teilen ferner das Vermögen ihrer Mutter, während Johann Kaſpar, deſſen Mutter ja noch lebte, lediglich ſein Drittel an der Errungenſchaft des Vaters während der zweiten Ehe erhält. Seinen Sohn Hermann Jakob und ſeinen langjährigen Freund, den Leinwandhändler Johann Chriſtoph Lortz, beſtimmte Goethe als Vormünder des älteſten Sohnes, Johann Michael, der „ſeit vielen Jahren ſich in einem blödſinnigen Standt befindet," und wies jedem jährlich 10 Gulden aus den Einkünften des Kuranden an. Bemerkenswert iſt die Warnung an Hermann Jakob, ſein Erbteil den Kindern ungeſchmälert zu erhalten und für den Fall ſeines Ablebens die Frau von der Verwaltung des Vermögens auszuſchließen; dieſe Beſtimmung ſpricht von einer gründlichen Abneigung, einem tiefen Mißtrauen Goethes gegen ſeine Schwiegertochter, das, wie Grotefend näher ausgeführt hat, in dem rohen, zänkiſchen Charakter dieſer Frau ſeine Begründung findet. Das Teſtament ſchließt mit der „treu väterlichen" Ermahnung an Kaſpar, der Mutter „allen gebührenden kindlichen Reſpect zu erzeigen, ihr ſchuldigen Gehorſam zu leiſten, mithin göttlichen Seegen über ſich zu erhalten." So hat Goethe der überlebenden Gattin, für die er in finanzieller Hinſicht nicht zu ſorgen brauchte, mit einer liebevollen Empfehlung an ihren einzigen Sohn gedacht.

Das von Notar und Zeugen beglaubigte, in Anweſenheit dreier Mitglieder des Rates errichtete Teſtament iſt von dem Teſtator als erſtem unterſchrieben: „Friderich G. Göthé bekene das dieſes mein letzter und liebſter Wille"; links vom Namen iſt ſein Siegel abgedrückt, ein Lamm mit einer Kreuzfahne und rechts und links von dieſer die Initialen F und G.

Von dem Vorbehalt, dem Teſtamente Zettel beizufügen, hat Goethe Gebrauch gemacht; ein von ihm ganz eigenhändig geſchriebener Zettel iſt ſpäter noch beigelegt worden und ſoll, als einziges größeres Schriftſtück von ſeiner Hand hier wortgetreu abgedruckt werden:

„Ferner iſt noch mein einziges Bitten an meinen Sohn Johan Caspar und an ſeine Mutter, was ich meinen Sohn Herman Jacob auf ſein Mutterliches geben als 2000 Gulden, das ſie ihn doch keine Intreſſe von dieſer Capital anrechnen wolten, indem er ja viel Mühe und Unkoſten mit ſeinen ganzen Werckzeig ge-

habt, ehe er es in Stand gebracht hat, in der Hoffnung, ich werde ja umb die Meinigen so viel verdienet habe. Ferner bitte meinen Sohn J. Caspar, das er doch möchte die Hand mit uber seinen elenden Bruder Johan Michel halte, so viel moglich. Adieu. Fridrch Göthe. Als ein Apendix."

Es sind das wohl die größten Sorgen, mit denen Goethe aus der Welt schied: die finanziellen Verhältnisse Hermann Jakobs, die ihm nicht ganz gesichert schienen — er hatte, wie sich aus der Erbteilung ergiebt, den Sohn bei Lebzeiten mit etwa 11 500 Gulden unterstützen müssen — und der traurige Zustand seines ältesten Sohnes Johann Michael. Den letzteren erlöste der Tod drei Jahre nach dem Vater; Hermann Jakobs Verhältnisse waren geordnete bis zu seinem Tode, denn stets ist er auf der höchsten Steuerstufe verblieben.

Nach dreiwöchentlichem Krankenlager beschloß Friedrich Georg Goethe am Abend des 10. Februar 1730 sein arbeitsreiches Leben. Am 13. Februar wurde er auf dem St. Peters-Kirchhofe beigesetzt. Bei der darauffolgenden Trauerfeier im Sterbehause sprach erst der Geistliche und dann verlas nach Frankfurter Sitte der Leichenbitter Lachenwitz folgenden Nachruf, dessen biographische Grundlagen ihm die Angehörigen zur Verfügung gestellt hatten:[25])

„Lebens-Lauff
des weyl.
wohl- und ehrengeachten
Herrn
Georg Friederich Göthe, seel.
gewesenen Burgers und Gasthalters
allhier in Frankfurt am Mayn,

[25]) Dieser von Lachenwitz geschriebene offizielle Nachruf, ein Quartheft in schwarzes Papier geheftet, ist einem Aktenfaszikel des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar beigefügt, welcher die Überschrift trägt: „Specificirter Goetheischer Actus massae activus et passivus und demnächst angefügter respect. Separations und Abtheilungs Receß d. d. Franckf. den 5. Juli 1730". Die Abschrift dieses Nachrufes hat mir Herr Dr. Pallmann in München freundlichst zur Verfügung gestellt, die Direktion des Goethe-Archivs hat den Abdruck an dieser Stelle gütigst gestattet und mir den ganzen Erbteilungs-Faszikel zur Benutzung für diese Arbeit nach Frankfurt geschickt, ein Entgegenkommen, für das ich hiermit herzlich danke.

wie ſolcher
Am Tage ſeiner chriſtlich geſchehenen Beerdigung,
(war Montags, den 13. Februarij 1730)
in dem Trauer- und Sterb-Hauß
nach gewöhnlich gehaltener
Abdanckungs-Rede
abgeleßen worden
von
G. A. Lachenwitz manu propria
Parent.[26]) ordin.
Moeno. Fr.

Personalia.

Von unſers in dem Herrn ſeelig entſchlaffenen und nunmehro zur Ruhe gebrachten chriſtl. Herrn Mitbruders ehelichen Geburt, gottſeeliger Education, wohlgeführtem Lebens-Wandel, Kranckheit und darauf erfolgtem ſeel. Abſterben chriſtlöblichem Gebrauch nach zu deßen letzten Ehren noch etwas weniges zu gedencken, ſo iſt derſelbe Anno 1657 5. Sept. zu Ardern in der Grafſchafft Manßfeld, von ehrlichen, chriſtlichen und beyderſeits in Gott ſchon längſt ruhenden Eltern in dieſe Sterblichkeit erzeuget und gebohren worden. Sein ſeel. Vatter iſt geweſen der weyl. ehrengeachte H. Johann Chriſtian Göthe, Burger und Huffſchmidt daſelbſt; die gleichfalls ſeel. Mutter aber war die auch weyl. tugendbegabte Frau Sibylla Göthin. Gleichwie nun jetztbeſagte deßen geliebte ſeel. Eltern dem Allerhöchſten vor dießen ihren geſchenckten Eheſeegen hertzlich gedancket und in chriſtl. Erinnerung, daß derſelbe, wie wir alle, in Sünden empfangen und gebohren, ihre erſte und vornehmſte Sorge dahin gerichtet, daß er von ſolch ſeiner ſündlichen Geburt durch das darzu verordnete heilſame Bad der Wiedergeburt mögte abgewaſchen und gereiniget werden, zu dem Ende ſie ihn ſo balden zum Sacrament der heil. Tauff befördert, und Chriſto und ſeiner Kirchen einverleiben laſſen, bey welchem heil. Werk er mit den beyden ſchönen Nahmen Georg Friederich benennet und in das Buch des Lebens auffgezeichnet worden;

[26]) Parentator = Leichenbitter; parentatio = Leichenrede.

alſo haben ſie auch nachgehends und bey heranwachſenden Jahren, daß derſelbe in der Zucht und Vermahnung zum Herrn aufferzogen werden mögte, allen Fleiß angewandt und von Kindesbeinen an ihn zur Furcht Gottes, zum lieben Gebät, zum Gehorſam und allen chriſtlichen Tugenden, wie auch zur Kirchen und Schuhlen auf das ſorgfältigſte angehalten, welche löbliche Sorgfalt nicht ohne Nutzen und Seegen geblieben, in deme derſelbe ſolcher Geſtalt in ſeinem Chriſtenthumb und denen der Jugend wohl anſtändigen Wiſſenſchaften nicht allein einen guten Grund gelegt, ſondern auch in unſerer evangel-lutheriſchen Religion mit Lob confirmiret werden können.

Nach der Hand und als der Seelige zu ſeinem Verſtand und mehreren Jahren kommen, ſind oberwehnte deßen liebe Eltern ferner, wie ſie ihn etwas Ehrliches, wodurch er dermahleins Gott und dem Nächſten dienen, ſich aber redlich nehren könte, erlernen laßen mögten, bedacht geweſen, und weilen ſie an ihm eine beſondere Inclination und Luſten zu dem löbl. Schneider-Handwerck verſpürt, haben ſie ihn ſolches zu obgedachtem Ardern erlernen laſſen, der Seelige auch wegen ſeines erwießenen Fleißes und Emſigkeit es ſo weit gebracht, daß er dasjenige, ſo ihm zu wiſſen nöthig, binnen kurtzer Zeit dergeſtalt begriffen, daß er ſeine Lehrjahre rühmlich zurücklegen und loßgeſprochen werden können, worauf derſelbe, umb ſich weiter zu verſuchen und in ſeiner erlernten Profession zu perfectioniren, löbl. Handwerksgebrauch nach ſich in die Frembde und auf die Wanderſchafft begeben, da er dann ſeine erſte Reiße in Sachſen gethan, und nachdem er 4 Jahr lang in Ober- und Nieder-Sachſen ſich aufgehalten, in das Reich begeben, darinnen er auch 4 Jahr zurückgelegt, und ſich darauf in Franckreich gewendet, woſelbſt er ebenfalls 4 Jahr lang gearbeitet, wegen damahliger großen Verfolgung aber nicht länger daſelbſt verbleiben können, ſondern ſich von Lion auf Paris und ſo fort wiederumb nacher Hauß in ſein Vatterland begeben müßen, allwo er glücklich und geſund bey ſeinen geliebten Eltern arriviret, und nach einigem bey ihnen geſchehenen Auffenthalt Anno 1686 anhero nacher Franckfurt gereiſet und einige Zeit hieſelbſt gearbeitet, mittler weil ihm Gott gezeiget, daß dießes eben die Stadt

und der Ort seye, allwo er seine Wanderschafft beschliessen, sich häußlich niederlassen und seiner Hände Arbeit ehrlich nehren solte, maßen er sich durch dessen sonderbare Direction Anno 1687, nachdem er vorhero Burger und Meister geworden, mit der damahligen tugendbegabten Jungfer Anna Elisabeth Lutzin, des weyl. ehrengeachten H. Sebastian Lutzen seel. geweßenen Burgers und Schneidermeisters allhier ehel. Tochter, in ein christlich Eheverlöbniß eingelaßen und solches den 18. April durch priesterliche Einsegnung in unßerer Barfüsser-Kirche glücklich volljogen, auch nach der Hand 13 Jahr und 4 Monat weniger 12 Tag, mithin biß an deren 1700 6. Aug. erfolgtes seel. Ende eine liebreiche, friedliche, vergnügte und gesegnete Ehe geführet und durch Gottes Segen währender solcher Zeit 7 Söhne[27]) mit ihr erzeuget, welche aber alle diß Zeitliche mit dem Ewigen wiederumb verwechslet, biß auff 2 Söhne, so nach Gottes gnädigem Willen annoch im Leben sind, wovon der jüngste[28]) H. Johann Michael Göthe, ledigen Standes, der ältiste gegenwärtig leidtragende Sohn aber H. Hermann Jacob Göthe, sich Anno 1722 30. Junij, als Burger und Zinngießer allhier, an die damahlige ehr und tugendbegabte Jungfer Susanna Elisabetha Hoppin, des gegenwärtig ehrengeachten Herrn Dieterich Hoppe, allhießigen Burgers und Schneidermeisters ehel. Jungfer Tochter, wohl verheurathet hat, so dem Seeligen zu nicht geringer Freude gedieen, zumahlen er aus dießer glücklich getroffenen Ehe 3 Enckelein, nemlich 1 Sohn und 2 Töchter erlebet, welche auch noch alle 3, so lang Gott will, im Leben sind, und der Allerhöchste ferner hin gesund erhalten und in seiner Furcht und kindlichem Gehorsam zu seinen Ehren und ihrer geliebten Eltern und Groß Eltern Freude folgends auffwachßen lassen wolle.

Als nun der seelig Verstorbene Anno 1700 6. Aug. durch seeliges Absterben seines geliebten Eheweibes nach dem Willen Gottes ein einsamer Wittiber geworden, unterwarff er sich dieser göttlichen Direction in christlicher Zufriedenheit und verbliebe in

[27]) Im Frankfurter Kirchenbuche sind nur 5 Kinder aus dieser Ehe eingetragen.

[28]) Vielmehr der ältere.

ſolcher Einſamkeit 5 Jahr lang; weilen aber ſeine Haußhaltung ein ſolch einſames Leben länger hin nicht verſtatten wolte, ſondern eine andere treue Gehulffin erforderte, resolvirte er ſich im Nahmen Gottes, in die andere Ehe zu tretten, und verlobte ſich ſolchem nach mit der damahligen ehr und tugendbegabten Frau Cornelia, des weyl. wohl und ehrengeachten Hn. Joh. Schellhorns ſeel geweſenen Burgers und Gaſthalters allhier hinterlaßenen und nunmehro abermahlen leidtragenden Frau Wittib, einer gebohrnen Waltherin, nicht allein zum andernmahl, ſondern ließ ſich auch Anno 1705 4. Maji mit ihr in allhießiger Barfüſſer-Kirche prieſterlich einſegnen und tratte zugleich die Gaſthalterey darauff an, mit welcher er dann nach der Hand 25 Jahr weniger 2 Monat und 23 tag, mithin biß an deßen erfolgtes ſeel. Ende eine nicht weniger liebreiche, friedliche, vergnügte und geſegnete Ehe geführet und durch Gottes Seegen 4 Kinder,[29]) nemlich 2 Söhne und 2 Töchter, mit ihr erzeuget, welche aber alle ihrem ſeel. Herrn Vatter in die Ewigkeit vorangegangen, biß auff einen Sohn, den gegenwärtig leidtragenden Herrn Johann Caſpar Göthe, der, ſo lang Gott will, noch im Leben und ledigen Standes iſt. Das Chriſtenthumb und wohlgeführten Lebenswandel des ſeel. Verſtorbenen betreffend müſſen alle, die ihn gekennet und mit ihme umbgangen, demſelben deswegen ein gutes Zeugniß geben und zu ſeinem Ruhm mit Warheitsgrund nachſagen, daß er ein rechtſchaffener Chriſt geweſen und in dieſer Welt from, ehrlich und gottsfürchtig gelebet, ſeine Luſt und Freude an Gott und deßen heil. Wort gehabt, dem offentlichen Gottesdienſt gerne beygewohnet, Predigten und Betſtunden nicht nur ſelbſten fleiſſig beſucht, ſondern auch die Seinige ſorgfältig darzu angehalten, anbey nicht unterlaßen, auch daheim ſeine Privat-Andacht mit Gebet, Leſen und andere geiſtreichen Verrichtungen zu haben, in der Beicht und bey dem Genuß des heil. Abendmahls ſich öffters bußfertig, demüthig und andächtig eingefunden; übrigens denen Seinigen als ein kluger und ſorgfältiger Haußvatter vorgeſtanden, ſeinen Geſchäfften früh und ſpat nachgegangen und denſelben fleiſſig und embſig abge-

[29]) In den Kirchenbüchern nur eine Tochter und zwei Söhne.

wartet, ſeinen lieben Eheweibern in auffrichtiger ehel. Liebe und Treue begegnet, ſeine liebe Kinder, Frau Schnüren und Enckelein hertz- und vätterlich geliebet, jene in der Furcht des Herrn auff-erzogen und zu allem Guten von Jugend auf angehalten, ſonſten auch gegen ſeine noch lebende HH. Schwäger, Freunde und Anverwandte ſich ſchwägerlich, liebreich und freundlich, gegen den Neben-Chriſten friedlich und verträglich und gegen Jedermann eines ſtillen, höfflichen, dienſtfertigen und tugendhafften Chriſten-Wandels befliſſen habe. Auf ſeine Kranckheit und darauf erfolgtes ſeel. Abſterben noch mit wenigem zu kommen, ſo iſt er ſchon bey einem gantzen Jahr her von Huſten, Schnuppen und einem ſtarcken Hauptfluß incommodiret worden, und, ob er ſchon dabey noch gegangen, hat er doch je länger je mehr, und ſonderlich ſeider Advent, davon vielfältig Empfindung gehabt, wozu ein etlichmahliges Naßenbluten gekommen, mithin der Seelige vor ohngefähr 3 Wochen bettlägerig werden müßen. Ob man nun wohlen ſich ſogleich Raths erhohlet und an dienlich befundenen Mitteln, wie auch ſorgfältiger Pfleg und Wartung nichts verab-ſäumet, ſondern alles angewandt, was nur anzuwenden vor nöthig erachtet worden, in Hoffnung, demſelben das irdiſche Leben noch eine Zeitlang zu erhalten, ſo hat doch ſolches alles die geſuchte Wirkung nicht thun wollen, vielmehr hat man aus allen Umb-ſtänden, zumahlen da er dabey ausgezehret und die Kräffte täglich abgenommen, mercken können, daß Gott etwas anderß in ſeinem allweißen Rath beſchloſſen und er ſein Alter hoch genug gebracht haben dürffte, welches der Seelige auch ſelbſten bey ſich verſpürt und zu einem ſeel. Abſchied chriſtlich und gottſeelig bereitet, vor allen Dingen ein Verlangen nach dem heil. Abendmahl, umb ſeine Seele zu verſorgen, bezeiget, welches ihme dann ſobalden von ſeinem H. Beichtvatter nach abgelegter bußfertiger Beicht und tröſtlich empfangener Absolution iſt gerichtet worden, worauf ſich derſelbe dem göttlichen Willen ergeben, ſeine Willigkeit zu ſterben und Verlangen bey ſeinem Heyland Chriſto Jeſu zu ſeyn, den er biß er an ſein ſeel. Ende in Mund und Hertzen behalten, mit vielen Worten, Seufftzen und Sehnen zu erkennen gegeben, fleißig gebetet und in wahrem Glauben, hertzlichem Vertrauen,

christlicher Gedult und beständiger Hoffnung auf die bevor stehende Himmelsfreude der Hülff und Erlösungsstunde seines Gottes erwartet, die ihm dann endlich auch ist erschienen, indem es dem gnädigen und barmhertzigen Vatter im Himmel gefallen, denselben verwichenen Freytag abends zwischen 9 und 10 Uhr durch einen sanfft und seel. Todt, alt und lebenssatt, bey gutem behaltenen Verstand unter dem Gebät und Zuruff derer Umbstehenden aus dießer Zeitlichkeit zu versetzen in die frohe Ewigkeit, nachdem er in dieser jammervollen Welt gelebet und zurückgeleget hat 72 Jahr 5 Monat und 5 Tag.

Requiescat in pace!

Folgende Personen haben
den seel. Herrn Göthe zu Grabe begleitet[30])

1. Kutsch

Herr Joh. Michael Göthe, filius absens
Herr Hermann Jacob Göthe } Beyde
Herr Johann Caspar Göthe } Hn. Söhne
Herr Christian Göthe Agnatus.

2. K.

Herr M. Joh. Balthasar Starck, Evang. Prediger
Herr Joh. Moritz Lutze, Affinis absens
Herr Joh. Georg Walther
Herr Dieterich Hoppe
Herr Joh. Christoph Lortz.

3. K.

Herr Johann Daniel Claudi, Evangel. Prediger
Herr Capitain Flattig
Herr Joh. Friederich Winckler
Herr Andreas Pettmann.

[30]) Da diese Männer dem engsten Kreise der Verwandten und Freunde des Goetheschen Hauses angehörten, so mögen sie in folgendem nach ihrem Stande und nach ihren verwandtschaftlichen Beziehungen zum Verstorbenen aus dem Bürgerbuche bestimmt werden:

1. Kutsche: Johann Christian Goethe, Sohn von Goethes Bruder Johann Philipp, Schneidermeister und Gastwirt zum Ritter in Friedberg.

2. Kutsche: Starck, wohl Goethes Geistlicher, Pfarrer in Frankfurt seit 1696; Lutz, wohl ein Bruder der ersten Frau, Glasermeister, absens d. h. eingeladen, aber

De mortuis nil nisi bene — ist die Grundstimmung jeder Leichenrede und besonders der des Leichenbitters, welcher im Auftrage der Familie dem Verstorbenen einen Nekrolog im Familien- und Freundeskreise hält. Lachenwitz ist mit dem Lobe des Weidenhofwirtes nicht karg gewesen: ein frommer, gläubiger Christ, ein treuer Ehemann, ein sorgsamer Vater, ein unermüdlicher Arbeiter. Wir haben wenigstens keine Berechtigung, etwas gegen diese Schilderung einzuwenden.

Die zweite Quelle sind die Tagebuchaufzeichnungen des Arztes Dr. Johann Christian Senckenberg. Dessen Vater war mit Friedrich Goethe befreundet — so versichert wenigstens der ältere Bruder Heinrich Christian 1738 seinen jungen Freund Kaspar Goethe und freut sich, daß diese Freundschaft sich auch auf die Söhne vererbt habe. Auf Johann Christian hat sie sich nicht übertragen; wenn er auch von Goethes Witwe mit Hochachtung spricht, für ihren Sohn Kaspar hat er nur Hohn und Spott. Er wird den Weidenhofwirt wohl persönlich gekannt haben; aber an den beiden Stellen seiner nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen, an denen er von Friedrich Georg Goethe spricht, berichtet er nicht aus eigener Kenntnis, sondern nach den Erzählungen Dritter.

In den Observationes ad cognitionem mei et aliorum ad annum 1730 im Archive seiner Stiftung gedenkt er des Weidenhofwirtes mit folgenden Worten nach einer ihm gemachten Schilderung: „Goethe demortuus sey sonst ein artiger, aber hochmüthiger Kerl gewesen, die Music wohl verstanden, aber über seinen Hochmuth von Sinnen gekommen." Er erkennt also an dem Manne gewandte Umgangsformen und musikalisches Verständnis an und wirft ihm größten Hochmut vor. Das Lob dient einigermaßen als Erklärung für Goethes Glück im Leben; in dem getadelten Hochmut erkennen wir das Hochgefühl des schlichten Handwerkers, der es durch Geschick in seinem erlernten Schneiderhandwerk, durch den Erfolg seiner Gastwirtschaft und seines Weinhandels aus einfachen Verhältnissen zu Wohlstand und Ansehen gebracht hat: uns ist das Selbstbewußtsein des self made man eine begreiflichere und verzeihlichere Erscheinung als dem in den Kastenvorurteilen des damaligen Frankfurt befangenen Senckenberg.

Am 4. März 1730 wurde Goethes Teſtament eröffnet, am 22. März mit der Teilung der Mobilien begonnen, am 5. Juli die Erbteilung abgeſchloſſen und am 6. Dezember das gerichtliche Inventar über das Vermögen des blödſinnigen Johann Michael aufgenommen,[31]) der inzwiſchen in das Haus ſeines jüngeren Bruders Hermann Jakob in der Schnurgaſſe übergeſiedelt war. Goethes Geſchäftsnachfolger Zacharias Konrad Petſch wurde am 9. Juli 1731 als Schildwirt zum Weidenhof amtlich eingetragen; die Witwe hat alſo ſchon ein Jahr nach des Gatten Tod den Betrieb des Gaſthauſes aufgegeben.

Nach dem Teilungsrezeß vom 5. Juli 1730 belief ſich Goethes Verlaſſenſchaft auf 90 526 Gulden 44 Kreuzer, ohne die ſchon früher verteilten Mobilien und Legate und ohne das um 1400 Gulden angekaufte Baumſtück im Affenſtein, über welches die Erben ſich erſt ſpäter verglichen. Die einzelnen Anteile betrugen

für die Witwe	39 161 fl.	32	kr.
„ Johann Michael	18 468 „	29 3/4	„
„ Hermann Jakob	18 466 „	19 3/4	„
„ Johann Kaſpar	14 430 „	22 1/2	„
	90 526 „	44	„

Mit Ausnahme des Weingartens im Röderberg fielen ſämtliche Immobilien an die Witwe. Unter den Mobilien, deren Verzeichnis den Goetheſchen Haushalt als einen recht wohl ausgeſtatteten erſcheinen läßt, fallen über 40 Stück Wein auf; nach Büchern, Bildern und anderen Gegenſtänden, welche ein geiſtiges Intereſſe verraten könnten, ſucht man vergebens.

Das iſt alles, was wir bis jetzt von den Erlebniſſen und äußeren Verhältniſſen von Wolfgang Goethes Großvater wiſſen. Weit wichtiger wäre es für uns, wenn wir die Perſönlichkeit, das innere Weſen des Mannes ſo genau erkennen könnten, wie ſeinen äußeren Menſchen. Der Enkel hat uns nichts davon überliefert; wenn er ſcherzt: „Urahnherr war der Schönſten hold," ſo wiſſen wir nicht, ob er auf dieſen Vorfahren deutet. Nur zwei Quellen ſprechen uns von Friedrich Goethe als Menſch, und beide ſind mit Vorſicht zu benutzen.

---

[31]) Original im Stadtarchiv, die auf die Teilung bezüglichen Stücke im Goethe Archiv.

De mortuis nil nisi bene — ist die Grundstimmung jeder Leichenrede und besonders der des Leichenbitters, welcher im Auftrage der Familie dem Verstorbenen einen Nekrolog im Familien- und Freundeskreise hält. Lachenwitz ist mit dem Lobe des Weidenhofwirtes nicht karg gewesen: ein frommer, gläubiger Christ, ein treuer Ehemann, ein sorgsamer Vater, ein unermüdlicher Arbeiter. Wir haben wenigstens keine Berechtigung, etwas gegen diese Schilderung einzuwenden.

Die zweite Quelle sind die Tagebuchaufzeichnungen des Arztes Dr. Johann Christian Senckenberg. Dessen Vater war mit Friedrich Goethe befreundet — so versichert wenigstens der ältere Bruder Heinrich Christian 1738 seinen jungen Freund Kaspar Goethe und freut sich, daß diese Freundschaft sich auch auf die Söhne vererbt habe. Auf Johann Christian hat sie sich nicht übertragen; wenn er auch von Goethes Witwe mit Hochachtung spricht, für ihren Sohn Kaspar hat er nur Hohn und Spott. Er wird den Weidenhofwirt wohl persönlich gekannt haben; aber an den beiden Stellen seiner nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen, an denen er von Friedrich Georg Goethe spricht, berichtet er nicht aus eigener Kenntnis, sondern nach den Erzählungen Dritter.

In den Observationes ad cognitionem mei et aliorum ad annum 1730 im Archive seiner Stiftung gedenkt er des Weidenhofwirtes mit folgenden Worten nach einer ihm gemachten Schilderung: „Goethe demortuus sey sonst ein artiger, aber hochmüthiger Kerl gewesen, die Music wohl verstanden, aber über seinen Hochmuth von Sinnen gekommen." Er erkennt also an dem Manne gewandte Umgangsformen und musikalisches Verständnis an und wirft ihm größten Hochmut vor. Das Lob dient einigermaßen als Erklärung für Goethes Glück im Leben; in dem getadelten Hochmut erkennen wir das Hochgefühl des schlichten Handwerkers, der es durch Geschick in seinem erlernten Schneiderhandwerk, durch den Erfolg seiner Gastwirtschaft und seines Weinhandels aus einfachen Verhältnissen zu Wohlstand und Ansehen gebracht hat: uns ist das Selbstbewußtsein des self made man eine begreiflichere und verzeihlichere Erscheinung als dem in den Kastenvorurteilen des damaligen Frankfurt befangenen Senckenberg.

Mit noch größerer Vorsicht treten wir an die zweite Stelle heran, an der der Arzt von Friedrich Goethe ein Vierteljahrhundert nach dessen Tode spricht; sie lautet in Senckenbergs nichtärztlichem Tagebuche vom 9. November 1755: „Es sagt übrigens historia scandalosa: Göthes (des kaiserlichen Rathes) Vater habe wie Reineck und Melber von denen Weinen sein Geld, da die arme Leute in der Noth sie wohlfeil wegschleuderten an der Mosel in Kriegszeiten. Item sollte Göthe Vatter apud ipsum deposita in Kriegszeiten behalten haben....“ [32]) Diese Worte stehen mitten zwischen bitterbösen Bemerkungen über den Kaiserlichen Rat Goethe, dem Hochmut und Geldstolz als väterliches Erbteil zugeschrieben werden sollen. Daß der in seinem Geschäfte rührige Gastwirt die Gelegenheit benutzte, um in der durch den spanischen Erbfolgekrieg arg verheerten Moselgegend billige Weinkäufe zu machen, gereicht ihm nicht zur Unehre; daß er dabei die verarmten Weinbauern übervorteilt habe, wagt selbst Senckenberg nicht zu sagen. Von seinem Ansehen als vertrauenswürdigen Geschäftsmannes spricht entschieden die zweite Behauptung, daß er in Kriegszeiten fremdes, ihm anvertrautes Geld aufbewahren durfte; daß er es „behalten“, d. h. nicht wieder zurückerstattet habe, ist natürlich dreister Klatsch, der schon darum auf sich beruhen kann, weil keinerlei Klage gegen Goethe oder dessen Erben erhoben worden ist.

Meister Friedrich Georg Goethe, des Dichters Großvater, war nach allem, was wir von ihm wissen, ein Mann, der sich durch Intelligenz, Tüchtigkeit und Fleiß weit über die kleinbürgerlichen Kreise erhob, zu denen er nach seinem Stande als Schneider und Gasthalter gehörte, der sich durch angenehme Umgangsformen, durch eine gewisse musikalische Unterhaltungsgabe auszeichnete und seines Wertes sich vollkommen bewußt war. Mag auch das Glück dem aufstrebenden Manne mehrfach die Hand geboten haben — ohne die persönliche Tüchtigkeit, die wir an ihm kennen und die auch der Gegner seines Geschlechtes anerkennen mußte, wäre es ihm nicht gelungen, seine Familie aus der Sphäre des Handwerkerstandes zu erheben, und gewiß ist es nicht zu viel behauptet, daß er seine beiden Söhne, Hermann Jakob

---

[32]) Beide Stellen, von denen die zweite meines Wissens noch nicht bekannt ist, habe ich den Abschriften Kriegks im Stadtarchive entnommen.

Goethe des Rats und den Kaiſerlichen Rat Johann Kaſpar Goethe, an geiſtiger Bedeutung überragte. Der Knabe Wolfgang hat das materielle Erbe des Großvaters unterſchätzt, das geiſtige „des guten Mannes“ noch nicht würdigen können. Wenn er ſich in der dieſen Ausführungen vorangeſtellten Xenie ſcherzend als mixtum compositum aus den Eigenſchaften der Vorfahren darſtellt, ſo liegt darin doch ein Fünkchen Ernſt: zu der überwältigenden Originalität des Enkels hat auch der Ahnherr, der weltkluge und weltgewandte Meiſter Friedrich Georg Goethe, ſein nicht geringes Scherflein beigeſteuert.

251

Goethe und seine Vaterstadt.

Von

Dr. O. Heuer.

Goethe, dessen weltumfassender Genius sich zur höchsten Stufe geistiger Kultur emporzuschwingen vermochte, wo die Grenzen der Nationen dem Blick verschwinden, war doch zugleich von dem stärksten, innigsten Heimatsgefühl erfüllt. Es liegt darin kein Widerspruch. Der Baum, der am tiefsten und sichersten in der Muttererde wurzelt, breitet seine Krone am mächtigsten und vollsten in der klaren Höhe aus.

Es geziemt sich daher wohl am Schlusse dieser zum Geburtsfeste des Unvergeßlichen dargebrachten Festschrift auch seiner in Verbindung mit seiner Vaterstadt zu gedenken, einer Verbindung, die mit seiner ersten Stunde begann und über das Grab hinaus dauert.

Die Betrachtung der Beziehungen zwischen Goethe und Frankfurt kann hier nur in großen Zügen erfolgen, nur hie und da bei Einzelnem verweilend, wo es möglich ist noch ein Mosaiksteinchen dem Bilde einzufügen.

Er selbst hat dieses Bild in Dichtung und Wahrheit mit festen und sicheren Strichen entworfen.

Mit vollster Objektivität hat er das eigene Ich zum Gegenstand der Betrachtung und Darstellung gemacht und alle die Fäden dargelegt, die ihn mit der Heimat verknüpfen.

Wie klar erkennt er die Eigenart seines Wesens, die Bedingtheit

durch die ihn umgebende Welt, die Abhängigkeit von Vor- und Mitlebenden, und wie beſcheiden faßt er dieſe bis ins höchſte Alter in ihm lebendige Fähigkeit, die Eindrücke von allen Seiten auf ſich wirken zu laſſen, mit ihnen zu ringen und ſie zu überwinden, beinahe als einen Mangel ſeiner Begabung; als etwas niedrigeres im Vergleich etwa mit der unbedingt in ſich ruhenden, ſich immer gleichen Natur Schillers. Und doch, für Schiller gab es nur eine Linie des Aufſtrebens, wäre deren Höhepunkt überſchritten worden, ſo hätte die Linie ſich ebenſo zum Sinken geneigt. Goethe war immer ein anderer, ein neuer, in jedem Lebensalter, in jeder Umgebung, wir können bei ihm nicht von aufſteigender Entwickelung, ſondern nur von Wandlungen reden. Daher gab es für ihn, den Götterliebling, aber auch kein Herabſinken von der erreichten Höhe, für ihn, den ewig Jungen, kein Altern.

Es iſt nicht Zufall, daß man bei ihm, wie bei keinem andern Dichter, die Epochen ſeines Lebens und Wirkens auch äußerlich auseinanderhält, daß man von dem jungen und von dem alten, von dem Frankfurter und von dem Weimarer Goethe ſpricht. Darum auch iſt bei ihm das ſo eng mit ſeinem Dichten verbundene Leben der Gegenſtand raſtloſer Forſchung, und darum iſt gerade bei ihm dieſe Forſchung, mag man auch ihre Auswüchſe belächeln und beſchneiden, ſo berechtigt, und vor allem für den Forſchenden ſo lehrreich, fördernd und läuternd.

Das Geheimnis des Genius! Dieſes ewig unlösliche und ewig lockende Problem! Bei keinem Sterblichen glaubt man der Löſung ſo nahe kommen zu können wie bei Goethe. Scheint es doch oft, als müſſe es gelingen, das, was aus ſeinem Genius entſpringt und was von Außen dazu getragen wird, auseinanderzuhalten, zu trennen.

Und immer vergebens, aber nie ohne Gewinn. Denn ein unſchätzbarer Gewinn iſt es, ſich in das innerſte Denken und Fühlen eines großen und guten Menſchen verſenken zu dürfen. Auch der Kleinſte wird dabei größer und beſſer. Das Geheimnis zu löſen vermochte auch der Genius ſelbſt nicht, ſoweit er auch den Schleier zu lüften bemüht war, denn das Weſen des Genies, das Dämoniſche „iſt eben dasjenige, was durch Verſtand und Vernunft nicht aufzulöſen iſt“.

Das aber dürfen wir ſagen, in dem Beſtreben, über ſeine Entwickelung ſich klar zu werden und andern Klarheit zu geben, läßt Goethe

das, was in ihm Original ist, fast zu sehr zurücktreten, und wir müssen, bei einer Betrachtung seines Entwickelungsganges uns stets vor Augen halten, daß dies Unwägbare doch die Hauptsache bleibt.

Vom Vater hatte er die Statur und des Lebens ernstes Führen, von der Mutter die Frohnatur und die Lust zu fabulieren. Gewiß in glücklichster Mischung waren die Eigenschaften der Eltern in ihm vereinigt, und doch wie hoch stand er über beiden.

Das Bild der Mutter liegt klar und festbestimmt vor unsern Augen, aus ihren Briefen lächelt es uns entgegen in seiner herzgewinnenden Liebenswürdigkeit.

Ein sonniger Glanz scheint von den fröhlichen Augen auszustrahlen, schalkhaft spielen phantastische Lichter um die märchenfrohen Lippen. In jedem Zuge Gesundheit, Naturwüchsigkeit und Herzensgüte. Was der große Sohn dieser Mutter verdankt, die mit ihm lachte und weinte, in deren Brust all sein Schmerz und seine Freude Widerklang fand, das ist oft und ausführlich gesagt worden und wird erst mit dem Namen Goethe selbst dem Gedächtnis der Lebenden entschwinden.

Anders das Bild des Vaters. Ein kräftig gebildeter Kopf, dem des Sohnes in seinen späteren Jahren nicht unähnlich, aber ohne die durchgeistigte Feinheit der Züge. Was liegt hinter dieser stark gewölbten Stirn, was verraten diese festgeschlossenen Lippen, dies volle Kinn.

Die einen sagen: Beschränktheit und Pedanterie, Eigensinn und maßlose Härte, die andern: verständige Klugheit, selbstlose Liebe und männliche Festigkeit.

Wem dürfen wir glauben? Vor allem sollte man meinen, dem Sohne selbst. Er hat zwar keine zusammenfassende Charakteristik des Vaters gegeben, aber in Dichtung und Wahrheit und an anderen Stellen so viele einzelne Züge uns überliefert, daß man glauben sollte, es bedürfe nur der verständigen Zusammensetzung, um ein sicheres Bild zu gewinnen. Aber man will finden, daß des Sohnes Mitteilungen voller Widersprüche sind, man sagt, der Hätschelhans der Mutter sei ungerecht gegen den treuen Vater gewesen, er habe dessen Vorzüge nicht richtig zu würdigen gewußt.

Bieten uns nun Lebensäußerungen des Herrn Rat, Briefe und Aufzeichnungen ein Mittel, um uns unabhängig von des Sohnes Angaben ein Urteil zu bilden?

Leider ist gar wenig von ihm erhalten und das Wenige noch nicht vollständig veröffentlicht. Vielleicht liegen in seiner ausführlichen italienischen Reisebeschreibung, der sorgsam geübten Arbeit seiner Mußestunden, und in anderen Aufzeichnungen, die in Weimar noch erhalten sind, wertvolle Aufschlüsse über seine Sinnesart und Auffassungsweise verborgen, hie und da taucht auch wohl noch ein einzelner Brief, ein Schriftstück von seiner Hand auf, das willkommene kleine Anhalte bietet, — dem eigenartigen Manne gerecht werden, können wir aber auch jetzt schon. Worauf es uns ankommt, sind doch immer nur die Beziehungen zu seinem großen Sohne. Was zuerst ins Auge fällt, ist die so auffallende Verschiedenheit dieser beiden, durch die Bande der Natur so Engverbundenen. Der Erzeuger des wunderbar begabten Genius ein ruhiger Verstandesmensch von langsamer Auffassung, nicht weit über den guten Durchschnitt seiner Zeit- und Standesgenossen hervorragend, ohne einen Funken von Genie, wie Lavater sagt, oft kleinlich pedantisch, fast immer von einer gewissen schwerfälligen Umständlichkeit. Trotz alledem zeigt der Sohn, besonders in späteren Jahren, in manchem Grundzug seines Wesens wieder überraschende Ähnlichkeit mit dem Vater. Seine ruhige Willenskraft, seine Stätigkeit in der Arbeit, seine Ordnungsliebe, seine praktische Geschäftstüchtigkeit sind angeborene Eigenschaften von väterlicher Seite. Hat man doch auch den alten Herrn Geheimrat einen Philister genannt.

Ein Philister im Goethischen Sinne war aber der Vater so wenig wie der Sohn es war. Er hat nie verlangt, „daß die Welt auf seine Weise existieren solle". Für die vernünftige Auffassung von Dingen und Menschen, die schon seine Gießener Professoren an ihm rühmten, zeugt auch der bisher unbekannte Brief in Angelegenheiten seines Mündels und Hausgenossen, des jungen Clauer, der hier folgen mag:

P. P.

Aus den beykommenden Briefen, können Euer Hochedelgeb. die betrübte Verfassung meines curandi des jungen Herrn Clauers, dessen Herr ordin. Sie vormals waren, zur Genüge einsweilen ersehen. Dieser junge Mann hatte schon vor geraumer Zeit die fromme Absicht sein Herze von der argen Welt zu Gott zu wenden,

der Erfolg aber hat gelehret, daß er ſich darin nicht recht finden können, indem Er mit dem böſen auch das gute verworfen, und wie mans ſonſt austrückt das Kind mit dem bade ausgeſchüttet. Er verließ nehmlich auf einmal alle menſchliche Geſellſchaft, hörte auf die Collegia zu beſuchen, ſaß beſtändig über den Büchern, und gerieth dadurch nach und nach in einen ſolchen Tiefſinn, daß da ſeine promotion ſo nahe iſt, auch das Examen rigor. ſchon längſtens vorüber, Er dadurch auser Stande geſetzet worden, ſolche rühml. zu vollenden. Mehreres hiervon will ich mir künftig zu mündl. Unterredung vorbehalten, annizo aber mir dieſes zu wißen ganz gehorſ. ausbitten, Ob es rathſam ſeye, Jhn bey gegenwärtiger Jahres Zeit die von allen facultäten daſelbſt einſtimmig vorgeſchlagene Reiſe antretten zu laſſen? nicht weniger was etwa von dort her zu näherer vorläufiger Kenntniß ſeines Zuſtandes, zu wiſſen notig erachtet werden ſolle? Jch bin Willens mit der heutigen Poſt die beyden Schreiben zu beantworten und wünſchte hertzlich wenn es die häufigen Verrichtungen anders zuließen, dieſe nebſt dero Äuſerung hirauf, durch meinen Bedienten NachM. um 2 Uhr ablangen zu laſſen. Jch habe die Ehr hochd. zu ſeyn

Ew. Hochedelgeboren

Frft. am 11. Jan. 1755.

gehorſ. Dien.
Goethe[1])

---

[1]) Das Schreiben iſt erſichtlich an einen ungenannten Arzt in Frankfurt, der Clauer früher behandelt hatte, gerichtet. Es geht daraus hervor, daß der bedauernswerte junge Mann auf der Univerſität, auf der er ſtudierte, und nicht in Frankfurt in Tiefſinn verfallen war. Es beweiſt, daß Goethes Angabe im vierten Buche von Dichtung und Wahrheit, daß Clauer, ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, durch Anſtrengung und Dünkel blödſinnig geworden ſei, vollſtändig den Thatſachen entſpricht, und daß Kriegks Angabe, der auch von Löper in den Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit (Hempel Bd. 20 S. 333) folgt, Clauer ſei durch das gezwungene Verlaſſen des Goethiſchen Hauſes bei dem Umbau geiſtesirr geworden, ins Reich der Fabel gehört. Vgl. Pallmann: oben S. 52 f., wo auch näheres über Clauer zu finden iſt. Goethes Ausdruck „blödſinnig“ iſt nicht in dem heute üblichen Sinne zu faſſen, ſondern in dem urſprünglichen, bis in unſer Jahrhundert gewöhnlichen, von Blödigkeit gleich Schwäche, blödſinnig gleich ſchwachſinnig, nicht völlig im Beſitz der Geiſteskräfte.

Neben den angeborenen kommen aber hauptsächlich die anerzogenen Eigenschaften in Betracht. In die Erziehung keines unserer großen Männer haben wir so klaren Einblick als in die Goethes, durch seine eigenen Angaben. Wir wissen, daß seine Erziehung eine ganz eigenartige, von unserer modernen Schulung sehr verschiedene war. In jenen Zeiten, „wo die Alten selbst noch kindliche Gesinnungen hatten und bequem fanden, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzuteilen", mußte natürlich die Einwirkung des Vaters eine unmittelbarere sein, als dies heutzutage gewöhnlich ist.

In dem Goethischen Hause kamen aber noch besondere Umstände hinzu. Der Herr Rat hatte, ohne eigentlichen Beruf, Muße genug, war selbst ein auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung stehender Mann und besaß entschieden pädagogische Neigungen. Hat er nun auch das Talent besessen, die Erziehung des begabten Knaben, die fast ausschließlich sein Werk ist, in richtiger und fördernder Weise zu gestalten?

Goethe selbst hebt wohl einmal den Mangel eines klaren Systems beim Unterricht hervor, das Dilettantische, was diesem anhaftete. Man mag dies einen Mangel nennen, der aber durch weit größere Vorzüge überwogen wurde. Für die außergewöhnliche Begabung des Knaben Wolfgang war es von größtem Wert, daß der vielseitigste Lernstoff ihm zugänglich gemacht, daß sein rascher Geist nicht durch im System liegende Bedenken im Aneignen des Verschiedenartigsten aufgehalten und doch zu ernster, anhaltender Thätigkeit gezwungen wurde.

Das hat des Vaters pädagogische Kunst vollständig erreicht. Der alte Rat verstand es, das Lernen als eine Unterhaltung, fast wie ein Spiel erscheinen zu lassen, weniger durch abstrakte Lehre als durch Beispiel, Anregung, Beziehung auf das Leben zu wirken. Die Beweise dafür finden wir überall in Dichtung und Wahrheit, die erhaltenen Proben in den Labores juveniles legen das beste Zeugnis dafür ab.

Wie er das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden wußte zeigt auch die hier wiedergegebene Seite aus dem Vorschriftenbuch, das er für den Sohn im Jahre 1760 von dem Schreibmeister Thym anfertigen ließ.[1]) Die graziös hingeworfenen Einfassungen, mit

[1]) Das Heft befindet sich, einen Bestandteil der Hirzelschen Sammlung bildend, in der Universitätsbibliothek zu Leipzig, deren Direktion wir für die Gestattung der Wiedergabe zu Dank verpflichtet sind. Nach freundlicher Mitteilung des Herrn

Aus Thyms Vorſchriften für Johann Wolfgang Goethe.

reizenden Putten und sonstigem figürlichen Schmuck von Seekatzens oder Trautmanns Meisterhand ausgeführt, sollten den künstlerischen Sinn des Knaben anregen, indem sie zugleich die Wirkung der Zierschrift erhöhten, damit der Schüler sie mit Lust nachzubilden nicht ermüde. Der Erfolg dieser Übungen läßt sich noch in der 1772 von dem jungen Licentiaten eigenhändig schön geschriebenen Eingabe um Zulassung zur Advokatur in seiner Vaterstadt erkennen. Daß der heranwachsende Knabe nach einigen Jahren selbstgewählte Privatübungen, durch die er „von den Vorschriften des Schreibemeisters entbunden wurde" vorzog, ist bei seinem regen Temperament nicht verwunderlich.[8]) Sprang er doch gar zu gern von einem Wissensgebiete zum anderen über, wie sie seine lebhafte Phantasie erregten.

Als Gegengewicht gegen diese Unstätigkeit erwies sich die Stätigkeit, ja hartnäckige Zähigkeit des väterlichen Erziehers äußerst heilsam. Daß Vater und Sohn, zwei Naturen von starker Willenskraft, in Erziehungsfragen nicht immer gleicher Meinung waren und der jüngere und schwächere Teil den ihm energisch aufgedrungenen Willen bisweilen als Härte empfand, kann daran nichts ändern.

Dr. O. Günther trägt es auf dem ersten Blatte den Titel: „Vorschriften vor HERRN Joh: Wolfg: Goethe. Geschrieben von Joh: Henr: Thym im Jahre 1760." und das bekannte Wappen des Herrn Rat. Im Ganzen sind 24 Vorschriften vorhanden, jede einen anderen biblischen Text darbietend. Die Umrahmungen stehen zum Text in sinniger Beziehung. Auf unserer Abbildung z. B. schwebt der Engel mit der Krone der Gerechtigkeit herab, zum Texte: „Kain der von dem Argen war erwürgete seinen Bruder" ist unten die Darstellung des Vorganges eingefügt u.s.w. Die malerische Ausschmückung ist, was bei der Art des Herrn Rat alles Begonnene auch zu vollenden, auffallend erscheint, nicht ganz zu Ende geführt. Während die größere Hälfte in Feder oder Tusche, auch in bräunlichen Sepiatönen ausgeführt ist, so sind zum Schlusse die Künstler über die Bleistiftvorzeichnung nicht hinausgekommen. Das Ganze bildet einen Halblederband (schwarzes Leder mit grünkarriertem Papier) von 36,3 cm Höhe und 28,3 cm Breite.

[8]) Dichtung und Wahrheit 4. Buch; Hempel Bd. 20, S. 133. Da v. Löper die Thymschen Vorschriften von 1760 nicht kannte, so nahm er an, die Vorlagen der Stechschriften der labores juveniles seien gemeint und erblickt hier ein Beispiel, wie Goethe das Verwandte in seiner Lebensgeschichte aus mehreren Jahren zusammenfasse, da er Gedichte von 1765 in einem Atem mit den um ein Jahrzehnt früher zu setzenden Vorschriften des Schreibemeisters nenne. Diese geringfügige Einzelheit zeigt aber wieder, wie vorsichtig man zu Werke gehen muß, wenn man Goethes Angaben in seiner Lebensbeschreibung kritisieren will.

Der alte Rat Goethe vermochte nicht, wie die phantasiebegabte Mutter, den im Keime schlummernden Dichtergenius anzuregen, nicht wie diese ihm Heiterkeit und Frohsinn in die Seele zu strahlen, aber ihm bleibt das große Verdienst, durch verständige und liebevolle Leitung die verblüffend rasche geistige Entwickelung des Sohnes geleitet und gefördert zu haben. Ein Vorbild an genialer Bethätigung konnte er ihm nicht sein, aber er war es ihm an Fleiß und Pflichttreue. Vor allem hat er aber diese wunderbare Entwickelung nirgends gestört und gehemmt, so daß der Knabe von Jugend auf seiner Natur gemäß seine Talente entfalten konnte.

Und darauf kam es vor allem an, daß dieser so unendlich aufnahmsfähige junge Geist ungehindert eine Fülle von Eindrücken auf sich wirken lassen konnte. Denn „die bedeutendste Epoche eines Individuums ist die der Entwicklung", bevor er eine selbständige Stellung zu der ihn umgebenden Welt einnimmt und mit ihr in Konflikte gerät.

Darf man nun für diese Entwickelung der Stätte, auf der die Wiege des Dichters und Weisen stand, eine besondere Bedeutung zuschreiben? Hat die Vaterstadt günstig auf sie eingewirkt, war sie der fruchtbare Boden, auf dem der junge Feuergeist gedeihen konnte, oder hätten andere Städte ihm mehr und besseres geboten? Die Frage ist schwer zu entscheiden und erscheint fast als müßig. Goethe selbst hat im Alter seine Entscheidung gefällt in den Worten an Bettina: „Wenn mich jemand früge, wo ich mir den Platz meiner Wiege bequemer, meiner bürgerlichen Gesinnung gemäßer oder meiner poetischen Ansicht entsprechender denke, ich könnte keine liebere Stadt als Frankfurt nennen, sie hat das edelste Verhältniß und das bedeutendste zur Geschichte unserer Tage, sie ist gerade groß genug, daß sie die Ambition eines jungen, regsamen Gemüthes befriedige, sie hatte zum wenigsten in meiner Zeit eine lebendige Theilnahme, durch die ich allein zu meiner Entwicklung kam." [4])

Und so dürfen auch wir uns seiner Meinung anschließend erwägen, worin denn die Vorteile, die Anregungen bestanden, die das Frankfurt des vorigen Jahrhunderts dem größten seiner Söhne zu bieten vermochte.

---

[4]) Herm. Grimm, „Beiträge zur deutschen Culturgeschichte." Berlin, 1897. S. 142.

Der Vorzug, den Goethe selbst am höchsten schätzte, den er, trotz alles Glückes, das er in Weimar fand, in der Fremde am schmerzlichsten entbehrte, war der lachende, sonnige Himmel seiner Heimat, die warme, weiche Luft, die heitere Gegend, die lieblichen Rebengelände und die fröhlichen, harmlosen Menschen.

Die Sehnsucht nach diesem Paradiese seiner Jugend klingt fort und fort aus seinen Worten wieder, mit um so stärkerem Tone, je älter er wird.

Weimar erscheint ihm gegen Frankfurt wie der rauhe Norden, die Kluft zwischen dem fünfzigsten und einundfünfzigsten Breitegrade wie eine unüberbrückbare.

Sein Wesen brauchte Licht und Sonnenschein, Wärme und Heiterkeit, und man versteht es leicht, wie er den Italienern alles lassen will, wenn er nur, wie Dido, soviel Klima mit Riemen umspannen könne, um seine Wohnung in Thüringen damit einzufassen. Aber Frankfurt und Thüringen! Hier ist es nicht der wirklich vorhandene Unterschied allein, sondern zugleich der subjektiv empfundene, es ist das echt deutsche, nie ganz überwundene Heimweh, das aus ihm spricht.

Warmes Lüftchen weh heran,
Wehe uns entgegen,
Denn du hast uns wohlgethan
Auf den Jugendwegen.

Wie begeistert schildert er in Dichtung und Wahrheit die heimische Weinlese: „Nach mancherlei Früchten des Sommers und Herbstes war aber doch zuletzt die Weinlese das Lustigste und am meisten Erwünschte, ja, es ist keine Frage, daß, wie der Wein selbst den Orten und Gegenden, wo er wächst und getrunken wird, einen freiern Charakter giebt, so auch diese Tage der Weinlese, die eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten; Lust und Jubel erstreckt sich über eine ganze Gegend u.s.w.“

So das harmlose Vergnügen der Lese mit ihren Böllerschüssen und ihrem Lichterglanz zu schätzen weiß nur der im Weinland Aufgewachsene, dessen Herz an seiner fröhlichen, leichtlebigen Heimat hängt.

Wie anders lautet das kurze Urteil seiner Gattin Christiane, der Thüringerin!

Als ſie im Oktober 1808 die Weinleſe in Frankfurt mitgemacht hatte, ſchreibt ſie ihrem Sohne Auguſt „Auf dem Herbſt war es ſehr ennuyant, ich war froh, daß Du nicht dabei warſt.“

Als echten Frankfurter giebt ſich Goethe in jener Äußerung an Antonie Brentano im Jahre 1818. Von ſeinem einſiedleriſchen Leben erzählend, ſagt er: „Das haben Sie denn freilich, verehrte Freundin, um ein Großes beſſer, am Sonnenende des herrlichen thätigen Frankfurt, wo das ſchlimme Wetter ſelbſt nicht ſchlecht ausſehen kann.“ [5])

Es iſt das Gefühl, das dem alten Reichsſtädter in Fleiſch und Blut übergegangen iſt, der Stolz auf ſein Frankfurt. Glücklich, die der Heimat genießen dürfen!

Dieſer Stolz ſpricht auch aus den Worten, die uns Eckermann überliefert: „Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts. Wir Frankfurter Patricier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter als was ich längſt beſeſſen.“ [6])

Der Großvater Textor und alle die Männer, die dem Vater näher ſtanden, wie Olenſchlager, Orth, Freſenius und andere, waren ebenſo ehrenhaft, von gediegener Bildung, Freunde der Wiſſenſchaft und Kunſt wie dieſer. Unter ihrem Einfluß wuchs der Knabe heran, und im Verkehr mit den wohlgeſinnten würdigen Herren bildete ſich in ihm das Gefühl inniger Pietät gegen alles Ehrfurchtgebietende in Religion und Leben aus, das einen ſchönen Grundzug ſeines Weſens ausmacht.

„Was wäre aus mir geworden, wenn ich nicht immer genötigt geweſen wäre Reſpect vor Anderen zu haben.“ Das Gefühl der Ehrfurcht, die Innigkeit des Gemütes in ihm zu pflegen, war aber alles, was ihn in der Heimat umgab, beſonders geeignet.

Alles mußte dem jungen Empfinden achtungswert und feſtgegründet erſcheinen. Es war ein großes Glück für den empfänglichen, leichtbewegten Sinn des Knaben, daß er in einem ſo wohlgeordneten, geregelten Hausweſen die erſten Eindrücke empfing.

---

[5]) Schriften d. Fr. D. Hochſtifts VII. Goethes Briefwechſel mit Antonie Brentano, hg. v. R. Jung. nr. 16, 1818 Jan. 16.

[6]) Goethes Geſpräche, hg. v. W. v. Biedermann Bd. 6. nr. 1128. 1827 Sept. 26.

Das Haus am großen Hirschgraben und das Familienleben darin trug ein durchaus individuelles Gepräge, und die Eigenart wirkte in dem Sohne fort.

Das Leben vollzog sich darin in ruhiger Sammlung, ohne Hast, aber mit sorgfältigster Einteilung und Ausnutzung der Zeit, worauf der alte Rat hohen Wert legte. Und diese früh geübte Tugend befähigte Goethe, ohne Überanstrengung, die gewaltige Fülle seiner Lebensarbeit zu bewältigen.

Die Lehren des Vaters erkennen wir in dem Worte wieder: „Es ist besser das geringste Ding zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten."

Nichts unnützes gab es in dem väterlichen Hause, keinen überflüssigen Luxus, aber alles war gediegen, wohlanständig und zweckentsprechend. Einfach die Wohnräume, von schicklicher Pracht die Staatszimmer, der Hauptschmuck des Hauses Gegenstände von innerem Werte, Bücher und Kunstwerke.

Ebenso hat es der Weimarer Geheimrat mit seiner Häuslichkeit gehalten. Fast noch bescheidener als die helle Giebelstube, in der der Knabe und Jüngling träumte und dichtete, sind die beiden lichten Hinterzimmer des Hauses am Frauenplan zu Weimar, die geheiligte Stätte seines Wirkens als Mann und Greis. In den Empfangs- und Gesellschaftsräumen eine Fülle sorgfältig gewählter Bilder und plastischer Kunstwerke. In den Schränken Zeichnungen, Stiche, Bücher, Mineralien und anderes, was des Sammlers Herz erfreut.

Denn ein Sammler war er wie sein Vater, von dem er die Kunst des Sammelns erlernte, in der der Schüler dann den Meister weit überragte.

In dieser Häuslichkeit, die patriarchalische Behaglichkeit atmete, von Kunst und Wissenschaft einen geistigen Gehalt empfing, in der die Liebe ihn umgab in der Zärtlichkeit der Mutter und der treuen Sorge des Vaters, da trat nichts gemeines und häßliches an den Knaben heran. Die ersten Eindrücke, die er von Welt und Menschen erhielt, harmonisch und freundlich, erfüllten ihn mit offenem Vertrauen und die wohlwollende Güte, die milde Nachsicht gegen Andere ist ihm zeitlebens geblieben.

Kein Zerrbild hatte den Spiegel der jungen Seele getrübt, kein hohles Scheinwesen ihn irre gemacht, er war ein Kind des guten

deutschen Bürgerhauses, und diese Abstammung verleugnet sich nicht in seinem Leben und Dichten, sie tritt hervor in der klaren Geradheit und dem sittlichen Ernste seines Stils, der alle Mittel karrikierender Ironie und witzigen Geistreichthuns verschmäht.

„Es ist keine Kunst geistreich zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat."

Dieselbe gesunde Lebensluft umgab ihn, wenn er über die Schwelle des väterlichen Hauses hinaustrat.

Die Stadt und ihre Bewohner in ihrer Eigenart hat er ja selbst so plastisch und lebensvoll in Dichtung und Wahrheit geschildert, daß das von Goethe gezeichnete Bild Frankfurts im 18. Jahrhundert das Original bildet, das in immer neuen Reproduktionen verbreitet wird.

Die Zeichnung ist meisterhaft und treu und nur hier und da lassen sich einzelne Striche einfügen. Die Stadt noch ganz mittelalterlich in Bau und Anlage, eng in den Gassen und Gäßchen der Altstadt, mit weiten Höfen und Gärten in der Neustadt, durchströmt vom Main, von dessen altehrwürdiger Brücke der schönste Blick auf die Altstadt und Sachsenhausen sich bietet. Das Ganze umgeben von Ringmauer und Wall, mit Thoren und Türmen. Vor der Stadt Obstgärten, Weinberge, die Höfe der Patrizier und die Landhäuser der Reichen.

Die Menschen in traulicher Enge beieinander wohnend, überall lauschige Winkel, zum Träumen und Sinnen einladend. Wenn der Knabe den Kopf an der Mutter Schoß gelehnt, auf dem Schemel gesessen und mit weitgeöffneten Augen den Märchen gelauscht hatte, die von ihren Lippen quollen, so konnte er sie draußen weiterspinnen, ohne daß moderne Nüchternheit die Traumwelt störte. Wenn auch die „Schlimmmauer" und viele andere Reste jener Zeit verschwunden sind, so giebt es selbst im heutigen Frankfurt noch Gäßchen und Ecken, die bei stiller Mondnacht jene Märchenstimmung in dem einsamen Wanderer aufkommen lassen. Wir begreifen wie die reiche Phantasie des Poetengemütes hier Anregung und Nahrung finden konnte. Wie der Knabe diese Stätten mit seinen Märchenprinzen und -prinzessinnen bevölkerte, so war der Jüngling durch sie vertraut mit den Zeiten des ausgehenden Mittelalters, in denen die markige Gestalt seines Götz hervorragt.

Auch in der Bevölkerung hatte sich noch viel altehrwürdige Väterſitte erhalten; ungezwungene Natürlichkeit, eine gewiſſe Derbheit, religiöſer Sinn, Thätigkeit ohne Haſt, und Freude am harmloſen Lebensgenuß waren den im behaglichen Wohlſtande lebenden mittleren und unteren Klaſſen gemeinſam. Die verſchiedenen Stände, Patrizier, Gelehrte, Kaufleute, Handwerker und die dienende Klaſſe waren nach alter Weiſe von einander geſondert, ein jeder mit ſeinem Standesſtolz und ſeiner Standesehre, aber doch nicht ſo ſtreng geſchieden, daß nicht ein Aufſteigen möglich und leicht geweſen wäre, daß nicht viele Familien Glieder in den verſchiedenen Ständen zugleich gehabt hätten. Die Familien Textor und Goethe liefern ja ſelbſt das bekannteſte Beiſpiel dafür.

Dem Fremden fiel es auf, mit welcher anderswo nicht üblichen Höflichkeit auch die unteren Stände im Verkehr behandelt wurden. Goethes mütterlicher Großoheim, der geiſtvolle Johann Michael von Loen, hat uns im zweiten Teile ſeiner „Kleinen Schriften“ Schilderungen des Frankfurter Lebens um das Jahr 1745 gegeben, die intereſſante Vergleiche zur Goethiſchen Darſtellung bieten. Er ſagt: „Was mir am ſeltſamſten vorkommt, iſt, daß man hier unter dem Pöbel alles Herren und Jungfern heiſſet.“ Selbſt Bediente und Mägde wurden ſo genannt. Es ſei ganz etwas Gemeines, daß man einem Schneider, einem Schreiner, einem Schuhmacher und dergleichen den Titel: dem Wohledlen gäbe. „Ja der geringſte Tagdieb weiß ſich groß damit ein freyer Reichsbürger zu ſeyn.“ Dieſen Stolz, ein freier, keinem Fürſten unterworfener Bürger zu ſein und am Regiment einen wenn auch noch ſo winzigen Anteil zu haben, betont Goethe auch in Dichtung und Wahrheit; daß er ihn ſelber beſaß, haben wir oben geſehen.

Wir dürfen hier nun wohl die Frage ſtellen, welchem der Stände ſeiner Vaterſtadt gehörte er durch ſeine Geburt an?

Es iſt üblich geworden, von Goethe als dem Frankfurter Patrizier, dem Sohne des reichen Patrizierhauſes zu ſprechen, und mit ſcheinbarem Recht; nennt er ſich doch in dem oben angeführten Geſpräche mit Eckermann ſelbſt einen Frankfurter Patrizier.

Nun iſt es aber eine unumſtößliche Thatſache, daß die Familie Goethe zu dem Frankfurter Patriziat des vorigen Jahrhunderts nicht gehörte. Wir wiſſen, daß dazu im eigentlichen Sinne des Wortes nur

die in den Häuſern Limpurg und Frauenſtein vereinigten Familien zu rechnen ſind. Die Löſung des ſcheinbaren Widerſpruchs kann daher nur darin liegen, daß Goethe das Wort Patrizier in anderem Sinne gebraucht, als wir es heute bei unſerer kritiſch-hiſtoriſchen Schulung gebrauchen dürfen. Was man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankfurt darunter verſtand, ſagt uns am kürzeſten wieder von Loen: „Man findet hier noch treffliche alte Familien unter dem ſogenannten Patriziat. Sie treiben nicht allein keine bürgerliche Handthierung, ſondern heyrathen ſich auch nicht auſſer dem Adelſtand. Deßhalb ſie dann ſowohl Stiffts- und Thurniermäßig ſind, als die freye Reichs-Ritterſchaft, ſie haben auch meiſtens ihre Ritter- und Landgüter.“ [7]) Er vergleicht dann den alten Adel mit einem eigenſinnigen Greiſe, den neuen mit der unbeſonnenen Jugend, aber Patriziat und Adel ſind ihm noch zwei gleichbedeutende Begriffe.

Goethe dagegen ſagt im Jahre 1827: „Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich.“ Adel und Patriziat ſind alſo nach ſeiner Auffaſſung zwei verſchiedene, ſich ſehr nahe ſtehende Dinge.

Noch klarer wird ſeine Meinung, wenn wir die Worte aus dem 17. Buche von Dichtung und Wahrheit daneben ſetzen: „Der höhere Adel wirkte für ſich, unbeneidet und faſt unbemerkt, ein zweiter ſich annähernder Stand mußte ſchon ſtrebſamer ſein und auf alten vermögenden Familienfundamenten beruhend, ſuchte er ſich durch rechtliche und Staatsgelehrſamkeit bemerklich zu machen.“

„Der hohe Adel“ iſt hier das ſtreng abgeſchloſſene adelige „ſogenannte Patriziat“ von Loens, das zu Goethes Jugendzeit ja ſchon nicht mehr wie früher das Regiment der Stadt allein in Händen hatte, ſondern von einem zweiten Stande, dem der wohlhabenden oder wenigſtens in geſicherter materieller Lage ſich befindenden Doktoren und Rechtsgelehrten allmählich in den Hintergrund gedrängt wurde. Auch von Loen weiß von den zahlreichen gelehrten Männern zu berichten, die auf Akademien und Reiſen gebildet, auch zu leben wußten und ſich in Frankfurt meiſt in behaglicherer Vermögenslage befänden, als in andern Städten.

Dieſer vordringende Stand hielt ſich, die höchſten ſtädtiſchen Ämter bekleidend, dem Adel in vielen Stücken gleich, konnte er doch meiſt mit

[7]) v. Loen, Kleine Schriften. Bd. 2. 2. Aufl. 1751. S. 80.

leichter Mühe das fehlende Adelsprädikat erlangen, wie die Olenschlager, Senckenberg u. a.

Als Goethe dann im Jahre 1827, nachdem die Umwälzungen der französischen Revolution und die neue Verfassung seiner Vaterstadt mit den Vorrechten des alten Patriziats völlig aufgeräumt hatten, Eckermann einen Begriff von diesem „zweiten Stande", zu dem er sich rechnete, geben wollte, da war der Ausdruck „Wir Patrizier" ganz geeignet, denn dieser Stand bildete damals mit den durch Handel und Bankwesen emporgekommenen Familien die oberste Schicht der Bevölkerung, einerlei ob mit oder ohne Adelstitel.

In modernen Darstellungen aber ist dieser Ausdruck nicht am Platze, da er zu Mißverständnis Anlaß giebt. Goethe gehörte durch die mütterliche Familie, die seit Generationen diesem zweiten Stande zugerechnet wurde, zu dem der rechtsgelehrte, wohlhabende Kaiserliche Rat als homo novus, aus der Handwerkerfamilie aufgestiegen, sich ebenfalls rechnen durfte, dem angesehenen Bürgertume seiner Heimat an, ohne ein Patrizier im damaligen Sinne zu sein.

Daß der Dichter diesen Anspruch nicht erhob und in vornehmer Geburt keine besondere Gunst des Schicksals erblickte, geht aus seinen bekannten Worten hervor, daß diese das Talent geniere, dem ein gewisser mittlerer Zustand bei weitem zuträglicher sei, weshalb man auch alle großen Künstler und Poeten in den mittleren Ständen finde.

Diese Enge des mittleren Zustandes, die ihm für die innere Sammlung, das Haupterfordernis des poetischen Schaffens, so bedeutsam erscheint, umfing seine Jugend. Ernste Männer, fröhliche Kinder umgaben ihn, die vornehme Sozietät und ihre prunkende Geselligkeit blieben ohne Einfluß auf diesen ruhigen Zustand seiner Entwickelung.

Aber trotzdem fehlte es zu Zeiten an reicher Abwechslung, an flutendem Leben nicht, das an ihm nahe genug vorüberrauschte, in das er selbst hineintauchen durfte. Keine andere Stadt hätte eine solche Fülle von Sehenswürdigem, von Erzeugnissen des Kunst- und Gewerbefleißes, eine solche Menge von Fremden aus allen Ländern Europas dem jungen Goethe vor Augen führen können, als dies Frankfurt zu den Meßzeiten that. Von der Bedeutung des Verkehrs der Frankfurter Messe für jene Zeiten kann man sich heute schwer den richtigen Begriff machen. Wie sehr die Messe der

Stapelplatz aller feineren Waren war, das lassen alle Korrespondenzen aus Frankfurter Kreisen erkennen. Zu Meßzeiten war ein jeder Frankfurter, der Freunde und Bekannte in der Fremde zählte, deren Kommissionär. Aus weiter Ferne kamen die Wünsche nach Besorgung der seltenen Schätze, die anderswo nicht zu haben waren. Die Briefe der Frau Rat liefern z. B. zahlreiche Belege dafür. Die ehrbare Stadt war völlig verändert, auf den Straßen regstes Leben und Treiben, alle Häuser, alle Wirtschaften voll fremder Gäste, alle Sprachen schwirrten durcheinander, überall Buden, geöffnete Gewölbe mit verlockenden Waren, Schaustellungen, Sehenswürdigkeiten. Das Kind der bedeutendsten Großstadt konnte nicht mehr zu schauen finden, als Wolfgang an diesen jedes Jahr zweimal sich wiederholenden Handelskongressen. Und noch eine Besonderheit der Stadt mußte in ähnlicher Richtung auf ihn wirken. Sie war keine Residenz, kein fürstlicher Hofhalt zierte sie. Aber zu gewissen Zeiten erschien sie als die Hauptstadt des ganzen Reiches, die all dessen Pracht und Herrlichkeit in ihren Mauern vereinigte. Bei der Wahl und der Krönung des Reichsoberhauptes im Dome zu Frankfurt entfaltete das alte morsche römische Reich deutscher Nation seinen ganzen schwerfälligen Pomp, den das Frankfurter Kind mit ehrfurchtsvollem Staunen und lebendigem Erfassen aller der sich ihm bietenden bunten und prächtigen Bilder auf sich wirken ließ. Und das ächte Frankfurter Kind ist es, das aus der Schilderung in Dichtung und Wahrheit zu uns spricht, naiv freudig die alte Herrlichkeit auffassend, die andere Zeitgenossen schon mit kritischem Auge betrachteten, wie es von Loens Darstellung der Krönung Karls VII. zeigt, wenn man die Bemerkungen des Ritters von Lang in seinen Memoiren über die Krönungsfeier Leopolds II. auch nicht als unparteiisch gelten lassen will.

Aber alle diese Unterbrechungen des ruhigen Entwickelungsganges waren vorübergehend. Um eine Fülle von Anregungen bereichert, konnte der Knabe wieder bald zu seinen Arbeiten, zu seinen dichterischen Versuchen zurückkehren.

Eine langdauernde Änderung in dem häuslichen Leben, eine völlige Umwälzung des geistigen brachte aber die französische Okkupation im Jahre 1759. Mit ihr traten die Schrecken des Krieges an die ruhigen Bürger heran, die Stadt füllte sich mit fremdem Kriegs-

volk von fremden Sitten und fremder Sprache. Das friedliche Behagen war geschwunden, Unruhe und hastiges Treiben überall. Auch in dem neuen wohlgepflegten Hause stellte sich ein ungebetener Gast ein, der Königsleutnant, Hauptmann von Thoranc, nahm dort sein Quartier. Der erste Stock mußte ihm eingeräumt werden, und die Familie sah sich auf die Räume des Erdgeschosses und des zweiten Stockes beschränkt. Es erscheint wie eine günstige Fügung des Geschickes, das von allen französischen Offizieren der Besatzung gerade diesen Mann in das Haus am Hirschgraben führte. In dem Ernst, der Ehrenhaftigkeit und der gewinnenden Güte seines Wesens, durch seine hervorragende Bildung und seine wissenschaftlichen Interessen eignete er sich wohl in höherem Grade als seine Kameraden zum Hausgenossen des Herrn Rat. Dazu kam, daß er wie jener ein Liebhaber guter Gemälde, ein Freund der Künste und der Künstler war. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß durch ihn mitten in den Wirren des Krieges das Haus eine Stätte emsigsten künstlerischen Schaffens wurde. In Wolfgangs Giebelstube saßen die dem Vater befreundeten Maler fleißig bei der Arbeit, für den Königsleutnant Bild auf Bild schaffend, um sein Heim in der fernen Provence zu schmücken. Trotz aller dieser Berührungspunkte, trotzdem der Fremde das Herz der Mutter und der Kinder gewann, blieb der Hausherr unnahbar, ja schroff ablehnend.

Man hat sich das schwer zu erklären gewußt, der Sohn selbst weiß nur unbegreiflichen Eigensinn als Grund für die immer erneuten Bemühungen des Vaters anzuführen, die auf Befreiung von der Einquartierung abzielten. Es ist die Auffassung des Knaben, dem sich durch die französische Invasion eine neue, fremde, glänzende Welt eröffnete: das französische Theater mit seinem leichtlebigen Schauspielervölkchen, seinem lustigen Caféhaus, eine Menge glänzender Offiziere, vornehmer Kavaliere im Hause aus- und eingehend, es mit französischer Lebhaftigkeit erfüllend, in den sonst so stillen Staatszimmern täglich große Tafel mit unerhört raffinierten Genüssen, von denen Mutter und Kindern zugeteilt wurde. Das Ganze gehüllt in eine Atmosphäre der Vornehmheit und Grazie des ancien régime, die den feinorganisierten Wolfgang berauschen mußte. Dazu der innige Verkehr mit den Künstlern, der Einblick in ihr Schaffen, die alte Ordnung des täglichen Lebens gesprengt, Freiheit, sich in dieser neuen Welt nach Herzenslust zu tummeln.

Wie konnte der phantasievolle Knabe diese Welt mit den Augen des Vaters sehen, die die glänzende Hülle durchdrangen und hinter ihr die Frivolität und den Leichtsinn dieser Gesellschaft erkannten. Ist es dem an alter Sitte festhaltenden Manne, dem treusorgenden Gatten und Vater zu verdenken, daß er sein junges Weib und den Sohn mit ihrem harmlos leichten Sinn vor der Ansteckung zu schützen suchte? Die Gefahr mußte ihn um so größer dünken, in je liebenswürdigerer Gestalt sie erschien.

Ein hochmütiger, schroffer, anspruchsvoller Offizier der Besatzung wäre ihm daher als Hausgenosse vielleicht lieber gewesen, als dieser ernstheitere Provençale mit dem bestrickenden Wesen, der überall die Herzen bezauberte.

Mochte er in der vornehmen Gesellschaft Frankfurts, die aus dem Patriziat und dem zahlreich während des Krieges in der sicheren Stadt weilenden Landadel, auch verschiedenen fürstlichen Personen bestand, und die selbst halb französiert mit den Edelleuten des Heeres den regsten Verkehre unterhielt, seine Rolle spielen, aber dem Bürgerhause fern bleiben. Hatte doch schon frivoler Klatsch dessen Ruf anzutasten gesucht.[8])

---

[8]) Einblick in die gesellschaftliche Gruppierung während dieser Franzosenzeit haben wir erst durch Martin Schubarts prächtiges Buch „François de Théas comte de Thorane, Goethes Königslieutenant“ gewonnen. Wir hofften, gerade in dieser Goethe gewidmeten Festschrift weitere Aufschlüsse in dieser Richtung aus Briefen Heinrich Ludwig von Lersners und des Dolmetschers Diene, die denen der Frau von Barkhaus an die Seite zu stellen sind, aus der Feder des feinsinnigen Gelehrten und Kunstfreundes bringen zu können. Aber mitten in der Arbeit hat ihn der Tod, viel zu früh für seine Familie und seine Freunde, dahingerafft. Noch in seinen letzten Tagen hat der selbstlose Förderer alles Schönen und Guten dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß die Originalakten, die Briefe, Tagebücher 2c. Thorancs, die die Grundlage seiner Darstellung bildeten, in dem Archive des Hochstifts zur Goethefeier ihren dauernden Platz finden möchten. Seine Witwe, Frau Sophie Schubart-Czermak, hat im Sinne des Verewigten die wertvollen Dokumente dem Hochstifte als Schenkung überwiesen, auch die Briefe Lersners und Dienes sollen sich, nachdem sie in einer zweiten Auflage des „Königslieutenants“ benutzt sind, ihnen anreihen. So umfaßt die Schubartsche Stiftung, für die das Hochstift und alle Verehrer Goethes dem Dahingeschiedenen zu dankbarstem Gedenken verbunden sind, außer den kostbaren Bildwerken, die unter dem unmittelbaren Einfluß des jungen Goethe entstanden sind, auch das wichtige handschriftliche Material zur Kenntnis dieser Periode seiner Entwickelung.

Daß der Herr Rat sich in seinem langverhaltenen Groll dazu hinreißen ließ, dem Königsleutnant ins Angesicht die ganze französische Wirtschaft zum Teufel zu wünschen, war ja gewiß recht unüberlegt, aber begreiflich und echt frankfurtisch. Johann Michael von Loen hat im zweiten Bande seiner „Kleinen Schriften" ein nicht unwitziges Kapitel überschrieben „Von den Vortheilen der Stadt Franckfurt in Ansehung der vielen Fremden und ihres großen Aufwandes". Im Zwiegespräch mit einem „vernünftigen Patrioten" wird Vorteil und Nachteil bei Gelegenheit der Krönung Karls VII. abgewogen. Der vernünftige Patriot hebt die Nachteile hervor: „Alles ist hier theuer: Unsre Haußhaltungen kosten uns noch zweymal so viel als sonst. Wir lernen von den Fremden eine edle Lebensart, Wir äffen ihnen ihre großmüthigen Sitten, ihre höfische Manieren und ihre vornehme Windmachereyen nach. Unsere Haußhaltungen gehen darüber zu unterst und oberst. Das Gesinde thut was es will, alles sucht sich die Gelegenheit zu Nutzen zu machen; alles buhlet und frißt und säufft unter einander; alle Zucht, alle Ordnung, alle Sparsamkeit hat der Hencker geholt. Wer wird so albern seyn und sich um solche Kleinigkeiten bekümmern. Nur der Mann, der arme Mann allein, verbeisset seinen Verdruß, zwinget sich aus Höflichkeit zum lachen, und wünschet die Fremden heimlich zum Teufel. Alles drohet seinem Hause die Schande und das Verderben. Was soll er thun? —" Ist das nicht ganz die Situation in der sich der sorgsame Hausvater, der Herr Rat befand? Ist es nicht, als ob wir ihn selber reden hörten?

Auch er hatte, wenn auch nicht lächelnd, so doch schweigend die Störung seines häuslichen Friedens, der sein ganzes Glück ausmachte, ertragen, die Galle lief ihm über, als am Abend der Schlacht von Bergen der Sieger ihm, dem „Fritzisch" gesinnten, in den Weg trat. Man hat daher sein unbedachtes Wort als einen deutschpatriotischen Zornausbruch bezeichnet. Patriotisch in dem modernen Sinne eines nationalen Staatsbewußtseins gewiß nicht, das war dem Frankfurter Bürger völlig fremd, deutsch aber in der Tiefe des Gemütes, dem das gallische Wesen zuwider war.

Daß die Pflichttreue und der gerechte Sinn des Königsleutnant, der in seinem schwierigen Amte um Frankfurt sich große Verdienste erwarb, von Goethes Vater nicht unterschätzt wurde, und daß dieser

ſeinem Charakter die Hochachtung nicht verſagte, die ihm gebührte, dürfen wir wohl als ſicher annehmen. Aus den Mitteilungen Schubarts im Nachtrag zu ſeinem „Königslieutenant“ wiſſen wir, daß der Herr Rat ihn, als er Frankfurt verlaſſen hatte, freundlich grüßen ließ und ſeine Grüße empfing.

Auf den Knaben Wolfgang hat die Erſcheinung des imponierenden und zugleich anziehenden Mannes, der ſo unvermittelt in ſein junges Leben trat, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht. Er verdankt ihm viel. Noch nach fünfzig Jahren ſchwebte dem Dichter das Charakterbild des Fremden, den er im übrigen völlig aus den Augen verloren hatte, ja bald nach ſeinem Fortgang geſtorben wähnte, ſo klar vor, daß wir, heute im Beſitz des Materials, das den Einblick in Thorancs geheimſte Seelenregungen geſtattet, an dieſem Bilde keinen Zug zu ändern brauchen.

Wenn er an ihm rühmt, daß er auf die höchſte Gerechtigkeit, Unbeſtechlichkeit und ehrenvollen Wandel den größten Stolz ſetzte, ſo iſt es vor allem ſeine Selbſtbeherrſchung, die ihm als das Außerordentlichſte erſcheint, und die dem jungen Gemüte als nachahmenswertes Beiſpiel fürs Leben ſich einprägte.

Glaubt man nicht eine Selbſtſchilderung Goethes, der von ſich ſagt: „Die Hauptſache iſt, daß man lerne ſich ſelbſt zu beherrſchen. Wollte ich mich ungehindert gehen laſſen, ſo läge es wohl an mir, mich ſelbſt und meine Umgebung zu Grunde zu richten“, vor ſich zu haben, wenn man in Dichtung und Wahrheit lieſt: „Dieſer Mann war ſich ſeiner Eigenheiten aufs deutlichſte bewußt, und weil er gewiſſe Zeiten haben mochte, wo ihn eine Art von Unmut, Hypochondrie oder wie man den böſen Dämon nennen ſoll, überfiel, ſo zog er ſich in ſolchen Stunden . . . in ſein Zimmer zurück . . . Sobald aber der böſe Geiſt von ihm gewichen war, erſchien er nach wie vor mild, heiter und thätig.“

Für Goethes künſtleriſche Entwickelung war der Aufenthalt des kunſtſinnigen Gaſtes, der das Haus in eine Malerakademie verwandelte, in der Wolfgang ſich die genaueſte Einſicht in das Entſtehen der Kunſtwerke, in die Eigenart des Schaffens verſchiedener Meiſter eröffnete, von höchſter Bedeutung. Wir wiſſen aus Dichtung und Wahrheit, wie groß der Anteil war, den der frühreife Knabe auf die

Entwurf zu Haman und Eſther.
Von Seekatz.

Entwurf zu Salomons Urteil.
Von Seekatz.

Wahl der Stoffe, besonders der biblischen, genommen hat, und Schubarts Forschung hat die Bestätigung für Goethes Darstellung geliefert.

Daß der Dichter in seiner Lebensbeschreibung nicht jeden einzelnen Fall hervorgehoben hatte, daß in seinem Nachlaß sich noch Spuren weiterer Beziehungen finden würden, ließ sich vermuten. Herr Geheimrat Ruland hatte schon vor einigen Jahren, als gelegentlich der Ausstellung einer Anzahl Thorane-Bilder im Frankfurter Goethehause diese Beziehungen besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, die Güte, mir zwei Tuschzeichnungen zugänglich zu machen, die einen Bestandteil von Goethes Sammlungen bilden und ganz die Darstellungsweise von Seekatz oder Trautmann zeigend, auch stofflich sehr wohl in den Kreis der Thorane-Bilder passen.

Die erste Zeichnung, in graublauem Ton gehalten, zeigt uns Haman vor Esther und Ahasver, die zweite, in gelblichem Sepiaton stellt ein lebendig ausgeführtes Urteil Salomonis dar. Beide machen entschieden den Eindruck flotter Entwürfe für Gemälde von großen Verhältnissen.[9])

Der Beweis für unsere Vermutung wollte sich aber trotz eifrigen Suchens nicht finden lassen. Er ergab sich mühelos, als vor kurzem Frau Dr. Schubart mir den Einblick in die Briefe von Lersners und Dienes an den Königsleutnant freundlichst gestattete.

Wie Schubart in seinem Werke S. 182f. erwähnt, enthalten diese Briefe aus den Jahren 1763—1765 eine Anzahl Mitteilungen über die Thätigkeit der Frankfurter Maler für Thorane, nach seiner Abreise.

Die Vermittelung bei diesen Geschäften besorgten neben der Familie Goethe Heinrich Ludwig von Lersner und Diene. In einem Briefe, den Lersner am 20. Oktober 1764 an seinen fernen Freund richtete, heißt es: Il [Seekatz] a fait à la place de Cleopatre que vous aviés commandé, l'histoire de *Haman et d'Esther*, et qui devoit faire un pendant à votre *jugement de Salomon*, et l'à exposé à la maison de Ville tout comme le premier.

[9]) Durch die freundlichst von der Direktion des Goethe-Nationalmuseums erteilte Erlaubnis, für die wir auch an dieser Stelle unsern wärmsten Dank aussprechen, sind wir in der Lage beide Entwürfe hier wiederzugeben. Die Reproduktion ist getreu in der Farbe des Originals gehalten.

Dieſen „Haman und Eſther“ hatte nun aber Seekatz, wie aus weiteren Mitteilungen hervorgeht, den getroffenen Abmachungen zuwider, an einen andern Liebhaber verkauft.

Des Künſtlers Handlungsweiſe war um ſo weniger zu rechtfertigen, als Graf Thoranc ihn ſtets mit großer Freundlichkeit behandelt, ja ihn zu beſonderem Danke verpflichtet hatte. Seekatz hegte den Wunſch, das Frankfurter Bürgerrecht zu erlangen. Der Graf verwendete ſich in zuvorkommendſter Weiſe für ihn beim Rate. Sein Schreiben vom 21. Dezember 1762 in dieſer Angelegenheit, das dem Künſtler das wärmſte Lob ſpendet, iſt uns erhalten.[10]) Es heißt darin: »Quand il s'agit de genie et d'habileté c'est par ses ouvrages qui en sont le fruit qu'on prouve la superiorité, qu'il a sur les autres; ce sont ses tableaux qui doivent parler pour Seekatz. Je prie Messieurs du Magistrat de trouver bon, *que je leur en produise un* qui leur en dira plus que moy sur son compte.«

Da nun Lersner angiebt, Haman und Eſther ſei ebenſo wie ſein Gegenſtück im Römer ausgeſtellt worden, ſo darf man wohl annehmen, daß das „Urteil Salomonis“ eben, als es ſich darum handelte, dem Maler das Bürgerrecht zu gewinnen, vom Grafen dem Senate als Beweis von deſſen Können vorgeſtellt worden iſt. Jedenfalls hielt der Königsleutnant es alſo für eins der vorzüglichſten Werke Seekatzens.

Iſt er nun jemals in den Beſitz des Gegenſtückes gekommen? Es ſcheint nicht, weder Herr Dr. Schubart noch Herr Prof. Weizſäcker, der das Salomoniſche Urteil erſt vor kurzem in Mouans beim Grafen Thoranc-Sartoux geſehen hat, erinnern ſich „Haman und Eſther“ unter den Thoranc Bildern bemerkt zu haben.

Nach den Mitteilungen der Frankfurter Korreſpondenten des Grafen bemühte ſich der Rat Goethe, den Maler zur Wiederholung des Bildes zu bewegen.. Wie es ſcheint ſind die Beziehungen des Goethiſchen Hauſes zu dem Eſtherbilde aber noch älteren Datums.

In dem bekannten, mehrfach, ſo auch bei Schubart a. a. O. S. 126 f. gedruckten Seekatz-Goethebriefe ſchreibt Seekatz von Darmſtadt, daß er zur Herbſtmeſſe 1763 nicht nach Frankfurt kommen könne, „indem ich mich an des Herrn Grafen ihr Stück machen muß“. In

[10]) Schubart: François de Théas comte de Thoranc. S. 127 f.

der Antwort hofft Rat Goethe, der Ehre seiner Gegenwart dann teilhaftig zu werden; „wenn des Herrn Grafen Stücke fertig sein wird, dessen Handzeichnung ich bestens empfehle". Der Zeit nach kann dies Stück sehr wohl das 1764 fertige Estherbild sein, die Wahrscheinlichkeit wird noch dadurch erhöht, daß der Entwurf des Stückes sich damals in den Händen des Herrn Rat befand, und der des Estherbildes noch heute in der Goethesammlung vorhanden ist.

Daß der Entwurf des Gegenstückes, des Salomonischen Urteils, das schon 1762, noch zur Zeit der Anwesenheit des Grafen vollendet war, sich ebenfalls im Goethischen Besitz erhalten hat, läßt darauf schließen, daß man beiden Bildern in der Familie ein besonderes Interesse entgegenbrachte. Ich möchte sogar die Vermutung wagen, daß bei diesen Werken, wie bei den Josephsbildern, die Vorwürfe von dem jungen Wolfgang seinem lieben Gevatter Seekatz eingegeben wurden.

Die Themata sind zwar landläufige, aber man darf annehmen, daß Wolfgang, wenn er sie vorschlug, auch die Art der Darstellung beeinflußt hat.

In Dichtung und Wahrheit erinnert sich Goethe noch, daß Thoranc in der Heimat die vorausgesendeten Gemälde glücklich angetroffen habe: „er schrieb einige Male, sendete Maaße und ließ von den mehr genannten Künstlern Verschiedenes nacharbeiten". Nach Dienes Mitteilung (Schubart a. a. O. S. 183) war es ja eben le jeune Goethe, der ihm die Briefe und Aufträge Thorancs für Nothnagel und Seekatz vorlas und erläuterte.

Die Idee des Salomonischen Urteils gerade mit dem Königsleutnant in Verbindung zu bringen lag für Wolfgang sehr nahe. Entsinnt er sich doch noch in seiner Lebensbeschreibung, bei der Charakterschilderung des Grafen, der originellen Eigenart seiner Urteile und fügt hinzu, daß der muntere Dolmetsch Diene „eine kleine Sammlung solcher Salomonischen Entscheidungen" gemacht habe.

Auffallend ist es auch, daß Seekatz statt der „Kleopatra" die der Graf von ihm verlangte, „Esther und Haman" wählte, da doch sonst seine Bilder nicht für eine bei ihm vorhandene Vorliebe für biblische Stoffe zeugen, und eine Kleopatra, bei welcher Szenerie wie Gewandung sich gewiß nicht viel von der Esthers unterschieden hätte, ihm doch nicht

schwerer fallen konnte. Die dem Maler mangelnde Vorliebe für Darstellungen aus der biblischen Geschichte besaß aber der junge Goethe damals in höchstem Maße. Ahasver, Esther und Haman waren ihm aus den Bildern in Gottfrieds Chronik und von der Bühne wohlbekannte Figuren, im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern hat er sie selber verwendet.

Man geht daher wohl in der Annahme nicht fehl, daß wie die Bilder des Josephszyklus auch diese beiden Gemälde auf Goethes Anregung zurückzuführen sind. Vielleicht hat er sie auch deshalb aus der väterlichen Sammlung der seinen eingereiht.

Neben den Anregungen, die Wolfgang durch dieses gesteigerte Verhältnis zu den bildenden Künsten empfing, war es besonders der Einfluß des Theaters, dessen Besuch er während der französischen Okkupation mit größerer Freiheit sich hingeben konnte, der diese Epoche für ihn fruchtbar machte. Er ist oben S. 107 ff. von E. Mentzel aufs eingehendste erörtert, so daß ich hier nur darauf verweisen kann.

Einen frühreifen Knaben fand Thoranc, als er das Haus am Hirschgraben betrat, als er Frankfurt verließ, war Goethe fast zum Jüngling herangereift; die wenigen Jahre hatten eine Fülle von Eindrücken und Erfahrungen für ihn gebracht, Erfahrungen auch weniger angenehmer Art. Leichtsinn und Frivolität, bisher aus seinem Gesichtskreise verbannt, hatten ihn gestreift, er hatte Einblicke gethan in das Getriebe der politischen Leidenschaften, die lange in ihm haften blieben. Die Parteinahme der Bevölkerung für und gegen den Preußenkönig hatten, wie in der ganzen Stadt, auch in der eigenen Familie Gegnerschaften und unschönen Streit verursacht, und aus dieser Erfahrung schrieb sich Goethes dauernde Abneigung gegen alles politische Parteiwesen her, der er so oft Ausdruck gegeben hat.

Für seine ganze Haltung in politischen und nationalen Fragen sind diese Jugendeindrücke bestimmend geworden. Das Franzosentum hatte er von seiner liebenswürdigsten Seite kennen gelernt, die hohe Kultur, die sich in der Urbanität, der Feinheit ihres Wesens offenbarte, hatte ihm imponiert. Wie ungünstig nahm sich dagegen das schwerfällig altfränkische Wesen seiner Landsleute aus. In der fast absichtlichen Gegenüberstellung der vornehm ritterlichen Gestalt des Königsleutnants und der etwas bürgerlich plumpen Figur des Vaters tritt diese Empfindung hervor.

Jugendbildnis Goethes.

Das gesunde Gegengewicht dagegen, ein starkes National- und Staatsgefühl konnte ihm die Reichsstadt nicht geben. In seinem späteren, oft getadelten Verhalten zu den großen Fragen, die sein Volk bis in die Tiefen bewegten, erklärt sich manches aus diesem Mangel.

Als nach dem Abzug der Franzosen das Leben der Vaterstadt wieder seinen altgewohnten Gang ging, boten sich dem dem Kindesalter Entwachsenen neue Aufgaben und Anregungen. Größere Freiheit gewohnt, benutzte er sie jetzt schon zu unschuldiger Annäherung an das weibliche Geschlecht. Die Gretchenepisode brachte ihm den ersten Schmerz seines Lebens, den er in Wald und Feld, in engerem Anschluß an die Natur zu überwinden suchte. War er mit ihr doch von früh auf verwachsen. Ein Stadtkind, aber doch nicht abgeschlossen von der Natur und ihren Freuden. Fast jeder Tag der guten Jahreszeit führte ihn hinaus in den Garten vor dem Thore, wo der Vater ihn zur Pflege der Blumen und Stauden, der Reben und Bäume anhielt. Wer einmal so in der Jugend dem Wachstum der Natur gelauscht, der kann niemals wieder sich ihr völlig entfremden.

Wie Goethe ihr treu geblieben, wie er in Weimar in seinem Garten Stunden stillen Glückes gefunden, wie sein inniges Naturgefühl aus seinen Dichtungen spricht, ist bekannt genug.

Allmählich nahte die Zeit heran, wo der Vater den für seine Jahre hochentwickelten Sohn zum Besuche der Akademie reif erachtete.

In dieser Zeit ist das Bildnis entstanden, das wir hier zum ersten Male bringen dürfen. Im Vereine mit der heranwachsenden Schwester Cornelia, der treuen Genossin all seiner kleinen Freuden und Leiden, hatte er einen Kreis von munteren Freunden und Freundinnen um sich geschart. Unter ihnen die schöne Charitas Meixner aus Worms, die Nichte der Familie Moritz, die nach dem Wegzug des Königsleutnants einige Zeit den ersten Stock des Hauses bewohnte. Aus ihrem Nachlaß stammt das Bild, das wahrscheinlich bei dem Besuche, den Goethe vor seinem Abgang nach Leipzig in Worms machte, entstanden ist. Seine zärtliche Verehrung für das schöne Mädchen ist aus seinen Leipziger Briefen uns bekannt. Da sich wohl in Worms gerade Gelegenheit zum Porträtieren bot, so war das Bild ein Andenken, das er der Angebeteten zurückließ. Durch Erbgang ist es in den Besitz des im vorigen Jahre verstorbenen Herrn Friedrich Renz in Darmstadt

gekommen, der eine getreue Kopie des Originals dem Frankfurter Goethemuseum schenkte und die Wiedergabe bei Gelegenheit der Goethefeier gestattete, die er leider nicht mehr erleben sollte. Das Gemälde ist kein hervorragendes Kunstwerk, aber als das älteste Bildnis, das wir von Goethe besitzen, denn auf dem Seekatzschen Familienbilde verschwindet der Knabe zu sehr im Hintergrunde, von hohem Interesse.

Wenn nicht schon die Tradition seine Echtheit verbürgte, so würde der Augenschein allein genügen, jeden Zweifel zu verscheuchen.

Alle aus den späteren Bildern bekannten charakteristischen Merkmale sind hier schon vorhanden. Das große, helle, braune Auge, die zurückliegende hohe Stirn, die wunderbar feingebildete Nase, die von der Mutter stammende stark geschwungene Oberlippe und die kräftige Unterlippe des Vaters.

So zog Wolfgang Goethe zum erstenmale aus der Heimatstadt hinaus, um sich selbständig in der Welt zu versuchen. Als er nach dreijähriger Abwesenheit aus Leipzig heimkehrte, da war ihm das Vaterhaus ein Hafen, in den er mit zerbrochenem Ruder sich flüchtete. Die Welt da draußen hatte ihn viel gelehrt, aber das Lehrgeld war teuer. Krank an Seele und Leib, nicht zu des Vaters Freude, fand er in der Stille des Elternhauses unter den liebenden Händen der Mutter Genesung. Aus den Reim- und Dichtversuchen der früheren Jahre hatte sich allmählich ein beachtenswertes Talent entwickelt. Der Verkehr mit der frommen und schönen Seele, dem Fräulein von Klettenberg, gab seinem Gemüte Tiefe und Innigkeit.

So konnte bald der zweite Flug, nach Straßburg gewagt werden, wo ihm die erste wahre Liebe beschieden war, die ihn zum Dichter reifte. Gesund und kräftig, mit dem Lizentiatentitel geschmückt, das Herz voll Liebe und Sehnsucht, den Kopf voller dichterischer Pläne, so kehrte er 1771 zum zweitenmale heim. Jetzt ruhten die Blicke des Vaters mit freudigem Stolze auf dem geliebten Sohne, der nun als Rechtsanwalt in der Vaterstadt zu wirken begann, um sich so zu den höheren Würden in der Regierung des Gemeinwesens vorzubereiten.

Aber der Poet in ihm ließ sich nicht mehr zügeln, er ging seine eigenen Wege.

Der Götz von Berlichingen zeigte der staunenden Welt, daß in Frankfurt ein Dichter erstanden sei.

Man wurde daheim und draußen aufmerksam auf ihn, und als nun vollends der Werther wie eine Offenbarung die Gemüter ergriff, da wurde das stille Haus nicht leer von Besuchern und Freunden, die der Ruf des jungen Genies heranzog.

Daheim hatte sich ein Kreis begeisterter Verehrer gebildet, Dichter und Dichterlinge, der treue Klinger an der Spitze, deren verehrtes Haupt der Dichterjüngling war. Hell leuchteten die Augen der Mutter vor Freude über ihren großen Sohn, mild lächelnd stand der Vater daneben, anregend, mahnend, in den juristischen Geschäften, die so wenig nach dem Geschmack des Poeten waren, ihn selbstlos unterstützend. Auf den Lippen aber lag ihm die bange Frage: was will das werden? Es war groß und schön und der Dichterruhm des Sohnes war ihm nicht gleichgiltig. Er wußte, daß edler Wein gähren muß. Aber die Hauptsache, die Vorbereitung zu einer sicheren und geachteten Stellung im Dienste der Vaterstadt wurde auf diesem Wege nicht gefördert. Daß seinem Sohne andere Ziele vorschweben könnten, daß dieser gar dauernd von der Heimat sich trennen könne, der Gedanke war ihm nie gekommen. Hatte er doch sein Haus so fest und sorgsam gegründet, damit es seinen Kindern und deren Nachkommen ein behagliches Heim biete. Kopfschüttelnd gab er auch zu des Sohnes Liebe zur holden Lili seinen Segen, obwohl sie, die Tochter des reichen Kaufmannshauses, keine Schwiegertochter für ihn war. Als er nun auch diese Fessel, die den Genius beengte, sich lösen sah, da sollte der Sohn das geliebte Italien, wonach er die Sehnsucht ihm von Jugend auf ins Herz gepflanzt hatte, aufsuchen, aber der Reisewagen, der ihn nach Weimar entführte, zerstörte auch diesen Plan. Mochte es sein, er mußte ja wiederkehren. Aber er kam nicht zurück.

Die Heimat hatte Goethe gegeben, was sie ihm geben konnte. Liebe und Sorge, Erziehung zu allem Guten und gediegene Kenntnisse, stille Sammlung und reiche Anregung. Was sie ihm nicht geben konnte, das erstrebte er eben, den Platz auf den Höhen des Lebens. Als der Vater ihn vor Fürstendienst warnte, hatte er nicht so unrecht, und er konnte nicht wissen, daß dem Sohne das einzige Glück beschieden sei, einen Karl August zu finden. Er hat seinen Adlerflug unternommen, ohne daß ihm die Schwingen gelähmt wurden. Aber, und wäre es auch das Verderben gewesen, er mußte hinaus, sollte er nicht in der

Enge verzweifeln. Was konnte die Heimat ihm noch neues bieten, was konnte er dort noch lernen? Und lernen war das Bedürfnis seines Seins. „Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichtum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne und zwar von Andern lerne.“ In Frankfurt war niemand mehr, von dem er lernen konnte. In Weimar eröffnete sich ihm eine neue Welt, in die er als Lernender eintrat, hier begannen die Lehrjahre bei Charlotte von Stein. Als er dort den Abgrund von Reichtum ausgeschöpft hatte, flüchtete er nach Italien, wo ein neuer sich vor ihm aufthat.

Nachdem er dann wieder lange Jahre in den engen Verhältnissen des kleinen Hofes, der ärmlichen Stadt in stiller Sammlung gelebt, da gewinnt die Heimat wieder Interesse für ihn. Er ist auf einer Stufe angelangt, wo ihm vieles lernenswert dünkt, an dem er früher achtlos vorbeiging. Während seine früheren Besuche in der Heimat nur der Familie galten, vor allem der innig geliebten Mutter, die an dem Glück des Sohnes sich freuen wollte, und dem treuen Vater, dem aber die Fähigkeit zur Freude in seinem Siechtum geschwunden war, so galt sein Aufenthalt 1797 der Vaterstadt. Er wollte sie studieren, und mit wie anderen Augen sieht er sie jetzt an. Die Größe der Stadt, die Bewegtheit des Lebens, der Wechsel des Erwerbens und Genießens, der große Zug, der in dem allem liegt, im Gegensatz zu der gewohnten Weimarer Stille, er verwirrt ihn zuerst fast. Jetzt ist dort die Enge und hier die Weite. Jetzt giebt es für ihn in Frankfurt zu lernen.

Den lebendigsten Ausdruck seiner Stimmungen geben uns seine Briefe aus diesen Tagen. Für die wenigen Wochen eine überreiche Zahl, und reicher als an Zahl noch an Inhalt.

Jedem seiner Freunde hat er Interessantes mitzuteilen, dem Herzoge Karl August erzählt er von den politischen und finanziellen Verhältnissen Frankfurts, an Schiller schreibt er über die Eigenart des Publikums einer großen Stadt, über Theater und die Eindrücke auf sein geistiges Empfinden; Knebel und Meyer läßt er an dem Vergnügen teilnehmen, das ihm die Gegenstände bereiten, die ihn umgeben, Christiane wird über die kleinen Vorfälle des Tages auf dem Laufenden erhalten u. s. w.

Dekoration von Fuentes zur Oper Palmyra.
Gouachegemälde von A. Radl.

Allen aber ſchildert er die wunderſame Kunſt des Mailänder Meiſters Fuentes, der damals in Frankfurt wirkte. Seine Dekorationen zu Palmyra ſind ihm „das Höchſte was in dieſer Kunſt geleiſtet werden kann ... ein in ſeiner Art vollkommenes Kunſtwerk".

Anton Radl hat eine ſolche Dekoration im Bilde feſtgehalten. Ein trefflich ausgeführtes Gouachegemälde, jetzt als Geſchenk des Majors von Portatius im Frankfurter Goethemuſeum, ſtellt die Bühne im erſten Akte dar.

Das Original, nach dem der Künſtler ſelbſt einen farbigen Stich angefertigt hat, iſt hier auf der beigelegten Tafel wiedergegeben.

Wie raſch und angeregt verfloſſen Goethe jetzt die Tage in der Heimat. Zu geſammelter Arbeit iſt keine Zeit. Des Morgens werden die Briefe erledigt und Soemmerings belehrende Unterhaltung wird genoſſen, dann folgen Beſuche bei Verwandten und Freunden oder deren Empfang. Die Textors, Schulers, Guaitas, Rieſe, Bethmanns, Syndikus Schmidt, Hufnagel, die der Mutter ſo eng befreundete Familie Stock, Willemer und wie ſie alle heißen, ſtehen mit ihm in regſtem Verkehr.

Der Abend gehörte meiſt dem Theater. Und wie wurde die Stadt durchfahren und durchwandert, überall gab es zu ſehen und das Geſchaute wurde daheim mit den Beſchreibungen der Stadt verglichen. Sogar der Pfarrturm wurde beſtiegen.

Die bei dieſem Aufenthalt wieder erneuerten Beziehungen zu den heimiſchen Freunden wurden in den langen Jahren, die jetzt bis zu dem erneuten Beſuche folgten, ſorgfältig durch Briefe und Botſchaften gepflegt. Es würde zu weit führen, auf all das einzugehen. Manches Dahingehörige iſt in den letzten Jahren ans Licht gekommen, ſo die Briefe an Gerning, den Sänger des Taunus, und an die geiſtreiche Antonie Brentano.

Wenn die Freunde dem Dichter ſelbſt manches Liebe erwieſen durch Sendungen des von ihm ſo hochgeſchätzten guten alten Rheinweines, des ſchönen heimiſchen Obſtes, das er in Weimar ſehr entbehrte, ſo erfüllten ſie ihn mit inniger Dankbarkeit durch ihre treue Sorge für die Mutter. Das hat er ihnen nie vergeſſen, wie ſeine ſchönen Worte an Bettina bezeugen. „Meiner Mutter, die vielleicht in jeder andern Stadt ein trübes einſames Leben geführt hätte, iſt,

bis in ihr spätestes Alter geehrt und geliebt von allen Mitbürgern, ein glückliches Leben zu Theil geworden. Sie hat sich oft darüber in ihren Briefen gegen mich geäußert, und ich, der für ihr Dasein so wenig thun konnte, war dadurch sehr erleichtert und werde gewiß jedem Frankfurter, der mir nahe kommt, meinen Dank in der freundlichsten Gesinnung in Vergeltung bringen." Dieses Gefühl der Dankbarkeit beseelte ihn besonders gegen die Familie des Schöff Stock, dessen Frau einst seine Jugendgespielin gewesen war. Es sei daher gestattet hier noch einige bisher ungedruckte Kleinigkeiten aus dem Verkehr der Familien einzufügen, die ohne jede litterarische Bedeutung rein freundschaftlichen Charakter tragen [11]).

Ein eigenhändiger Brief Goethes lautet:

Ew. Wohlgeb.

empfangen die Fächergemälde [12]), die ich vor geraumer Zeit mitgenommen, in ihrem ersten Zustande hierbey wieder zurück und ich muß mich entschüldigen daß ich solche so lange bey mir behalten. Denn eben dadurch daß ich sie erst einem Freunde übergeben, der sie nach unserer Abrede auftragen und verzieren sollte, sind sie, indem er eine lange Zeit abwesend war, bey ihm liegen geblieben und ich befolge die Contreordre meiner Mutter erst jetzt mit einiger Beschämung. Sie erlauben mir daß ich gelegentlich etwas von unsern hiesigen Arbeiten übersende und mich dadurch für die lange Nachsicht einigermaßen dankbar erzeige. Haben Sie die Güte mich den werthen Ihrigen bestens zu empfehlen und mir ein freundschaftliches Andenken zu erhalten. Möge doch die peinliche Lage in der sich gegenwärtig meine lieben Landsleute abermals befinden, nach unser aller Wünschen bald verändert werden.

Weimar d. 26. Nov. 1794

Goethe

[11]) Die übrigen Briefe Goethes an Stocks sind in der Weimarer Ausgabe nach den Konzepten gegeben, die der Frau Rat großenteils im Goethejahrbuch veröffentlicht, die Originale der gesamten Korrespondenz, die bis auf Goethes Enkel sich fortsetzte, befinden sich als Schenkung des Herrn Wilhelm Bonn im Hochstiftsarchiv.

[12]) Vgl. Briefe der Frau Rat an ihren Sohn, aus dem Jahre 1794

Die bei Stocks stets so freundlich aufgenommene Christiane schreibt nach ihrem letzten Besuche bei der Frau Rat:

Weimar den 14. März 1807

Meine liebe Freundinn, ich sage Ihnen nochmals den wärmsten und herzlichsten Dank für die freundschaftliche und gute Aufnahme von Ihrem ganzen Hause, und zugleich für das schöne Kleid, welches mir außerordentliche Freude gemacht hat. Meinen Aufenthalt in Frankfurt werde ich nie vergessen. Die kurze Zeit, die ich bey Ihnen und bey der guten Mutter war, kommt mir vor, wie ein schöner Traum.

Morgen geht der Geheimerath nach Jena und von da ins Carlsbad. Ich bin mit August allein und werde meinen Aufenthalt meist in dem kleinen Sommerhäuschen nehmen; dabey werde ich mir denken, daß Sie ein gleiches in Ihrer Gegend thun werden. Soll ich nicht bald einmal etwas von der lieben Friederike hören? Ich habe dem Geheimerath viel von ihr erzählt, und wir hegen beyde den Wunsch, sie einmal auf einige Zeit bey uns zu sehen.

Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen und insbesonder empfehle ich mich noch Ihrem Herren Gemahl mit dem schönsten Danke für seine gefällige Aufmerksamkeit mich mit Frankfurt bekannt zu machen. Leben Sie wohl und behalten Sie in freundlichem Andenken

Ihre ergebene Freundin

Christiane von Goethe.

Das Hübscheste aus der Feder der Frau Rat, von der zahlreiche Briefe und Briefchen an die Freunde erhalten sind, ist das selbstgedichtete Stammbuchverslein mit dem sie die letzte von ihr genommene Silhouette [18]) begleitet.

Ich danke Dir für alle Stunden, die mir mit Dir vertraut ver-
Vergnügt mit Dir verstrichen sind. [schwunden
Ich danke Dir für Deine Treue, sie seys, an der ich mich erfreue
und deren Werth ich stehts empfind.

[18]) Diese Silhouette, nur in einem Originalexemplar erhalten, hat jetzt ihren Platz im Frankfurter Goethemuseum, sie ist nach der Wiedergabe in den Briefen „an meine lieben Enkeleins", neuerdings öfter reproduziert.

Du ſchenkteſt Deine Freundſchaft mir
mit gleicher Münze zahlt ich Dir
trau auf mein ehrlich Angeſicht Kompoſition iſts warlich nicht.
Deine Freundin
Frankfurt d. 27ten Oktober auch übers Grab
1804 Eliſabethe Goethe

Von Auguſts Hand hat ſich ein kurzer Stammbuchvers für die Tochter des Freundeshauſes erhalten:

Freundſchaft iſt die Quelle der edelſten Vergnügungen.
Zum freundſchaftlichen Andenken ſchrieb diß
Frankfurt d. 27. Apr. der Delle. Catharina Stock,
1805 Julius Auguſt Goethe.

Das Freundſchaftsverhältnis beider Familien klingt in der poetiſchen Widmung des Enkels Wolf aus:

Und leben wir lange
Und wandern wir weit
Wir denken mit Liebe
Der herrlichen Zeit
Frankfurt a. M. 4t. Januar
1839.

Wenn Sie dieſe Zeilen leſen ſo denken Sie dann wie eifrig ich Ihnen zuhörte wenn Sie von den guten alten Zeiten erzählten.
Ihr
W. M. von Goethe.

Die Gefühle, welche der Dichter allezeit für ſeine Heimat und die Jugendfreunde hegt, faßt er in den tief empfundenen, noch wenig bekannten Worten zuſammen, die er am 1. Januar 1806 dem Stammbuch der Frau Stock widmete:

„Was uns günſtiges in fernen Landen
Auch begegnet, ſehnt bey allem Glück
Doch das Herz zu ſeiner Jugend Banden
Zu dem heim'ſchen Kreiſe ſich zurück"

Die letzten Besuche des Dichters in seiner Heimat im Jahre 1814 und 1815 brachten dem Alternden einen neuen Lebens- und Sangesfrühling in dem zartinnigen Verhältnis zu Marianne von Willemer, der Gattin seines treuen Freundes, der Dichterin, in deren Herzen er die Flamme echter Poesie entzündete. Zwischen Ilm und Main flogen sie hin und her die Dichtergrüße Hatems und Suleikas, die im west-östlichen Divan die Nachwelt entzücken.

Dieser Seelenbund wurde erst durch des Dichters Tod zerrissen.

Was Goethe in der „allerschönsten Zeit seines Aufenthalts in den Gefilden des Mains und Rheins" gesehen und genossen, das hat er in Kunst und Altertum, wo er verständnis- und liebevoll der kulturellen Bestrebungen in der Vaterstadt gedenkt, niedergelegt.

Sein Tod wurde in der Heimat tief betrauert.

Nur eine, allerdings verhängnisvolle Trübung hat das schöne Verhältnis des Dichters zu seiner Vaterstadt durch Goethes Austritt aus dem Frankfurter Bürgerverbande im November 1817 erlitten, der dem großen Publikum, ja den meisten seiner Freunde völlig unerwartet kam und unverständlich blieb. Das Verhalten Frankfurts und seiner Behörden bei dieser Gelegenheit ist der herbsten Kritik unterzogen worden, und da die Vorwürfe gerade von Frankfurtern selbst erhoben und verbreitet wurden, so hatte man außerhalb keinen Grund ihre Wahrheit in Zweifel zu ziehen.

Und doch sind sie zum größten Teile unberechtigt. Rat Schlosser und Küppell, denen sich Frese anschließt, sind die eigentlichen Gewährsmänner. Schlosser tadelt in seinem Aufsatz „Goethes bürgerliches Verhältnis zu Frankfurt"[14]) das Verhalten der Behörden, Küppell,[15]) der die Sache am besten zu kennen behauptet, aber nicht einmal die Jahreszahl richtig angiebt und auch sonst irrige Behauptungen aufstellt, ist vor allem auf die Frankfurter Bürgerschaft schlecht zu sprechen. Frese[16]) bauscht Schlossers Tadel in ungebührlicher Weise auf. Obwohl die Darstellungen durchaus nicht klar und übereinstimmend sind, so bilden sie doch die Grundlage einer unzerstörbaren Legende. So kommt es, daß noch die neueste Bearbeitung dieser Fragen, die zum erstenmale

[14]) Jul. Frese, „Goethebriefe aus Schlossers Nachlaß" S. 22 ff.

[15]) Archiv f. Frankf. Geschichte. 1855 S. 54 ff.

[16]) Jul. Frese a. a. O. S. 27 ff.

die Vorgänge aktenmäßig untersucht und manche Irrtümer richtigstellt,[17]) von vornherein sich gegen den Vorwurf verwahren zu müssen glaubt, als wolle sie eine Rechtfertigung der Frankfurter Behörden versuchen, deren kleinliche Anschauungsweise die Nachkommen heute einstimmig verdammten.

Begeisterte Verehrer sind sogar soweit gegangen, es unerhört zu finden, daß man dem Anwalt des Dichters die ordnungsmäßigen Gebühren verrechnete.

Um die Bürgerrechtsangelegenheit richtig zu verstehen, müssen wir etwas weiter zurückgreifen. So lange die Mutter lebte, hat der Dichter sich wegen seines Bürgerrechtes wenig Gedanken gemacht; die Mutter zahlte die Abgaben, und daß er auch im „Auslande" Bürger seiner Vaterstadt blieb, war selbstverständlich. Mit dem Tode der Frau Rat im September 1808 änderte sich die Lage. Goethe kam jetzt in den Besitz des ihm gebührenden Vermögensanteils, der in Frankfurt angelegt war. Naturgemäß mußte sich ihm die Frage aufdrängen, ob er sein Erbteil nach Weimar ziehen, sein Frankfurter Verhältnis lösen sollte oder nicht. Die Vorteile und Nachteile für sich und die Seinen mußten dabei schließlich das Ausschlaggebende sein. Der Nutzen des Bürgerrechtes für ihn selbst war gering, wenn nicht die Absicht bestand seine Nachkommen ebenfalls dieses Rechtes teilhaftig zu machen, um für sie, wenn ihnen Weimar nicht das erwünschte Fortkommen bieten sollte, eine zweite Heimat in der Mainstadt zu sichern.

In Goethes damalige Absichten gewähren uns einige jüngst bekannt gewordene Briefe an seine in Frankfurt mit der Nachlaßauseinandersetzung beschäftigte Gattin Einblick. Wir sehen daraus, daß er sich mit dem Gedanken trug, für Weib und Kind das Bürgerrecht zu erwerben und selbst seine Beziehungen zur Vaterstadt durch zeitweiligen Aufenthalt daselbst wieder enger zu knüpfen.

Am 12. Oktober 1808 schreibt er an Christiane: „Geh in allem vorsichtig und sachte zu Wercke, daß du Freunde erwerbest und erhaltest. Wenn die Vertheilung geschehen ist, schreibe mir, laß nichts verkaufen. Es könnte nichts schaden wenn man ein klein Quartier,

[17]) R Jung: Goethes Ausscheiden aus dem Frankfurter Bürgerverbande. Goethe-Jahrb. 1892 S. 211 ff.

auf der Bockenheimer Gaſſe, oder unter der Allee, nicht weit vom Schauſpielhauſe nähme und es möblirte. Man muß auf allerley dencken. Du hätteſt einen angenehmen Aufenthalt eine Zeit des Jahres, wir wären eine Zeitlang zuſammen. Denn für mich wird Carlsbad, für dich Lauchſtedt am Ende doch auch nicht erfreulich."[18]) Und am 16. Oktober: „Benehme dich im Ganzen in Franckfurt als wenn du wiederkommen wollteſt . . . . . Wie ſehr wünſcht ich daß du für den nächſten Sommer dir dort ein erfreuliches Plätzchen bereiteteſt."[19]) Taufſcheine und Vollmacht wegen des Bürgerrechtes ſollen folgen. Inzwiſchen hatte Chriſtiane im Auftrage des Gatten Rat Schloſſer gebeten die nötigen Schritte betreffs der Erlangung des Bürgerrechtes für ſie und Auguſt zu thun. In einem Schreiben vom 13. Oktober ſendet Schloſſer Auskunft an Goethe.[20]) Er nimmt auf die neuerlaſſene Verfügung des Fürſt Primas vom 10. Februar 1808 Bezug. Für Chriſtiane ſei Taufſchein und Freizügigkeitsbeſcheinigung nebſt Kopulationsſchein, alles in beglaubigter Form, nötig. Auguſt könne nach ſeiner Meinung als Bürgersſohn jederzeit das Bürgerrecht in Anſpruch nehmen — berechtigt waren eheliche und legitimierte Bürgerſöhne —. Da aber in der Sache allerdings einiges verſäumt ſei, und die Petition daher an den Fürſten gehen müſſe, ſo habe er mit deſſen Miniſter, dem Grafen Beuſt, geſprochen, und der ſei leider anderer Anſicht. Daher ſei es gut, wenn Goethe ſelbſt ſich an Beuſt wende. Auf alle Fälle möge er Auguſts Taufſchein einſenden.

Die Scheu, ſeine eigenartigen Familienverhältniſſe aktenmäßig klarzulegen, darüber vielleicht in umſtändliche Verhandlungen ſich einlaſſen zu müſſen, konnte Goethe nicht überwinden.

Ganz anders als die früheren lautet daher ſein Brief vom 25. Oktober an Chriſtiane: „Viel werth iſt mir, daß du ſchon fühlſt für dich und mich finde ſich dort [in Frankfurt] kein Heil. Laß uns in Thüringen auf unſerer alten Stelle verharren. Wegen des Bürgerwerdens habe ich mich anders bedacht. Es war ja eigentlich nur ein Wunſch, eine Grille von mir und gegenwärtig iſt es gar nicht nötig, daß du und

---

[18]) Goethes Briefe. Weim. Ausg. Bd. 20 (1896) nr. 5609.

[19]) Ebenda nr. 5415.

[20]) Die Benutzung des noch ungedruckten Briefes wurde mir von der Direktion des Goethe-Schiller-Archivs freundlichſt geſtattet.

Auguſt euch beſonders darum bewerbeſt. Ich dachte da Franckfurt jetzt einen Souverain hat; ſo könnte man über verſchiedene Umſtändlichkeiten hinauskommen, wenigſtens bey uns wäre alles mit einem Federſtrich des Herzogs abgethan, ſo aber ſetzt man dort die alten Reichsſtädtiſchen Förmlichkeiten fort, die uns diesmal inkommodiren. Laſſen wir alſo die Sache hinhängen, biß ich vielleicht einmal perſönlich den Fürſten darum erſuche. Was ſollen wir Taufſcheine produciren die von einer Seite das große Geheimniß Frauenzimmerlicher Jahre verrathen, und von der andern mit den Trauſcheinen nicht zuſammenſtimmen. Was ſollen wir Gelder bezeugen, die niemals da waren u. ſ. w."

Von den drei angegebenen Gründen iſt der zweite der ausſchlaggebende, die Taufſcheine hatte Goethe zu ſenden ſchon früher beabſichtigt und ſeine Vermögenserklärung zur Steuer hatte mit der Erwerbung des Bürgerrechtes für Frau und Sohn nichts zu thun.

Völlig klar läßt ſein Schreiben an Rat Schloſſer [21]) vom gleichen Datum ſeine Beweggründe erkennen. Nachdem er auch ihm erklärt, daß man die Sache „da ſo manche Dinge dabey zur Sprache kommen, die man lieber nicht anregt" am beſten bis zu einer günſtigeren Gelegenheit ruhen laſſe, fährt er fort: „Aufrichtig zu ſeyn, ſo ſind wir in unſern Verhältniſſen gewöhnt, oder verwöhnt, daß in Fällen wo etwas verſäumtes nachzuholen, etwas verfehltes zu verbeſſern iſt, der Souverain, mit Beſeitigung üblicher Formen, den Mantel der Gnade überzieht und das Vergangne der Vergeſſenheit widmet." Allerdings möge das in Frankfurt, bei der Neuheit der monarchiſchen Regierungsform nicht ſo leicht ſein.

Der Grund ſeines Verzichtes auf die Aufnahme ſeiner Familie in das Frankfurter Bürgerrecht war alſo nicht, wie man bisher allgemein annahm, die Scheu vor der Offenbarung ſeiner Vermögensverhältniſſe — ſein ſteuerpflichtiges Vermögen hatte er, wie aus Schloſſers Aufzeichnungen hervorgeht, auf Heller und Pfennig richtig „fatiert" —, ſondern die Abneigung, ſeinen Sohn als unehlich gebornen, durch nachträgliche Eheſchließung legitimierten Bürgersſohn in die Frankfurter Bürgerliſten eintragen zu laſſen. Sah er doch die Sachlage mit ganz anderen Augen an; er hatte ſein Verhältnis zu

[21]) Goethes Briefe. Weim. Ausg. Bd. 20. (1896) nr. 5621.

Christiane immer als Ehe aufgefaßt, August war sein Sohn. Die Unterlassung der kirchlichen Einsegnung dieser Ehe erschien ihm nur als ein „Versäumnis".

Nicht unmöglich ist, daß er sich mit dem Gedanken getragen hatte, August könne sich dermaleinst seine Gattin aus Frankfurt holen, da in Weimar, trotz der Gnade des Fürsten, eine standesgemäße Partie für ihn nicht leicht zu finden war.

Einige scherzhafte Bemerkungen in diesen Briefen beziehen sich auf Verschwägerungen mit Frankfurt.

Alles das war nun aufgeschoben und eigentlich auch aufgehoben, denn eine Änderung der gesetzlichen Vorschriften war so gut wie ausgeschlossen.

Damit war, ohne daß in der Vaterstadt außer den wenigen Eingeweihten jemand etwas davon ahnte, die Abwendung der Familie Goethe von Frankfurt besiegelt. Ihre Zukunftshoffnungen beruhten jetzt ausschließlich auf Weimar.

Goethe selbst hegte wohl den Wunsch, im Bürgerverbande bis zu seinem Tode zu verbleiben, aber die Verhältnisse waren stärker als er.

August selbst nahm im Jahre 1812 die Sache in die Hand. Ökonomisch wie sein Großvater, der Herr Rat, mußte ihm die Fortdauer des väterlichen Bürgerrechtes, das ihm nur Steuerbelastung bedeutete, da er ja selbst niemals Anteil daran haben würde, als unnötiger Luxus erscheinen. Er wandte sich daher im März 1812, da sein Vater nach seiner Denkweise sich mit Geschäften dieser Art weniger befassen könne, an Rat Schlosser mit der Bitte, beim Großherzog Carl vorstellig zu werden, daß seinem Vater das Ausscheiden aus dem Bürgerverbande mit Erlaß der hohen, etwa $^1/_7$ des Vermögens betragenden Abzugsgelder, gestattet werde.

Aber auch das war gesetzlich unzulässig und, wie Schlosser an August schrieb,[22]) sei der Fürst darin unerschütterlich und habe ähnliche Gesuche ihm persönlich nahestehender Familien selbst bei dringender Notlage in herber Art zurückgewiesen. Haftete doch das Vermögen aller Bürger für die hohen in den schweren Kriegszeiten aufgelaufenen Schulden der Stadt. Trotzdem gelang es, den großherzigen, kunst-

[22]) Jul. Frese a. a. O. S. 23 f.

freundlichen Fürsten zu gewinnen. Das Gesetz konnte und wollte er nicht antasten, wohl aber erklärte er sich bereit, die Abzugssumme aus eigener Tasche zu bezahlen, und um diesem Geschenk die Ehrung beizufügen, gab er Auftrag, eine Medaille auf Goethe für seine Rechnung zu prägen. Daß er dem Dichter auch ein Ehrenbürgerdiplom in goldener Kapsel zugedacht habe, ist von Jung als unverbürgte Fabel nachgewiesen.[23]) Der Umschwung des Jahres 1813, der den Großherzog seines Thrones beraubte, verhinderte die Ausführung seiner edeln Absicht.

So blieben die Dinge wie bisher, bis die Bestimmung der deutschen Bundesakte, die den freien Wegzug gestattete, auch in Frankfurt am 19. Juli 1816 in Geltung trat.

Da nun auch August durch seine Verlobung mit Ottilie von Pogwisch den ersten Schritt zur Gründung seines Hauswesens in Weimar that, so wird er dafür gesorgt haben, daß die günstige Gelegenheit, das Bürgerverhältnis ohne Opfer zu lösen, nicht unbenutzt blieb. Goethes Anwalt reichte am 25. November 1817 das Entlassungsgesuch für den Herrn Geheimrat ein, das auf dem üblichen formellen Wege glatt erledigt wurde. Daß dies in völlig korrekter und nicht, wie Schlosser behauptet, in fast unanständig formloser Weise geschah, hat schon Jung betont. Auch heute würde keine deutsche Behörde eine rein amtliche Angelegenheit anders erledigen können.

Aber, sagt man stets, der Senat habe den Dichter damals zum Ehrenbürger machen müssen, wenn auch, wie Schlosser andeutet, damals gegen Ausbürger von angesehenem Namen, die ihr Bürgerrecht aufgaben, Erbitterung herrschte.

Diese subjektive Stimmung hätte also der Senat in schuldiger Verehrung für den Dichterfürsten überwinden müssen. Daß er es nicht that, wird als beklagenswerter Fehler aufgefaßt. Man darf aber nicht alle Dinge, die sich auf Goethe beziehen, von dem Standpunkt der heutigen Begeisterung für den Genius, oder von dem der damals in manchen Kreisen üblichen „Vergötterung“[24]) beurteilen.

Das Verhalten des Senats war durch eine sehr reelle Notwendigkeit geboten.

---

[23]) Goethejahrbuch 1892, S. 213.

[24]) Diese Bezeichnung gebraucht seine Freundin Antonie Brentano in Gesprächsaufzeichnungen aus ihren letzten Jahren. Hochstiftsschriften VII. S. 10.

Die Erbitterung der Bürgerschaft gegen die aus dem Bürgerrecht Ausscheidenden von angesehenem Namen war allerdings vorhanden, da der echte Frankfurter darin eine Nichtachtung dieses ihn so unschätzbar dünkenden Rechtes erblicken mußte, und es ist gewiß, daß man in Frankfurt Goethe, gerade weil man stolz auf ihn als Mitbürger war, seinen Schritt, dessen tieferliegende Gründe man nicht kannte, nur schwer verzieh. Die Stimmung war so allgemein und so natürlich, daß auch seine besten Freunde sich ihr nicht entziehen konnten. Gerning giebt ihr in seinen Tagebüchern[25]) Ausdruck; am richtigsten tritt sie uns wohl in den Worten entgegen, die Simon Moritz von Bethmann, mitten in seinen Bemühungen, das Goethedenkmal zustande zu bringen, niederschrieb; er spricht von dem Dichter, „der sein Bürgerrecht so leicht dahin gab". Seine unsterblichen Verdienste erkenne man voll an, aber das vaterstädtische Interesse für ihn sei erloschen.[26])

Für Goethe konnte diese Stimmung nichts Überraschendes haben. Selbst die glühende Verehrerin Bettina kann sich nicht enthalten bei ihrem letzten Besuche vorwurfsvoll der Sache zu erwähnen, und ihr enthüllte er, was er niemandem vertraute, daß der Austritt nicht sein Werk, sondern das seines Sohnes war: „Da ich ihn fragte, warum er denn das Bürgerrecht aufgegeben, da er sich doch denken könne, daß dies den Frankfurtern höchst kränkend sein müsse, sagte er: Die mir dazu riethen, sind Meister dieser Sache, es ist ihre eigene Zukunft und nicht die meinige. Ich habe nie den Übermuth gehabt, gegen den Willen meiner Kinder etwas für ihre Existenz als wichtig zu behaupten oder durchzusetzen."[27]) Seiner eigenen liebevollen Gesinnung für die Vaterstadt giebt er dann in den früher erwähnten schönen Worten Ausdruck.

Es ist ein tragisches Bild; er, der Starke, der sein Gesetz in sich tragend über die bürgerliche Ordnung sich erhaben glaubte, unterwirft sich dem Zwange der Verhältnisse. Was hatte er auch dem Drängen des Sohnes, dem gegenüber er sich schuldig fühlte, entgegenzusetzen?

Wie aber Goethe durch die Verhältnisse gebunden war, so auch der Frankfurter Senat.

---

[25]) Im Hochstiftsarchiv.

[26]) H. Pallmann, oben S. 71.

[27]) Herman Grimm, „Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte". S. 142.

Die Bestimmung der Bundesakte, welche die Abzugsgelder aufhob, wurde als ein schwerer Schlag für die Finanzen der Stadt empfunden, deren Schuldenlast durch die Napoleonischen Kriege noch drückender geworden war, als sie uns schon in Goethes Briefen an Karl August aus dem Sommer 1797 geschildert wird.

Das Vermögen aller Bürger haftete dafür, und nun sollte es jedem freistehen, durch Ausscheiden aus dem Bürgertume sich dieser Last zu entziehen, die dann doppelt auf die Zurückbleibenden drücken mußte.

Die Bürgerschaft hegte bange Besorgnis, daß die Reichen, besonders die Ausbürger, ihr Vermögen aus der Stadt ziehen, und die ärmeren, an die Stadt durch ihre Nahrung gebundenen Bürger allein für die Schulden aufzukommen haben würden.

Das beste Bild der Lage geben uns zwei kleine Schriften von J. J. v. Willemer, Goethes altem Freunde.[28]) Wenige Worte daraus sagen mehr als lange Auseinandersetzungen: „Der Beschluß der Bundesversammlung, daß kein Bürger, der von Frankfurt wegzuziehen gedächte, gehalten sein solle, zuvor seinen Theil an der Kriegsschuld abzutragen, hatte die Bürgerschaft in keine geringe Bestürzung versetzt." Da der Senat ihr lässig erschien, wurde eine Kommission in der Sache niedergesetzt, „denn die zurückbleibenden Bürger, die Liebe, Anhänglichkeit und Dankbarkeit an ihre Stadt fesselte, sahen ein, daß das Weggehen der Reichen sie und die Ihrigen an den Bettelstab bringen, oder die Stadt sich für banquerot erklären müsse." Zwei leitende Grundsätze wurden aufgestellt: erstens alles anzuwenden, um wohlhabende Bürger heranzuziehen, und zweitens alles zu vermeiden, was zum Ausscheiden aus dem Bürgerverbande Anlaß geben könne. Ja es wurde sogar der Vorschlag gemacht, die Anzugsgelder zu erlassen, also das so hoch gehaltene Bürgerrecht umsonst zu verleihen.

Unter diesen Umständen ist es wohl erklärlich, daß der Senat nicht daran denken konnte, einem als reich geltenden Bürger, der schleunigst die durch die Bundesakte gebotene Möglichkeit benutzend, sich seiner Schuldigkeit gegen die Stadt entzog, das Ehrenbürgerrecht zu verleihen und ihn so für sein Ausscheiden noch zu belohnen. Umsomehr,

---

[28]) Willemers vorjährige Erfahrungen in der gesetzgebenden Versammlung. 1819. und: Willemers weitere Erfahrungen in der gesetzgebenden Versammlung 1819.

da dieſe Erteilung des Ehrenbürgerrechtes an einen Bürger oder früheren Bürger eine ganz unerhörte Neuerung geweſen wäre.

Ausſchließlich um die Stadt beſonders verdiente Fremde hatte man bisher durch Verleihung des Bürgerrechtes geehrt, niemals aber einen Bürger, der von der Stadt ſich abwendete.[29])

Daß das Goethiſche Erbteil auf 20000 Gulden zuſammengeſchmolzen war konnte man in Frankfurt nicht wiſſen, da die Selbſteinſchätzung geheim blieb und die Familie ſeit einem Jahrhundert als ſehr wohlhabend galt. Nach der alten, auch in anderen Städten üblichen und immer noch fortwirkenden Anſchauung war ein Vermögen, das wie das Goethiſche von dem arm zugewanderten Großvater unter dem Schutz der von der Stadt geſchaffenen günſtigen Erwerbsverhältniſſe angeſammelt war, nicht rein perſönliches Eigentum, ſondern die Gemeinſchaft hatte ein natürliches Anrecht daran, das eben in der Gebundenheit des Vermögens zum Ausdruck kam. Das möge man nicht vergeſſen, wenn man immer aus unſeren modernen Anſchauungen heraus von den unberechtigten Laſten ſpricht, die Goethe für ſeine Vaterſtadt zu tragen hatte.

Aber das Schlimmſte, ſagt man, war, daß der Senat ſich nicht begnügte korrekt dem Buchſtaben des Geſetzes gemäß zu handeln, ſondern den großen Dichter in kleinlichſter Weiſe ſchikanierte.

Er habe in herben Worten Goethes Geſuch um Eintragung einer Hypothek auf dem Wege des Dispenſes abgeſchlagen, „die man immer dispensando in ſolchen Fällen an Fremde und Juden bewilligt hatte", wie Schloſſer behauptet.

Das wäre allerdings vom Frankfurter Senat eine recht niedrige Rache geweſen. Wenn Schloſſers Behauptung auf Wahrheit beruhte, ſo wäre das bisher ſo bereitwillig gefällte Verdammungsurteil berechtigt. Eine ſo pietätloſe Handlungsweiſe gegen einen Mann, dem man doch immer gewiſſe Rückſichten ſchuldig war, verdiente die ſtrengſte Verurteilung.

Aber gerade das Gegenteil von Schloſſers Angabe iſt wahr. Gewiß wurden „Fremden und Juden" mancherlei Vergünſtigungen

---

[29]) Vgl. R. Jung, „Die Frankfurter Ehrenbürger". (Archiv für Frankfurter Geſchichte und Kunſt) 3. Folge, 3. Bd. S. 136 ff.

zu Teil, aber nur den Anziehenden, niemals den Abziehenden. Getreu dem Grundsatz, den Fremden den Zuzug zu erleichtern, ließ man die Zuzügler Hypotheken und Grundbesitz erwerben, auch bevor sie Bürger waren. Dazu wurde der Senat durch den Druck, den die geängstigte Bürgerschaft auf ihn übte, genötigt. Nach Willemers Bericht wurden ihm von Seiten des gesetzgebenden Körpers scharfe Vorwürfe gemacht, als er dies Entgegenkommen in einem bedeutenden Falle versäumt hatte.

Den Abziehenden aber Vergünstigungen zu erteilen, wäre eine Pflichtvergessenheit des Senates gewesen, da der zweite ausgesprochene Grundsatz verlangte, den Abzug möglichst zu erschweren.

Es war daher natürlich, daß der Senat das Verlangen als gesetzwidrig abschlug, denn dem Gesetze nach durften nur Bürger Hypotheken in der Stadt besitzen, und eine Dispensation war unter den obwaltenden Verhältnissen ausgeschlossen. Daß er die Akten erst nach sechs Monaten zu erneuter Vorlage verlangte, bedeutete eine sehr liberale Fristgewährung zur Veräußerung der Hypothek. Daß er zugleich nachsehen ließ, ob in den übrigen Fällen dem Gesetz seitens des Goethischen Sachwalters Genüge geschehen sei, war kein Mißtrauen, sondern eine einfache Kontrolmaßregel, um einer Versäumnis vorzubeugen, die sicher die schärfste Kritik der Vertretung der Bürgerschaft erfahren hätte. Im Senat saß mancher Freund und Verehrer Goethes, der gewiß, soweit irgend möglich, den Wünschen des Dichters gern entgegengekommen wäre. Den Freunden aber hatte Goethe durch die rein geschäftliche Art, mit der er seinen Austritt ins Werk gesetzt hatte, ein Wirken zu seinen Gunsten sehr erschwert. Keiner seiner Freunde, selbst Willemer nicht, hatte von seiner Absicht etwas erfahren, kein Wort der Erklärung, des Bedauerns über die Notwendigkeit dieses Schritts hatte den herben Eindruck gemildert. Goethe sah wohl voraus, daß es sonst an ernsten, treugemeinten Abmahnungen nicht gefehlt haben würde und er wollte die Sache rasch abthun. Es ist das sehr zu bedauern, denn bei eingehender Erwägung mit den Freunden würde sich wohl der Weg zu ehrenhafter Fortdauer des bürgerlichen Verhältnisses bei der Feier seines 70. Geburtstages, 1819 gefunden haben.

So ging diese vorüber, ohne daß von dem Ehrenbürgerrecht die Rede war, und als endlich 1829 bei der 80. Geburtstagsfeier die

Stimmung in Frankfurt einer solchen Verleihung günstiger war, da kam man höchst ungeschickter Weise erst vier Wochen später mit einer Anfrage, — durch Marianne Willemer — ob dem greisen Dichter derartiges erwünscht sei. Darauf aber erwiderte Goethe, daß es hübsch gewesen wäre, wenn man es in der ersten Zeit gethan, auch später habe sich Gelegenheit geboten, da man aber auch die nächstvergangene hierzu nicht benützt habe, so sei es besser, diese Angelegenheit ruhen zu lassen.

So ist es gekommen, daß Goethe nicht Ehrenbürger von Frankfurt ist.

Die Ursache liegt in der Verkettung von ungünstigen Umständen, will man von Schuld sprechen, so liegt diese gleichmäßig auf beiden Seiten.

Trotzdem hatte der Dichter aber zu allen Zeiten in der Heimat seine Gemeinde treuer Anhänger. Das zeigen die Feiern 1819 und 1829 und der goldene Lorbeerkranz, den die Freunde ihm sandten, die Ehrendiplome, die wissenschaftliche Institute der Vaterstadt ihm widmeten. Seine Gesinnung spricht sich in seinem Danke 1819 aus: „da mit meiner lieben Vaterstadt, ungeachtet aufgehobener bürgerlicher Verhältnisse, mich noch aufs innigste verbunden fühle".

Es muß überhaupt hervorgehoben werden, daß Goethe für seine Vaterstadt nie andere als Worte des Lobes, der Liebe hat. Nur in der fröhlichen Studentenzeit, in der ja die Genüsse, die die alma mater spendet, die der Heimat zu überstrahlen pflegen, erscheint ihm Frankfurt als ein Philisternest. In allen späteren Zeiten ist sie ihm die gesegnete, die glänzende und thätige Stadt.

Die Feier von 1819 aber hatte noch einen besonderen Erfolg. Sie gebar die Idee des dem Dichter in seiner Vaterstadt zu errichtenden Denkmals. Die Frage ist von H. Pallmann in dieser Festschrift aktenmäßig und erschöpfend behandelt. Ich kann mich daher begnügen, die Hauptpunkte zusammenzufassen, auf die es mir für eine Beurteilung dieser Vorgänge vor allem anzukommen scheint.

Die Idee ging von Sulpiz Boisserée, also nicht eigentlich von Frankfurt aus. Was ihm vorschwebte, war auch nicht ein Frankfurter Denkmal, sondern ein Nationaldenkmal in Frankfurt. Das war der Gedanke eines begeisterten Idealisten, der die realen Verhältnisse nicht kannte. Er rechnete auf eine Teilnahme der Nation, von der, wie

sich zeigte, auch keine Spur vorhanden war. Was bedeutete dem seit Jahrzehnten durch endlose Kriege und ihre Lasten, durch politische Umwälzungen und durch die Wiedererweckung des nationalen Gefühles in Spannung erhaltenen deutschen Volke damals der still für die höchsten Ziele der Kultur in seinem weltvergessenen Weimar wirkende Goethe?

Keine Hand, weder unter den Fürsten, noch im Volke öffnete sich für dieses Nationaldenkmal, für das die Nation noch lange nicht reif war. Wenn wir das bedauern, so brauchen wir aber nicht nach Pharisäerart an unsere Brust zu schlagen. Angesichts der Vorgänge im Reichstage gelegentlich des Straßburger Goethedenkmales ziemt uns bescheidene Duldsamkeit gegen die Mängel und Irrtümer unserer Väter.

Als dann neben dem Gedanken des Nationaldenkmales der des einfacheren Frankfurter Denkmales auftauchte, war die Sache, auch dank der von Weimar aus erhobenen lähmenden Bedenken[30]) so gründlich verfahren, daß schließlich nur die Initiative eines Mannes noch Aussicht auf Erfolg bot.

Dieser, Simon Moritz von Bethmann, der schließlich ganz allein zu Frankfurts Ehre die Ausführung des Denkmals übernahm, war unbefangen und gerecht genug, um auszusprechen, daß es von den Frankfurtern nicht erwartet werden dürfe, daß sie, nach der leichten Dahingabe des Bürgerrechtes, Goethe ein Monument setzen sollten.[31])

Was Bethmanns früher Tod vereitelte, die Aufstellung des ersten deutschen Dichterdenkmales, der Goethestatue in der Frankfurter Stadtbibliothek, das wurde 1840 durch drei Frankfurter Bürger verwirklicht. Im Jahre 1844 wurde dann in Frankfurt das erste öffentliche Denkmal des Dichterfürsten auf deutschem Boden enthüllt. Es ist ausschließlich aus freiwilligen Beiträgen der Frankfurter Bürgerschaft errichtet. Die 1838 begonnene Sammlung schloß im Oktober 1844 mit einem Ergebnis von 53204 fl.[32])

---

[30]) Die im Goethejahrbuch 1896, 3 ff veröffentlichte Denkschrift ist nach Coudrays Angabe (vgl. oben S. 101) das „Collectiv Votum" der Weimarer Sachverständigen und stimmt in den technischen Dingen mit Coudrays späterem Gutachten so sehr überein, daß diesem wohl der Hauptanteil daran zugeschrieben werden darf.

[31]) H. Pallmann oben S. 71 f.

[32]) Kassabuch des Goethe-Denkmals im Hochstiftsarchiv.

Dieſes Denkmal, wie die 1849 trotz der ſtürmiſch bewegten Zeit in würdiger Weiſe durchgeführte Feier von Goethes 100. Geburtstage zeugten dafür, daß bei ſeinen Landsleuten die vorübergehende Trübung des Zuſammengehörigkeitsgefühles längſt geſchwunden, daß Frankfurt nicht nur die unſterblichen Verdienſte des großen Dichters voll zu würdigen wußte, ſondern auch mit altem Stolze ihn, den Seinen, verehrte.

Er hatte ſeinem Volke die Ehrfurcht vor allem Großen und Tüchtigen ins Herz gepflanzt, und für ſein Andenken trug dieſe auf ſeinem Vorbild ruhende Pietät die ſchönſte Frucht.

Das Freie Deutſche Hochſtift erwarb im Beginn der ſechziger Jahre das Haus am großen Hirſchgraben, von dem Marianne ſang:

Kennſt du das Haus, in deſſen ſtillem Raum
Schaut ahnungsvoll im erſten Dichtertraum
Ein ſchlafend Kind das Land, wo mild umweht
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht?

und nahm es in ſeine ſorgſame Obhut. Heute bietet es in ſeinen Räumen wieder das Bild der „ernſten Umgebung ſeines Vaters", in der Goethe heranwuchs, und die er mit ſchmerzlichem Bedauern im Jahre 1795 „zerſtückt und verſchleudert ſah".[33]) Auf den hellen Vorſälen hängen wieder die römiſchen Proſpekte, die in dem Knaben die erſte Sehnſucht nach dem Wunderlande Italien erweckten; das Studierzimmer des Vaters iſt wieder mit der Bibliothek ausgeſtattet, aus der Wolfgang ſo begierig Wiſſen und Belehrung ſchöpfte. In den Repoſitorien ſteht wieder die ſtattliche Foliantenreihe der vom Herrn Rat ſorgfältig und reinlich zuſammengeſtellten Frankfurter Verordnungen. Von den Wänden des Gemäldezimmers grüßen wieder die Landſchaften und Architekturſtücke von Schütz, die rembrandtiſierten Auferſtehungswunder und die Brandſtücke von Trautmann, die Seekatz, Juncker und andere, die Goethe die erſten Kunſtanſchauungen vermittelten. Zwar iſt im einzelnen noch manches zur Vervollſtändigung zu thun, aber das Ziel iſt im weſentlichen erreicht. Erreicht in ſchönſter Weiſe durch das freiwillige Zuſammenarbeiten von Frankfurter Gelehrten und Künſtlern, unter denen alle Verehrer Goethes den beiden nach ſeinem Vorbilde trotz hoher Jahre

[33]) Tag- und Jahreshefte 1795.

raſtlos Thätigen: Muſeumsdirektor Otto Cornill und Hiſtorienmaler Profeſſor Otto Donner von Richter zu beſonderem Dank verpflichtet ſind; erreicht durch die opferwillige Teilnahme aus den Kreiſen der Frankfurter Bürgerſchaft; erreicht endlich durch die einſichtsvolle Unterſtützung der ſtädtiſchen Behörden. Noch zur Zeit als Excellenz von Miquel Oberbürgermeiſter von Frankfurt war, wurde auf ſeine Anregung dem Hochſtift der Ankauf eines hinter dem Goethehauſe liegenden Grundſtückes zum Schutze des Hauſes ermöglicht. Auf dieſem erhob ſich nun, wieder mit Hilfe der Stadt, im Jahre 1897 der Neubau des Goethemuſeums und der Goethebibliothek.

Das Muſeum, von dem wir hier eine Innenanſicht geben, iſt der Erinnerung an Goethe und an ſeine Beziehungen zur Vaterſtadt gewidmet. Nach den Plänen des hieſigen Architekten Franz von Hoven ausgeführt, ſchließt es ſich im Stil der Zeit des jungen Goethe an. Über dem Muſeum hat in zwei Magazinen mit den nötigen Arbeitszimmern die um Goethe als Mittelpunkt ſich gruppierende Spezialbibliothek der klaſſiſchen Litteraturperiode ihren Platz gefunden, die zur Zeit etwa 18000 Bände umfaſſend, das Ziel verfolgt, dem Forſcher und Freunde jener für unſere nationale Kultur ſo wichtigen Zeit, die geſamte Litteratur an einem Platze vereinigt zu bieten.

Zur bevorſtehenden Goethefeier wird das Muſeum ſeinen ſchönſten Schmuck in den Marmorbüſten des Dichterjünglings und ſeiner Eltern erhalten. Der Frankfurter Bildhauer Karl Rumpf, der Schöpfer der Goethe- und Schillerbüſten im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar, hat mit ſorgfältiger Benutzung der beſten Anhaltspunkte, beſonders der Geſichtsmaske, zum erſten Male die ſchwierige Aufgabe gelöſt, den jungen Goethe plaſtiſch zu verkörpern. Die wenigen Originalbildniſſe aus Goethes Jugendzeit ſind dem Publikum fremd, das ſeine Vorſtellung vom Ausſehen des Dichters meiſt nach dem ſtark idealiſierten Apollokopf der Trippelſchen Büſte ſich bildet. Der Künſtler, der uns den wirklichen Goethe geben will, hat es daher nicht leicht.

In Rumpfs Werke erſcheint die Porträtähnlichkeit mit dem durchgeiſtigten Ausdruck glücklich verbunden.

Die Frau Rat und ihr Gatte waren, außer in kleinen Reliefs von Melchior, noch niemals plaſtiſch dargeſtellt. Mit Zugrundelegung dieſer Reliefs und der beſten Bilder und Silhouetten iſt die größte volle

Das Frankfurter Goethemuseum.

Goethe.
Büſte im Goethemuſeum zu Frankfurt a. M. von Karl Rumpf.

Johann Caſpar Goethe.
Büſte im Goethemuſeum zu Frankfurt a. M. von Karl Rumpf.

Katharina Eliſabeth Goethe.
Büſte im Goethemuſeum zu Frankfurt a. M. von Karl Rumpf.

Ähnlichkeit erreicht. Es ist interessant, wie in der Rumpfschen Büste der Frau Rat der scheinbare Widerspruch zwischen den Profildarstellungen und dem en face gefaßten bekannten Nicoloviusschen Bild verschwindet. Es ergiebt sich, daß beide der Wahrheit entsprechen.

Die im feinsten carrarischen Marmor ausgeführten Büsten werden dem Museum als Stiftung der Herren: S. M. Freiherrn von Bethmann, Konr. Binding, Wilh. Bonn, Dr. Eugen Lucius, Victor Moessinger und Gg. Speyer zur Feier der 150. Wiederkehr des Geburtstages Goethes, zu der Frankfurt sich jetzt rüstet, übergeben werden.

Diese Feier wird einen Markstein bilden. Nicht wie die von 1819 und 1829 ist sie Sache einer kleinen Gemeinde, nicht wie die von 1849 eine Veranstaltung immerhin beschränkter Kreise; an der Goethefeier des Jahres 1899 wird die gesamte Bevölkerung mitwirkend und genießend Anteil nehmen. Sie wird zeigen, daß der Name Goethe in Deutschland populär zu werden, daß das Verständnis seines Wesens ins Volk zu dringen beginnt. Die Welt verdankt ihm viel, das meiste aber seine eigene Nation.

In der nationalen Zerfahrenheit seiner Zeit hat er in Wissenschaft und Kunst die Schwingen gefunden, um sich über den Jammer, der sein Herz zusammenzog, hinwegzuheben.

„Aber," ruft er aus: „der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören." Aber er verzweifelte nicht: „Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft." Da aber keine menschliche Kraft den Gang der Geschichte beschleunigen kann, so erkennt er es als die wichtigste Aufgabe, an der jeder nach seinen Kräften mitwirken sollte, „die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Daß dieser Tag das deutsche Volk fähig zu großer That gefunden hat, daß es seinen neuen großen Aufgaben sich gewachsen zeigt, das ist nicht zum wenigsten der stillen rastlosen Geistesarbeit Goethes zu verdanken.